

# Digitale Editionsformen

# Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik

---

herausgegeben von:

Bernhard Assmann	Alexander Czmiel
Oliver Duntze	Franz Fischer
Christiane Fritze	Ulrike Henny
Malte Rehbein	Patrick Sahle
Torsten Schaßan	Markus Schnöpf
Philipp Steinkrüger	Georg Vogeler

Band 8

Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik – Band 8

# Digitale Editionsformen

**Zum Umgang mit der Überlieferung unter den  
Bedingungen des Medienwandels**

**Teil 2:  
Befunde, Theorie und Methodik**

von

Patrick Sahle

2013

BoD, Norderstedt

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Digitale Parallelfassung der gedruckten Publikation zur Archivierung im Kölner Universitäts-Publikations-Server (KUPS). Stand 18. Januar 2013.

Diese Arbeit ist in ihren drei Teilen von der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln als Dissertation angenommen worden.

© 2013

Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN: xxx-x-xxxx-xxxx-x

Einbandgestaltung: Johanna Puhl und Patrick Sahle nach einem Reihentwurf von Katharina Weber

Satz: Stefanie Mayer, Patrick Sahle und X<sub>3</sub>TeX

## **Inhaltsübersicht zum Gesamtwerk in seinen drei Bänden**

### **Schriften des IDE, Band 7: Das typografische Erbe**

Vorbemerkungen

Einleitung

1 Geschichte, Methoden, Begriffe und Mediengebundenheit der traditionellen Edition

1.1 Vom kopierten Text zur philologischen Edition

1.2 Die Editionstechnik der Geschichtswissenschaft

1.3 Die entwickelte Editionswissenschaft in den Philologien

1.4 Gegenstand und Methode der Edition am Ende der Gutenberg-Ära

1.5 Zur historischen und technischen Relativität der Editionstechniken

1.6 Zusammenfassung von Teil 1

### **Schriften des IDE, Band 8: Befunde, Theorie und Methodik**

2 Entwicklung, Bedingungen und Theorie der digitalen Edition

2.1 Beobachtungen aus der Frühphase digitaler Editionsformen

2.2 Zur Definition und Begriffsbildung „Digitale Edition“

2.3 Ausgewählte Aspekte der Edition im Medienwandel

2.4 Zusammenfassung von Teil 2

### **Schriften des IDE, Band 9: Textbegriffe und Recodierung**

3 Die Edition und ihr Text: Textbegriff, Elektronischer Text, Transkription

3.1 Textverständnis und Textbegriff

3.2 Digitale Repräsentation von Texten durch Markup Languages

3.3 Dokument und Transkription

3.4 Textverständnis und Auszeichnungspraxis bei der TEI

3.5 Zusammenfassung von Teil 3

Literaturverzeichnis

Vorbemerkungen zum Literaturverzeichnis

1. Editionstheorie

2. Editorische Praxis

3. Technologien, Medien und Textualität

Schlusswort



# Inhaltsverzeichnis

2	Entwicklung, Bedingungen und Theorie der digitalen Edition . . . . .	1
2.1	Beobachtungen aus der Frühphase digitaler Editionsformen . . . . .	1
2.1.1	Ausgangspunkte, Grundlagen, Methodik . . . . .	1
2.1.2	Die Evolution technischer (= methodischer) Paradigmen . . . . .	2
	Der Computer als Werkzeug . . . . .	2
	Editionen als Datenbanken . . . . .	17
	Die CD-ROM als Nachfolger des Buches? . . . . .	25
	Edition als Hypertext . . . . .	41
	Das Internet/WWW als Publikationsplattform . . . . .	52
	Hybrideditionen . . . . .	61
	Das Markup-Paradigma: SGML und XML . . . . .	70
2.1.3	Träger und Akteure . . . . .	77
	Editionen als Projektarbeit . . . . .	77
	Die institutionalisierte Edition . . . . .	84
	Die Verlage . . . . .	90
	Die Bibliotheken, Archive und Museen . . . . .	97
2.1.4	Verallgemeinerung: Wie kommt das Neue in die Welt? . . . . .	101
	Parallele Entwicklungsstränge . . . . .	101
	Zur Durchsetzung und Etablierung der digitalen Edition . . . . .	110
2.2	Zur Definition und Begriffsbildung „Digitale Edition“ . . . . .	125
2.2.1	Einige Rahmenbedingungen . . . . .	127
2.2.2	Eine verallgemeinerte Definition der Edition . . . . .	137
2.2.3	Begriffsbildung und -abgrenzung Digitale Edition . . . . .	148
2.3	Ausgewählte Aspekte der Edition im Medienwandel . . . . .	157
2.3.1	Inhalt und Form: Medienwandel als Transmedialisierung . . . . .	157
2.3.2	Gegenstände und Inhalte der Edition . . . . .	165
2.3.3	Komplexität und Adäquanz der digitalen Edition . . . . .	189
2.3.4	Qualität, Standards, Zitierfähigkeit, Autorität . . . . .	200
2.3.5	Abgeschlossenheit und Offenheit . . . . .	219
2.3.6	Organisations- und Arbeitsformen . . . . .	227
2.3.7	Publikation und Publikationsformen . . . . .	242
2.3.8	Rezeption und Nutzung von Editionen . . . . .	260
2.3.9	Technik – Methoden – Inhalte . . . . .	273
2.4	Zusammenfassung von Teil 2. . . . .	281





## 2 Entwicklung, Bedingungen und Theorie der digitalen Edition

### 2.1 Beobachtungen aus der Frühphase digitaler Editionsformen

#### 2.1.1 Ausgangspunkte, Grundlagen, Methodik

Gegenstand der Untersuchung sind im Folgenden die digitalen Editionen, wie sie sich bis ca. 2008 entwickelt haben. Eine genauere Definition, was eigentlich digitale Editionen sind, wird in Kapitel 2.2.2 vorgestellt und diskutiert. Diese engere Begriffsbestimmung ist eher ein Teilergebnis der Untersuchung als ihr Ausgangspunkt. Den Rahmen für die Betrachtung der Entwicklung bildet am Anfang eine weiche Vorstellung vom Gegenstand: Für die „Editionen“ wird zunächst der traditionelle Begriff der typografischen Kultur verwendet. „Digital“ umfasst zunächst den gesamten Bereich der Anwendung von Computern, sei es als Werkzeug, als Medium oder als strukturelles Paradigma. Diese weite Vorstellung wird durch die spätere Definitionsdiskussion dann stark eingeschränkt werden.

Meine eigene Beobachtung des Entwicklungsbereiches digitaler Editionsformen begann spätestens 1994, als ich (damals noch im Rahmen meines Studiums der Geschichte an der Universität zu Köln) anfang, nach computergestützten Verfahren zur Erschließung, Edition und Präsentation von historischen Quellen zu suchen. Seit dieser Zeit verfolge ich die Entwicklungen auf diesem Gebiet, sammle Hinweise auf digitale Editionen, entwickle Konzepte und Prototypen, rezipiere die Literatur, verfolge die einschlägigen Tagungen und nehme mehr oder weniger aktiv an der laufenden Diskussion teil. Meine Sichtungungen habe ich bereits auf einer Reihe von Webseiten systematisiert und veröffentlicht. Erste Versionen stammen aus den Jahren 1997 und 1998. Diese wurden 2000 zu einer Sektion „(digitale) Editionstechnik“ als Teil der Virtual Library Geschichte ausgebaut. Grundlage der folgenden Beschreibungen ist grundsätzlich aber auch eine neue Liste aus dem Jahr 2008, die im WWW an die Stelle der alten getreten ist und deshalb als „Version 3.0“ geführt wird. Dabei handelt es sich bei den beiden Seiten nicht um eine kontinuierliche Weiterentwicklung und Aktualisierung, sondern um zwei sehr verschiedene Listen. Die Fassung von 2000 zielte noch auf das gesamte Feld der Entwicklung, gruppierte digitale Editionen nach verschiedenen Paradigmen und verwies auch auf experimentelle Projekte und Prototypen, auf Texte, Institutionen und Tagungen. Dagegen handelte es sich bei der Version von 2008 um eine sture alphabetische Auflistung der tatsächlich nachweisbaren digitalen Editionen. Auf dieser Liste nicht verzeichnet waren Ankündigungen, Prototypen, experimentelle Ausgaben, in frühem Stadium abgebrochene oder versandete Projekte, retrodigitalisierte Druckeditionen, „flankierende“ Webseiten zur Erarbeitung von schließlich zu druckenden Ausgaben, eher didaktisch ausgerichtete Ressourcen, Korpusprojekte und vieles mehr.

Die folgenden Beobachtungen betreffen verschiedene Beobachtungsräume: sie beziehen sich auf das weite Feld der Entwicklungen und theoretischen Äußerungen, wie es sich durch ein sehr weiches Verständnis digitaler Editionsformen als „jede editorische oder editionstheoretische Aktivität unter Berücksichtigung computergestützter Möglichkeiten“ ergibt; sie beziehen sich teilweise – nämlich spätestens dann, wenn quantifizierende Aussagen gemacht werden – aber auch auf ein eher enges Verständnis digitaler Editionsformen, wie es sich in Version 3.0 der oben genannten Virtual-Library-Sektion niederschlägt.

### 2.1.2 Die Evolution technischer (= methodischer) Paradigmen

Ich führe hier das methodische Programm aus Teil 1 fort. Dabei folgt die Beschreibung der unterschiedlichen Paradigmen scheinbar wieder einer chronologischen Ordnung. Erstes Beobachtungskriterium sind aber nicht die inhaltlichen Konzeptionen, sondern die technischen Rahmenbedingungen. Die Entwicklung digitaler Editionsformen kann auf den ersten Blick als Prozess der Adaption neuer technischer Möglichkeiten aufgefasst werden. Dieser Prozess lässt sich als eine (Ab-)Folge technischer Paradigmen beschreiben. Der enge Zusammenhang zwischen technischen Bedingungen und methodischen und inhaltlichen Konzepten war eines der wesentlichen Ergebnisse von Teil 1. Dieser Zusammenhang ist auch hier weiter zu beleuchten und es ist zu zeigen, wie auch digitale Medien unmittelbar zu veränderten Methoden und Inhalten führen.

#### *Der Computer als Werkzeug*

*In fact, wherever precision is required man flies  
to the machine at once, as far preferable to himself.<sup>1</sup>*  
Samuel Butler (1872)

*In His mercy, around 1955, God led men to invent magnetic tapes.<sup>2</sup>*  
Roberto A. Busa

*Automaten.* Die Edition war von ihrem Selbstverständnis her immer schon ein regelgeleiteter Prozess. Die Verwendung von „Maschinen“ oder „Automaten“ zur Unterstützung der verschiedenen Editionsarbeiten lag daher schon vor dem Aufkommen des Computers nahe. Zu den frühen Werkzeugen gehörten z.B. „Kollationsmaschinen“; optische Maschinen wie der „Hinman-Collator“, die Abbildungen von Druckseiten z.B. auf einer Leinwand überblenden oder in schnellem Wechsel

<sup>1</sup> Z.B. in Samuel Butler, *Erewhon – Or. Over the Range*, New York 1910, S. 244f.

<sup>2</sup> Roberto A. Busa, Foreword: Perspectives on the Digital Humanities, in: *A Companion to Digital Humanities*, hg. von Susan Schreibman, Ray Siemens und John Unsworth, Oxford 2004, S. xvii.

anzeigen konnten, so dass Abweichungen direkt augenfällig wurden.<sup>3</sup> Bereits 1963 beschreibt Hans Werner Seiffert nicht nur solche Maschinen, sondern stellt auch für die weiteren Entwicklungen im Bereich der Computer den methodischen Zusammenhang zur Textkritik her, wenn er allgemein bemerkt, dass „diese Elektronenmaschinen bei besonders günstigen Voraussetzungen auch für textkritische Entscheidungen in Anspruch genommen werden [können], soweit sie auf begründeten Wahrscheinlichkeitsoperationen beruhen“.<sup>4</sup>

Hier ging es bereits um die Kombination von „fotoelektrischen und elektronischen“ Prinzipien, wie Seiffert schreibt. Eine Entwicklung, die zunächst nur für bestimmte Dokumentarten anwendbar war, in der allgemeinen Geschichte der Edition keine größere Rolle gespielt hat und hier eher anekdotischen, zugleich beispielhaften Charakter hat. Weitaus bedeutender und folgenreicher wurde die Verwendung der aufkommenden Computer zunächst als „Rechenmaschine“ und dann als Textverarbeitungssystem und Satzmaschine.<sup>5</sup>

*Father Busa.* Als einer der Urväter der elektronischen Edition wird gemeinhin der Jesuitenpater Roberto Busa angenommen, der bereits in den 1940er Jahren mittels Lochkarten damit begann, eine vollständige Konkordanz zu den Werken Thomas von Aquins zu erarbeiten.<sup>6</sup> Dabei ist ein lemmatisiertes Volltextregister zwar keine Edition im eigentlichen Sinne, sehr wohl aber ein wichtiges Hilfsmittel

<sup>3</sup> Siehe aus den zeitgenössischen Texten z.B. John Wayne Carter, *Mechanized Collation*, in: *Times Literary Supplement* 2819 (9.3.1956), S. 156, Charlton Hinman: *Mechanized Collation at the Houghton Library*, in: *Harvard Library Bulletin* 9 (1955), S. 132-134 oder umfassender zu einem Anwendungsfall Charlton Hinman, *The Printing and Proof-Reading of the First Folio of Shakespeare*, 2 Bde, Oxford 1963. Zu weiteren Entwicklungen z.B. Gordon Lindstrand, *Mechanized Textual Collation*, in: *Studies in Bibliography* 24 (1971), S. 204-214. In der rückschauenden Beschreibung z.B. Steven Escar Smith, *The Eternal Verities Verified: Charlton Hinman and the Roots of Mechanical Collation*, in: *Studies in Bibliography* 53 (2000), S. 129-162, Shillingsburg, *Scholarly Editing in the Computer Age* (3<sup>1996</sup>), S. 135 oder Susanne Starnes, *Digitalisierungstechniken und ihr Einsatz für buchwissenschaftliche Forschung, insbesondere für die analytische Druckforschung*, Magisterarbeit Erlangen 2002, Alles Buch – Studien der Erlanger Buchwissenschaft 1, Erlangen 2003, S. 32f („Der Hinman-Collator und seine Nachfolger“), diese im Rückgriff auf z.B. Martin Boghardt, *Druckanalyse und Druckbeschreibung*, in: *Gutenberg-Jahrbuch* 70 (1995), S. 204ff und Dieter Kranz, *Kann die Verwendung des Hinman-Collators der Gutenberg-Forschung weiterhelfen?* in: *Gutenberg-Jahrbuch* 58 (1983), S. 70f.

<sup>4</sup> Seiffert, *Untersuchungen* (1963), S. 69f, hier S. 70.

<sup>5</sup> Siehe grundsätzlich den gesamten Abschnitt „Der Computer als Werkzeug“ im Literaturverzeichnis. Eher zusammenfassend hier z.B. Frogier, *La critique des textes* (1968); Dearing, *Principles and Practice* (1974), S. 136-160 („Editing Texts and Documents“) bzw. S. 215-237 („Appendix B. Notes on Computer Programs“); Ott, *Computer-Anwendung* (1978); Fetzer, *Elektronisches Edieren* (1982); Adamo, *Trattamento* (1989); Ott, *Der Computer als wissenschaftliches Arbeitsmittel* (1994); Hockey, *Creating and Using* (1996), S. 1ff („Using computers to prepare editions: a historical summary“), Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 66ff (Kapitel „Der Computer als Werkzeug“).

<sup>6</sup> Die ursprüngliche Zielmarke bestand dabei aus 13 Millionen Lochkarten (für jedes Wort eine), die zusammen einen Stapel von 90 Metern Länge bei 1,20 Metern Höhe und 1 Meter Tiefe ergeben und 500 Tonnen gewogen hätten. Siehe Roberto A. Busa, *Foreword: Perspectives on the Digital Humanities*,

tel zur editorischen Textkritik. Erst eine systematische Aufstellung aller Wörter und ihrer Vorkommen erlaubt eine genauere Beurteilung möglicher Fehllösungen oder Verschreibungen – wie auch das interpretierende Verständnis der Texte als Menge von einzelnen Wörtern. Die Regelhaftigkeit des Prozesses, die mit analogen Mitteln kaum zu bewältigende Informationsmenge und die algorithmischen Verarbeitungsoperationen der Vergleichung und Sortierung legten hier unmittelbar die Verwendung von Rechenmaschinen nahe.<sup>7</sup> Das ganze Unternehmen führte dann seit den 1970er Jahren zur Publikation einer insgesamt 56-bändigen Reihe<sup>8</sup> und ist als Vorgeschichte des „Humanities Computing“ und der elektronischen Edition immer wieder angesprochen worden.<sup>9</sup>

*Toolbox.* Der Aspekt der Regelhaftigkeit der Verfahren legt den Einsatz von Rechenmaschinen nahe. Für statistische Auswertung, Lemmatisierung, Indexierung, Registerbildung oder Konkordanzierung entstanden zahlreiche Programme, die sowohl für die Auswertungs- und Analyseinteressen des „linguistic computing“ als auch für die vor- und nachbereitenden Arbeiten im editorischen Bereich<sup>10</sup> eine Arbeitserleichterung brachten, dann aber auch zur Entwicklung ganz neuer Fragestellungen führten. Von den Programmen aus diesem Bereich seien hier als exemplarisch erwähnt BYC<sup>11</sup>,

---

in: *A Companion to Digital Humanities*, hg. von Susan Schreibman, Ray Siemens und John Unsworth, Oxford 2004, S. xvii.

<sup>7</sup> Busa hat seine methodischen Ansätze und seine Vorgehensweisen immer wieder dokumentiert. Siehe von ihm z.B. *An Inventory of Fifteen Million Words*, in: *Literary Data Processing Conference Proceedings*, hg. von Jess B. Bessinger und Stephen M. Parrish, New York (NY) 1965, S. 64-78; *Computer Processing of over Ten Million Words: Retrospective Criticism*, in: *The Computer in Literary and Linguistic Studies (Proceedings of the Third International Symposium)*, hg. von Alan Jones und Robert F. Churchhouse, Cardiff 1976, S. 114-117; *The Annals of Humanities Computing, The Index Thomisticus*, in: *Computers and the Humanities* 14 (1980), S. 83-90; *Concluding a Life's Safari from Punched Cards to World Wide Web*, in: *The Digital Demotic: Selected Papers from DRH97, Digital Resources for the Humanities Conference*, St. Anne's College, Oxford September 1997, hg. von Lou Burnard, Marylin Deegan and Harold Short, London 1998, S. 3-11.

<sup>8</sup> Roberto A. Busa, *Index Thomisticus – Sancti Thomae Aquinatis operum omnium indices et concordantiae*; in quibus verborum omnium et singulorum formae et lemmata cum suis frequentiiis et contextibus variis modis referuntur, Stuttgart/Bad Cannstatt 1974-1980. Seit den frühen 1990er Jahren gibt es auch eine CD-ROM-Ausgabe: Roberto A. Busa, *Thomas Aquinatis Opera Omnia Cum Hypertextibus* in CD-ROM, Mailand 1992. Eine Internetversion des „Index Thomisticus“ gibt es im Rahmen des weiteren „Corpus Thomisticum“ inzwischen ebenfalls: <<http://www.corpusthomaticum.org/it/index.age>>.

<sup>9</sup> Siehe z.B. Vanhoutte, *Display or Argument* (2003), S. 76.

<sup>10</sup> Für den Zusammenhang zur editorischen Praxis siehe Shillingsburg, *Scholarly Editing in the Computer Age* (1986), Kap. 12 (*Computer-Assisted Scholarly Editing*) oder den kurzen historischen Abriss bei Hockey, *Creating and Using* (1996), S. 1ff („Using computers to prepare editions: a historical summary“).

<sup>11</sup> BYC = Brigham Young Concordance program. Ein Vorläufer des späteren WordCruncher.

CASE, COCOA<sup>12</sup>, Concordance<sup>13</sup>, INTEXT, MonoConc / ParaConc<sup>14</sup>, OCP<sup>15</sup>, TACT<sup>16</sup>, UNITE<sup>17</sup>, WordCruncher und WordSmith Tools<sup>18, 19</sup>

*Collate!* Für die Editorik konnten auch Werkzeuge der allgemeinen Linguistik verwendet werden. Es bestand hier aber der zusätzliche Bedarf an speziellen Programmen. Zu den Kernarbeiten in der Edition gehört die Kollation, für die maschinelle Verfahren bereits seit den 1960er Jahren entwickelt wurden.<sup>20</sup> Unter den zahlreichen Programmen<sup>21</sup> galt lange *Collate* als „perhaps the best known tool available“.<sup>22</sup> Der Gedanke, Kollationierung als strenge Textvergleiche sei eine grundlegende, aber „Idiotenarbeit“, die man deshalb getrost den Computern als Rechenknechten überlassen könne, liegt nahe. Wie bei vielen anderen Gelegenheiten hat der Computereinsatz aber auch hier dazu geführt, die ursprünglichen Annahmen zu revidieren: Die Automatisierung der Kollation im engeren Sinne zeigt deutlich, wie sehr sie einerseits auf interpretative und subjektive Arbeiten *vor* dem Textvergleich (nämlich in der Transkription) angewiesen ist, und wie sie andererseits die editorischen Entscheidungen *nach* dem Textvergleich nicht unbedingt vorwegnimmt, sondern nur auf eine bessere (statistisch abgesicherte) Basis stellt. Die Verwendung regelbasierter

<sup>12</sup> COCOA = COunt and COncordance generation on the Atlas.

<sup>13</sup> Entwickelt von Roger J.C. Watt (Dundee), siehe <<http://www.concordancesoftware.co.uk>>.

<sup>14</sup> Siehe <<http://www.ruf.rice.edu>>.

<sup>15</sup> OCP = Oxford Concordance Program. Siehe Susan Hockey und Ian Marriott, Oxford Concordance Program: Version 1.0; Users manual, Oxford 1984.

<sup>16</sup> TACT = Text-Analysis and Concordance Tools. Siehe <<http://www.chass.utoronto.ca:8080/cch/tact.html>>. Zu TACTWeb siehe <<http://ilex.cc.kcl.ac.uk/Tactweb/doc/tact.htm>>. Zur Verwendung z.B. Ian Lancashire u.a., Using TACT with Electronic Texts: A Guide to Text-Analysis Computing Tools, New York 1996.

<sup>17</sup> Marcos Marín, Where is Electronic Philology Going? (2001), S. 11, bzw. Marcos Marín, Computers and Text Editing (1991).

<sup>18</sup> Siehe <<http://www.liv.ac.uk/~ms2928>>.

<sup>19</sup> Siehe zusammenfassend mit weiterführender Literatur zuletzt John Bradley, Text Tools, in: A Companion to Digital Humanities, hg. Von Susan Schreibman, Ray Siemens und John Unsworth, Oxford 2004, S. 505-522.

<sup>20</sup> Siehe zu den Entwicklungen in diesem Bereich z.B. Cabaniss, Using a Computer (1970); Petty / Gibson, Project OCCULT (1970); Widmann, The computer in historical collation (1971); Fabian / Kranz, Interne Kollation (1971); Gilbert, Automatic Collation (1973); Cannon, OP-COL (1976); Cannon, Interactive Collation (1989); Ott, Mehr als Kollationshilfe (1990); Hilton, The URICA!II (1992), Siemens, Textual Collation Software (1994) oder Shillingsburg, Scholarly Editing in the Computer Age (<sup>3</sup>1996), S. 136ff.

<sup>21</sup> Grundsätzlich ist zwischen spezialisierten Programmen, die nur der Kollationierung dienen, und Programmmodulen zu unterscheiden, die wieder Teil umfassender Systeme sein können. Zu den letzteren gehört TUSTEP, das eigene Kollationsmodule umfasst. Dazu siehe Ott, Mehr als Kollationshilfe (1990). In letzter Zeit wird die Arbeit an Kollationswerkzeugen auch im Rahmen von INTEREDITION (<http://www.interedition.eu>) koordiniert und vorangetrieben, wo ein Programm „CollateX“ entwickelt wird (<http://collatex.sourceforge.net>).

<sup>22</sup> Das Zitat bei John Bradley, Text Tools, in: A Companion to Digital Humanities, hg. von Susan Schreibman, Ray Siemens und John Unsworth, Oxford 2004, S. 512. Zu *Collate* selbst siehe Peter M. W. Robinson, *Collate 2: A User Guide*. Oxford 1994 bzw. <<http://www.cta.emu.ac.uk/projects/collate/res.html>>.

Software führte hier also vor allem zu einer differenzierteren Wahrnehmung der Bedingungen und Möglichkeiten der Mechanisierung selbst. Auf der anderen Seite erweiterte der Computer den Bereich des praktisch Möglichen. Der Vergleich beliebig vieler Fassungen beliebig langer Texte wurde nun einfacher und übersichtlicher – wenn nicht sogar erst wirklich realisierbar. Auch diese neue Möglichkeit führte aber zu methodischen Verschiebungen.

*Stemmatologie.* Der Textvergleich erlaubt Einsichten in die Beziehungen zwischen überlieferten Textfassungen. Der *systematische* und *vollständige* Textvergleich ermöglicht erst eine umfassende Untersuchung aller möglichen Beziehungen.<sup>23</sup> Kollation ist eine wichtige Grundlage für die Bildung eines Stemmas. Die Stemmatologie ist für bestimmte Überlieferungsverhältnisse und editorische Schulen von entscheidender Bedeutung: Die Suche nach dem „Urtext“ ist auf eine genaue Ermittlung der Abstammungsverhältnisse angewiesen. In der traditionellen Diskussion hatte es schon früh Kritik an einer Stemmbildung gegeben, die nicht systematisch alle Varianz berücksichtigte und die zu Vereinfachungen neigte, wenn es um die Überbrückung verllorener Zeugen oder gar um kontaminierte Überlieferung ging. Eine wissenschaftlich zufriedenstellend fundierte Stemmbildung mit dem Anspruch auf Vollständigkeit, Transparenz und Regelorientierung rief geradezu nach dem Einsatz statistischer Verfahren mit Hilfe des Computers,<sup>24</sup> der auch schon seit den 1960er Jahren eingesetzt wurde.<sup>25</sup> Die stemmatologische Forschung erlebte dadurch eine weitere Verwissenschaftlichung und Verfeinerung, die zunächst davon ausging, dass

<sup>23</sup> J.J. Smith und M.L. Samuels (*The english of Chaucer and his Contemporaries*, Aberdeen 1988), S. 156 formulieren, dass man schon den Computer bräuchte „to help us find the needle of significance in the haystack of variation“.

<sup>24</sup> Robinson, *Publishing* (1998), S. 274ff beschreibt am Beispiel der „*Canterbury Tales*“, wie eine vollständige manuelle Kollation von 80 Handschriften mittels 60.000 Karteikarten und acht gedruckten Bänden nicht zu einem überzeugenden Ergebnis kommen konnte und die Fülle der Daten erst mit Computern verwaltbar wurde.

<sup>25</sup> Textkritiker wie Jacques Froger hatten schon früh die Hoffnung, ihre Methoden algorithmisch formalisieren und durchführen zu können – siehe Froger, *La critique des textes* (1968) bzw. (1970). Nesselrath, *Neuere Tendenzen* (1994), S. 68 berichtet über diese frühen Ansätze und schildert, wie Froger bereits 1970 zuversichtlich gewesen sei, „daß es mit Hilfe von auf mathematischen Theoremen basierenden Computerprogrammen gelingen könnte, über den Weg eines sehr stark mechanisierten Fehlervergleichs und den dadurch zu ermittelnden Grad der Abweichung der jeweiligen Handschriften von einer gewissen Norm das Verhältnis dieser Handschriften zueinander und ihren relativen Stellenwert zu ermitteln und damit die Grundlage für einen zuverlässig konstituierten Text zu schaffen“. Zu einem Anwendungsfall: Karl-Heinz Uthemann, *Editionstechnik ohne ‚Trenn- und Bindefehler‘?* Zur Rekonstruktion von Stammbäumen mittels des Computerprogramms von A. Dees. In: *Jahrbuch der Österreichischen Byzantinistik* 39 (1989), S. 49-54. Zur frühen Diskussion zusammenfassend z.B. auch Ott, *Mehr als Kollationshilfe* (1990), Fuhrmann, *Überlegungen* (1978), S. 7ff, Zarri, *Algorithms* (1973), S. 225ff, jeweils mit weiteren Literaturhinweisen. Siehe zur allgemeinen Darstellung auch Hockey, *Creating and Using* (1996) (z.B. S. 2, wo sie u.a. von „cluster analysis techniques to study manuscript tradition“ spricht) oder Hockey, *Electronic Texts* (2000).

die bestehenden Methoden auf ein mathematisches Verfahren abgebildet bzw. als Algorithmus remodelliert werden müssten.<sup>26</sup> Diese Entwicklung führte bald aber auch zu konzeptionellen Wandlungen: Vor dem Einsatz der Rechenmaschinen hatte man aus den Eigenheiten punktueller Varianz (die man z.B. als Abschreibefehler interpretierte) auf Abstammungsverhältnisse zwischen den Zeugen geschlossen. Nun ging man aber vom Konzept der vertikalen Abstammung zum weiteren Konzept der „Verwandtschaft“ bzw. noch allgemeiner der „Ähnlichkeit“ oder „Nähe“ über. Diese Zusammenhänge lassen sich eher regelbasiert beschreiben, legen dann den Einsatz von Verfahren aus der Mathematik und der Evolutionsbiologie („Phylogenetics“) nahe und bieten dadurch erst die Möglichkeit, über die Interpretation der Ergebnisse mögliche Verhältnisse von Vorlage und Kopie anzunehmen.<sup>27</sup> Diese Form von Stematologie führt zu sehr viel differenzierteren Einsichten in die Überlieferung: So können neben der „Nähe“ zwischen Zeugen auch zusammengehörige „Familien“ von Textzeugen genauer beschrieben werden. Auch kontaminierte Überlieferungen, „offene Überlieferungen“ oder andere Formen von Textzusammenhängen werden berechenbar.<sup>28</sup> Die systematische Kollation zahlreicher Textzeugen, die Anwendung neuer formaler Verfahren zu ihrer Untersuchung und die konzeptionellen Verschiebungen von der „Abstammung“ zur „Nähe“ müssen dann auch Auswirkungen auf die Bewertung der einzelnen Texte haben: die Unterordnung aller Zeugen unter einen (re-)konstruierten Urtext wird fragwürdig, die zunächst gleichberechtigte Wahrnehmung der überlieferten Zeugen begünstigt. Die erweiterten Möglichkeiten des Computers erlauben darüber hinaus auch eine genauere Wahrnehmung, Verzeichnung und Verarbeitung der Textzeugen. Statt einer Beschränkung auf die Ebene der Lexik können nun auch die orthografische und die grafematische Varianz sowie die Unterschiede in den ev. vorhandenen originalen Makrostrukturen (signalisiert z.B.

---

<sup>26</sup> Eine genaue und methodisch reflektierte Beschreibung liefert Zarri, *A Computer Model* (1976). Die ganze genealogische Methode der *recensio* sei in klare Algorithmen zu fassen, mit dem Ziel einer „complete definition of an algorithmic methodology which would allow the analysis of a textual tradition, no matter its complexity“ (S. 133). Er differenziert dabei bereits zwischen einem strikten (formalen) mathematischen Modell und einem Computermodell, das eher auf die „pragmatic agility of computer’s procedures“ ausgerichtet sei. Zur praktischen Anwendung solcher Verfahren und ihren inhaltlichen und methodischen Rückwirkungen siehe Zarri, *Primi risultati* (1971) und Zarri, *Algorithms* (1973).

<sup>27</sup> Zur methodologischen Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Disziplinen siehe z.B. das „STEMMA Projekt“, getragen vom „Centre for Technology and the Arts“ (CTA), De Montfort University und dem Institut für Biochemie an der Universität Cambridge (<http://www.cta.dmu.ac.uk/projects/stemma/workshop.html>).

<sup>28</sup> Siehe als frühen Beispielfall für die „offene Überlieferung“ den Bericht von Martyn, *The Value of the Computer in Editing an ‚Open Tradition‘ Text* (1978). Für den Zusammenhang zwischen offener Überlieferung, neuen philologischen Denkansätzen und moderner Stematologie siehe Stolz, *New Philology and New Phylogeny* (2003).

durch Interpunktion, Majuskeln und Initialen) in die Rechnung einbezogen werden.<sup>29</sup> Die Stematologie ist ein Beispiel dafür, dass der Einsatz neuer Werkzeuge nicht nur zur besseren Umsetzung alter Methoden (und damit zu besseren Editionen!) führt, sondern auch zur Ausweitung und Differenzierung des Forschungsfeldes bis hin zur Veränderung der grundlegenden Konzepte.<sup>30</sup> Die Stematologie hat sich bis heute zu einem eigenständigen Forschungszweig emanzipiert, der hier nicht weiter verfolgt werden kann.<sup>31</sup>

„*Humanists Machine*“.<sup>32</sup> Keine Edition wird heute noch ohne den Einsatz von Computern erstellt. Dies betrifft nicht einmal primär die Spezialanforderungen der Editorik, sondern zunächst den Charakter des Computers als allgemeine Werkzeug. Für die Arbeit mit Texten kann heute auf die elementaren Operationen der digitalen Textverarbeitung nicht mehr verzichtet werden. Man stelle sich nur den zusätzlichen Arbeitsaufwand vor, wenn man das Schreiben, Ändern, Verschieben, Suchen, Ersetzen, Formatieren, Sortieren, Lemmatisieren, Konkordanzieren von Textstücken von Hand machen wollte! Der Computer ist heute ein allgemeines, grundlegendes und unverzichtbares Werkzeug.<sup>33</sup> Er ist es aber in den Geisteswissenschaften dann auch in einer speziellen Weise, weil er hier die fachspezifischen Methoden operationalisieren muss. Für die Editionen ist zu überlegen, wo der Computer jenseits der allgemeinen

<sup>29</sup> Für einen Praxisfall beschreibt Robinson, *Publishing* (1998), S. 274ff, wie man zunächst möglichst quellennah transkribieren sollte und die Kollation dann auf verschiedenen Stufen der Regulierung und Normalisierung durchführt, so dass auch eine Systematik der verschiedenen Arten der Abweichung berücksichtigt werden kann.

<sup>30</sup> Exemplarisch hier bereits Martyn, *The Value* (1978), S. 242ff, der für seine angewandte Editionsarbeit klar schildert, wie der Einsatz computergestützter Verfahren nicht nur zu anderen Ergebnissen, sondern auch zu veränderten Grundkonzeptionen führt.

<sup>31</sup> Siehe zur Entwicklung der „New Stemmatics“ Peter Robinson, *Computer-Assisted Stemmatic Analysis and ‚Best-Text‘ Historical Editing*, in: *Studies in Stematology*, hg. von P. van Reenen und M. van Mulken, Amsterdam 1996, S. 71-103; Peter Robinson und Robert O’Hara, *Report on the Textual Criticism Challenge 1991 [über cladistic analysis]*, *Bryn Mawr Classical Review* 3 (1992), S. 331-337; Peter Robinson, *Cladistic Analysis of an Old Norse Manuscript Tradition*, in: *Research in Humanities Computing* 4, hg. von Susan Hockey und Nancy Ide, Oxford 1996, S. 115-137; A. C. Barbrook, N. F. Blake, C. J. Howe und Peter M. W. Robinson, *The Phylogeny of *The Canterbury Tales**, in: *Nature* 394 (1998), S. 839. Eine kritische Position vertritt Neil Cartlidge, *The Canterbury Tales and Cladistics*, in: *Neuphilologische Mitteilungen* 102 (2001), S. 135-150.

<sup>32</sup> Northrop Frye, *Literary and Mechanical Models*, in: *Research in Humanities Computing 1: Selected Papers from the ALLC/ACH Conference*, hg. von Ian Lancashire, Oxford (1991).

<sup>33</sup> Auf der Ebene der textlichen Grundoperationen ist er so selbstverständlich, dass sein Einsatz gar nicht mehr diskutiert wird. Die Technisierung dieser Arbeiten wird damit aber auch zu einem blinden Fleck in der Diskussion. Für eine systematische Betrachtung ist deshalb immer wieder darauf zu verweisen, dass es *nicht* darum geht, ob Editionen mit oder ohne Hilfe des Computers erstellt werden, sondern nur darum, wo die Grenze des Computereinsatzes liegt. Deshalb ist der Verweis auf die elementaren Grundarbeiten in der elektronischen Textverarbeitung methodologisch unverzichtbar. Auf die basischen Operationen verweist z.B. Vanhoutte, *Display or Argument* (2003), S. 76 oder auch Ascheri, *L’informatica* (1991), S. 73f.



Arbeitserleichterung auch die spezielleren Anforderungen der „Humanities“ erfüllen kann. Hier ist neben der Textverarbeitung mit der Kollation und Stematologie bereits auf zwei spezifisch editorische Teilbereiche verwiesen worden, zu denen aber noch viele weitere gehören, die auf dem Weg zum edierten Text wichtige Entscheidungshilfen bieten.

*Niedere und höhere Textkritik.*<sup>34</sup> Grundsätzlich können alle Arbeitsschritte der Edition mit digitalen Verfahren unterstützt werden. Die vielfältigen Prozesse sind hier abzubilden, zu remodellieren und damit ev. auch zu rationalisieren. Die Kette reicht von der Abbildung und Verzeichnung der Vorlagen über ihre Analyse bis hin zur Textkonstitution und der Generierung weiterer Hilfsmittel aus und zu den Texten, die bei editorischen Entscheidungen nützlich sein können. Der Editor kann auf diese Weise seine Arbeit rationalisieren, transparenter gestalten und methodisch absichern. Für die einzelnen Teilbereiche sei hier nur auf einige Beispiele verwiesen:

- Die Informationen zur Überlieferung, zu den äußeren und inneren Merkmalen der Textzeugen können datenbankgestützt verwaltet und damit flexibler und effizienter genutzt werden.
- Transkriptionen können differenzierter vorgenommen werden (da sie nicht mehr unmittelbar auf den schließlichen Editionstext ausgerichtet sein müssen) und gehen direkt in den Analyseprozess über.
- Auf der Grundlage systematischer „äußerer“ Beschreibungen und genauester Transkriptionen (z.B. auf der grafematischen Ebene) sind Untersuchungen zu Handwechseln, Schreibereigentümlichkeiten etc. möglich.<sup>35</sup>
- Vorbereitende und begleitende, z.B. heuristische Textanalysen, metrische, stilistische, lexikalische und orthografische Untersuchungen führen neben einer besseren Kontrolle der Transkriptionen auch zu einem tieferen Verständnis der Texte und Textzeugen und verbessern so die editorischen Entscheidungsmöglichkeiten.<sup>36</sup>

---

<sup>34</sup> Traditionell gibt es eine einfache Unterscheidung zwischen der „niederen Textkritik“, die zur Textkonstitution und Edition führt, und der „höheren Textkritik“, die auf dieser Basis die Interpretation der Texte vornimmt. Es ist aber klar, dass die niedere Textkritik nicht ohne ein interpretierendes Verständnis der Texte und ihrer Bedingungen möglich ist. Die Begriffe des „lower“ und „higher criticism“ z.B. bei Siemens, *A New Computer-Assisted Literary Criticism?* (2002), S. 260.

<sup>35</sup> Hierzu z.B. Robinson, *New Directions* (1997). Auch Uitti und Greco, *Computerization* (1994), S. 145ff argumentiert, dass man die Textkritik verbessert, wenn man ihre kodikologischen und paläografischen Grundlagen differenzierter untersucht: Selbst im traditionellen Verständnis muss man ja die Besonderheiten (und Zufälligkeiten) der Überlieferung und die individuellen Besonderheiten der Schreiber erst aus den Textzeugen „herausrechnen“, um zum Autor zu gelangen.

<sup>36</sup> So argumentieren u.a. Ascheri, *L'informatica* (1991) oder Duggan, *Some Unrevolutionary Aspects* (1996), S. 88ff. Ausführlich zu diesen Verfahren Robinson, *New Directions* (1997), S. 154ff. Für den Bereich der Geschichtswissenschaft beschreibt Kropač, *Ad Fontes* (1990), S. 467 den Computer als

- Die Untersuchungen auf kodikologischer und paläografischer sowie auf linguistischer Ebene verbessern die Entscheidungsmöglichkeiten bei (materiell oder inhaltlich) verderbten oder unklaren Stellen durch genauere Wortschatzanalysen und allgemein probabilistische Verfahren.
- Die abschließenden Register und Indizes werden zu einem „Register in Latenz“, das ebenfalls die editorische Arbeit nicht zusammenfasst, sondern fortwährend begleitet und unterstützt.<sup>37</sup>

Neben all diesen eher allgemein anzuwendenden Verfahren spielen oft auch noch material- oder fachspezifische inhaltlich orientierte Methoden eine Rolle bei der editorischen Entscheidungsfindung. Hier sei als Beispiel nur auf die Diktatvergleiche der historischen Urkundenforschung verwiesen.<sup>38</sup> Es ist offensichtlich, dass auch solche Untersuchungen, die scheinbar erst an den Ergebnissen der Edition ansetzen, auf das Verständnis der Texte (auf einer linguistischen Ebene) und damit auf die editorische Textkonstitution zurückwirken. Die Textkritik jedenfalls, die schließlich dazu führt, dass eine bestimmte Lesart einer anderen vorgezogen oder an einer bestimmten Stelle eine bestimmte Emendation vorgeschlagen wird, ist umso besser begründet, je mehr sie sich auf die oben angedeuteten Verfahren stützen kann. Dabei ist aber nicht klar zu trennen, was hier eigentlich die Grundlage des anderen ist. Systematische (auch inhaltliche) Auswertungen und die Beantwortung von aktuellen Forschungsfragen stehen mit der editorischen Textkritik und Textkonstitution in einem engen Verhältnis unmittelbarer wechselseitiger Auswirkungen.<sup>39</sup>

*Der Computer als Satzprogramm.* Rechenmaschinen konnten schon lange als Hilfsmittel der Textkritik eingesetzt werden. Weiter verbreitet und die allgemeine Wahrnehmung dominierend war aber zweifellos die Verwendung von Textverarbeitungsprogrammen.<sup>40</sup> Diese reichte von der einfachen Verwendung allgemeiner Software bis

---

Werkzeug der Textkritik. Aus der Praxis berichten und argumentieren Gašiorowski und Jasiński, *Das alte und neue Großpolnische Urkundenbuch* (1998), S. 140. Computereinsatz im Sinne einer Rationalisierung der Textkritik auch bei Schepers, *Alternative* (1997) und schon früh bei Dearing, *Principles and Practice* (1974).

<sup>37</sup> Der Begriff bei Ricklefs, *Zur Systematik* (1999), S. 15. Zum Thema ausführlich auch bereits Härtel, *Mehr als ein Anhang* (1989) und Härtel, *Überlegungen* (1990).

<sup>38</sup> Siehe hier z.B. Völker, *Altfranzösische Urkundensprache* (2003).

<sup>39</sup> In diesem Sinne ist eigentlich auch nicht der edierte Text, sondern all die im Vorfeld versammelten und aufbereiteten Informationen das eigentliche Material, aus dem die Analysen und textkritischen Überlegungen schöpfen. Bereits vor 30 Jahren prognostizieren Firchow und Grimstad, *The Old Icelandic 'Elucidarius'* (1978), S. 299 hierzu: „So far we clearly have only scratched the surface of a veritable gold mine of information. It is our hope that we shall be able to unearth the wealth of ore hidden beneath.“

<sup>40</sup> Zu beiden Aspekten, dem „Computer als Hilfsmittel der Kritik“ und dem „Computer zur Druckerstellung“ u.a. bereits Shillingsburg, *Scholarly Editing in the Computer Age* (1986), Kap. 13 (Computer Typesetting) oder Kropač, *Ad Fontes* (1990), S. 468. Zum Stand von 1990 dann auch Trauth, *ex computatione salus* (1995), S. 171. Im Rückblick Kamzelak, *E-Edition* (2004), S. 14ff.

hin zur Entwicklung spezialisierter Systeme für die Edition.<sup>41</sup> Zu den Endpunkten der Entwicklung gehören hier z.B. die Pakete „CET“ (Critical Edition Typesetter)<sup>42</sup> und „CTE“ (Classical Text Editor)<sup>43</sup>. Bei beiden Programmen handelt es sich um spezialisierte Textverarbeitungssysteme, die den fertigen Satz von zu druckenden kritischen Editionen unterstützen. Dabei werden vor allem solche Funktionalitäten angeboten, die in „normalen“ Textverarbeitungen oft fehlen (oder früher fehlten): Parallelisierung von Text und Übersetzung bzw. Kommentar, Druck von Marginaltexten, Verwaltung mehrfacher Apparate, Verwaltung von Siglen, dynamische Generierung von Zeilennummern, Verwaltung von Querverweisen, Indexgenerierung, Herstellung von Satzformaten für den Buchdruck<sup>44</sup> oder die Unterstützung nicht-lateinischer Schriften und linksläufiger Schriften. Beide Systeme basieren auf dem WYSIWYG-Prinzip („what you see is what you get“), verbergen also den eigentlichen Code im Hintergrund und erlauben es dem Benutzer, direkt auf einer typografischen Oberfläche zu arbeiten, die dem späteren Druckbild entspricht. Der CTE bietet inzwischen auch Exportformate für digitale Medien.<sup>45</sup> Entscheidend ist aber, dass durch die Konzentration auf die typografische Oberfläche jenes editorische Konzept beibehalten wird, das in Teil Eins dieser Arbeit als eine Methodologie beschrieben wurde, die sich zu weiten Teilen aus den spezifischen Bedingungen der Druckkultur ergeben hat. In Kapitel 2.2.3 wird näher darauf einzugehen sein, dass es sich bei digitalen Exportformen typografisch bestimmter Editionen *nicht* um digitale Editionen handelt. Betrachtet man die Situation vor dem Computerzeitalter und die verfügbaren Programme zu Beginn des Computerzeitalters, dann haben CET und CTE zu einer erheblichen Arbeitserleichterung in der traditionellen Editorik geführt. Insbesondere die fehlerträchtige und zeitraubende Zusammenarbeit mit den Verlagen im Hinblick auf den Neusatz eingereichter Manuskripte und vielfache Korrekturläufe ist dadurch rationalisiert worden.<sup>46</sup> Auf der anderen Seite kann

<sup>41</sup> Siehe beispielhaft Eisenecker, Der Einsatz von MS Word 4.0 für historische Texteditionen (1989) oder Meyer-Krentler, Edition und EDV, Elektronische Arbeitshilfen für Editoren, Philologen, Bücherschreiber mit dem WORD-Zusatzpaket ECCE (1992).

<sup>42</sup> Siehe <<http://karas.ch/cet/Index.html>>. Das System ist von Bernt Karasch, Universität Bochum, entwickelt worden, wird aber anscheinend seit 2004 nicht weiter aktualisiert. Literatur siehe Karasch, Critical Edition Typesetter (1996) bzw. Karasch, Critical Edition Typesetter (1999).

<sup>43</sup> Siehe <<http://www.oeaw.ac.at/kvk/cte/>>. Das System wird seit 1997 von Stefan Hagel, Österreichische Akademie der Wissenschaften in Wien entwickelt. Literatur siehe Hagel, Zur druckfertigen Edition (2003).

<sup>44</sup> CET bietet hier z.B. PostScript und TeX als Ausgabeformate.

<sup>45</sup> Im Angebot waren im Herbst 2006 PDF, HTML und XML/TEI.

<sup>46</sup> Insbesondere bei „komplexen“ Textformen wie Editionen können die Korrekturläufe mit den sich dabei ev. verschiebenden Seiten-, Zeilen- oder Apparat-zählungen einen erheblichen Arbeitsaufwand erzeugen und zu vieljährigen Verzögerungen führen. Zum Aspekt der Rationalisierung durch die Verwendung von Satzprogrammen z.B. Schnarr, Umstellung einer Edition auf EDV (1994), Ohler, Ein Erfahrungsbericht (1990) oder Schadewaldt, Erfahrungen beim Einsatz der EDV (1998). Noch 1986 bzw. 1996 sah auch Shillingsburg, Scholarly Editing in the Computer Age (<sup>3</sup>1996), S. 142 in der Verringerung

die Benutzung spezialisierter Textsysteme auch als Antwort auf den Rückzug der Verlage betrachtet werden. Der Editor steht hier in einer allgemeinen Entwicklung, bei der sich die Erstellung des Drucksatzes von den Verlagen zu den Herausgebern verschoben hat.<sup>47</sup> Das hat teilweise zu einem Niedergang der typografischen Standards geführt.<sup>48</sup> Gerade im Bereich der wissenschaftlichen Editionen ist aber – nicht zuletzt durch die spezialisierten Textverarbeitungssysteme – letztlich zum überwiegenden Teil ein hohes Niveau in der Druckgestaltung bewahrt worden.<sup>49</sup> *TUSTEP*. Zu den in der Editorik weit verbreiteten Systemen gehört das „Tübinger System von Textverarbeitungsprogrammen“ (*TUSTEP*), dessen Vorläufer bis in das Jahr 1966 zurückgehen und dessen erste Fassung unter dem heutigen Namen 1978 veröffentlicht wurde.<sup>50</sup> Das Programmpaket ermöglicht einen komplexen und qualitativ hochwertigen Drucksatz, geht aber hinter die WYSIWYG-Darstellung von CTE und CET zurück. Die Arbeit mit dem Editor findet auf einer plain-text-Ebene statt, in der Auszeichnungselemente für strukturelle und typografische Informationen verwendet werden. Die heute übliche Trennung von Datenhaltung und Präsentation wird damit schon fast vorweggenommen, auch wenn die Auszeichnungselemente kein

---

der Satz- und Korrekturumläufe den eigentlichen Vorteil des Computereinsatzes in der Editorik: „the real saving is in greatly reduced proofreading and press correction at the galley and page proof stages“.

<sup>47</sup> U.a. Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 68f beklagt die Verschiebung in der Rollenverteilung zwischen Wissenschaftlern und Verlagen: „Die gewonnene Freiheit durch die Hilfe des Werkzeugs Computer ist wieder verloren gegangen. Schlimmer noch: Sie ist weiter eingeschränkt, da der Wissenschaftler sich jetzt mit komplizierten Computerprogrammen [...] beschäftigen und das Setzerhandwerk beherrschen muß [...]“ (S. 69).

Shillingsburg, *Scholarly Editing* (<sup>3</sup>1996), Kapitel 13 diskutiert ausführlich, wie der Editor durch den Computer immer mehr zu seinem eigenen Verleger wird - mit positiven (Kostenreduktion) und negativen (semiprofessionelle Pfüscherei) Konsequenzen.

<sup>48</sup> Diese Beobachtung z.B. bei Gärtner, *Die EDV als Werkzeug und Medium* (2000), S. 278f. Der Computer sei als Werkzeug selbstverständlich geworden, „problematisch wird sein *Werkzeugcharakter* allerdings dann, wenn er nicht professionell gehandhabt wird und der Editor die Aufgabe des Setzers übernimmt oder sie zu übernehmen gezwungen wird. Der Personal Computer (der PC) bietet dazu die Gelegenheit und die Versuchung. Er hat dem Medium Buch zunächst geschadet, weil der Editor als ungelernter Setzer einen Niedergang der typografischen Standards mitverschuldet hat und die Verlage dies hingenommen haben.“

<sup>49</sup> Sviták, *Codex* (1998), S. 248ff berichtet sogar davon, dass mit der eigenen Satzerstellung eine entscheidende Rückgewinnung an Möglichkeiten verbunden war, weil dadurch eine „Rückkehr zur ursprünglichen Gestalt der Bände, besonders zu einigen graphischen Elementen [vollzogen werden konnte], auf die in den letzten Bänden infolge mangelnder Kooperationsbereitschaft der Druckerei verzichtet werden mußte“ (S. 249).

<sup>50</sup> Der erste gedruckte Band auf der Grundlage der *TUSTEP*-Vorläufer erschien bereits 1970. Zur Frühgeschichte und zu den frühen *TUSTEP*-Editionen siehe z.B. Ott, *Vom Manuskript zur Edition* (1989). Die aktuelle Start- und Dokumentationsseite zu *TUSTEP*: <[http://www.zdv.uni-tuebingen.de/tustep/tustep\\_eng.html](http://www.zdv.uni-tuebingen.de/tustep/tustep_eng.html)>. Aus der umfangreichen Literatur sei nur verwiesen auf Ott, *Strategies and Tools* (2000). Zum Einsatz von *TUSTEP* in der Editionsarbeit besteht eine eigene Bibliografie: <<http://www.zdv.uni-tuebingen.de/tustep/ed1.html>>.

„deskriptives Markup“ z.B. im Sinne der Text Encoding Initiative (TEI)<sup>51</sup> darstellen. TUSTEP verfügt neben den üblichen Editorfunktionen über eine ganze Reihe zusätzlicher Module und analytischer Werkzeuge, mit denen die Editionsarbeit unterstützt wird.<sup>52</sup> Es ist daher nicht nur ein Satzprogramm, sondern eine Arbeitsumgebung für die Erstellung schließlich zu druckender Editionen. Auch wenn das System nach wie vor weiterentwickelt wird und sich einer breiten Anwendergemeinde erfreut, bleibt es nach wie vor ganz der Druckvorlagenerstellung verpflichtet.<sup>53</sup> Weder konzeptionell („deskriptives Markup“), noch von den Zielformaten her hat es bisher einen Wandel hin zu den neuen Medien gegeben – auch wenn die eingebauten Werkzeuge von TUSTEP in einzelnen Projekten in der Vorbereitungsphase schließlich digitaler Ressourcen verwendet worden sind.

*Maschine und Methode.* Seit den 1970er Jahren war die Verwendung von Computern bei der Editionserstellung naheliegend,<sup>54</sup> spätestens Mitte der 1990er Jahre war sie selbstverständlich. Die komplexeren Verfahren z.B. der automatisierten Kollation wurden dabei nur vereinzelt eingesetzt, elektronische Verfahren der Textverarbeitung und der Drucksatzerstellung galten lange noch als Gipfelpunkt der Computerisierung.<sup>55</sup> Der Einsatz von Maschinen versprach hier vor allem eine Arbeitserleichterung, indem die immer gleichen Arbeitsschritte automatisiert werden konnten. Bestehende Methoden in der Editorik galten ohnehin oft als regelgeleitet und objektiv, so dass einer einfachen Abbildung in Algorithmen nichts entgegenstehen sollte. Computerisierung bedeutete dann Professionalisierung: Für alte Wünsche gab es nun neue technische Lösungen. Die Textvarianz konnte besser „berechnet“ und darauf fußend auch die *recensio* der Überlieferung auf eine besser abgesicherte Grundlage gestellt werden.<sup>56</sup> Spätestens mit der Entwicklung einer „Stilometrie“, welche auch die höhere Textkritik unterstützte und bei editorischen Entscheidungen für oder gegen einzelne Lesarten helfen konnte, ist aber eine methodische Rückkopplung zu konstatieren: Eine systematische und statistisch über große Textkorpora gesicherte Stiluntersuchung ist erst mit dem Computer möglich. Selbst wenn hier ältere Ideen nur „realisiert“ worden sein sollten, so bedeutet die Computerisierung einen

---

<sup>51</sup> Siehe dazu ausführlich Kapitel 3.4.

<sup>52</sup> Dabei handelt es sich vor allem um Module zur Textvergleichung (Kollationierung), zur Wortformenverwaltung, zur Sortierung und Registererstellung.

<sup>53</sup> Siehe zur Positionierung von TUSTEP aber auch Kopp/Küster/Ott, TUSTEP im WWW-Zeitalter (1998).

<sup>54</sup> Bereits 1978 sprach Mau, Computertechnik, S. 149 als Fazit zum Entwicklungsstand eine Forderung nach computerorientierten Arbeitsweisen aus: „Philologische Editionsarbeiten sollten von vornherein unter Berücksichtigung der Datenverarbeitung konzipiert werden, und zwar so, daß sich gegenüber der herkömmlichen Arbeitsweise keine Erschwerung, sondern nur Erleichterung ergibt.“

<sup>55</sup> So fasst Henrichs, Bericht (1994), S. 154 zusammen, dass Computer auf allen Stufen der Vorbereitung gedruckter Editionen eingesetzt würden, dies aber „gipfelt im Einsatz elektronischer Satzverfahren, jedenfalls bisher“.

<sup>56</sup> Auch für Ott, Kollationshilfe (1990), S. 350 geht es weniger um Rationalisierung im Sinne bloßer Zeit- oder Geldersparnis und mehr um Qualitätsverbesserung durch Fehlerfreiheit und Zuverlässigkeit.

erheblichen, auch methodischen Entwicklungsschub. Mit den neuen Möglichkeiten steigen zugleich die Erwartungen. Die Verarbeitbarkeit immer größerer Textmengen und immer höherer Komplexität (z.B. der Überlieferungslagen) machen nun Editionen bewältigbar, die vorher als unrealistisch galten und gar nicht erst begonnen worden waren. Damit verschiebt sich aber auch das gedachte Ziel der Edition: Umfangreiche Überlieferungslagen und komplexe Textdarstellungen müssen nun methodisch stärker berücksichtigt werden, weil sie technisch möglich geworden sind. Dies wird teilweise als steigender Anspruch an die Edition wahrgenommen.<sup>57</sup> Methodischer Anspruch und Computereinsatz konvergieren bereits in dieser frühen Phase in einem wechselseitigen Verhältnis: Die höchsten methodischen Ansprüche führen zwangsläufig zum Einsatz des Computers; nur mit dem Computer können die anspruchsvollsten Editionen realisiert werden.<sup>58</sup>

*Rationalität und Regelhaftigkeit.* Am Beispiel der Stemmologie ist schon darauf hingewiesen worden, wie die Abbildung bestehender Verfahren in Algorithmen diese Verfahren selbst veränderte. Wie die Stemmabbildung langsam von einem Indizienverfahren zu einem statistischen Verfahren wurde und wie sich der Begriff der „Abstammung“ zu verändern begann. Diese Entwicklung ist typisch für die Verwendung von Computern: Bestehende Regeln werden formalisiert und zwingen so zu einer Schärfung und Überprüfung der zugrunde liegenden Annahmen.<sup>59</sup> Die Arbeit mit exakten Maschinen führen nicht nur zu einer Rationalisierung im Sinne einer Arbeitserleichterung, sondern auch zu einem höheren Maß an Rationalität im Sinne einer strikten Logifizierung der Arbeiten. Gerade von den methodisch anspruchsvollen Editoren ist der Computer schon früh als entscheidendes Hilfsmittel erkannt worden, mit dem die Textkritik auf eine sicherere Grundlage gestellt werden könnte, indem Verfahren der „härteren“ empirischen und Naturwissenschaften

---

<sup>57</sup> Dreyer, Forum (1999), S. 224: Der Computer erlaube es, „eine ganze Reihe von zeitraubenden Arbeitsschritten an den Rechner zu delegieren. Da er aber auch die Möglichkeit zu immer komplexeren Untersuchungen gibt, führe dies in Verbindung mit der zunehmenden Bedeutung der Hilfswissenschaften dazu, daß das Ideal einer guten Edition immer höher gesteckt werde.“

<sup>58</sup> Hier sei nur auf drei Beispiele verwiesen: (1.) der altisländische *Elucidarius* („*Elucidarius in Old Norse Translation*“, hg. von Evelyn S. Firchow u.a., Reykjavik 1989 bzw. „*The Old Norse 'Elucidarius'*“, hg. von ders., Columbia (SC) 1992), für den Firchow, *The Old Icelandic 'Elucidarius'* (1978), S. 296 konstatiert: „It is fairly certain that no modern scholar in future will attempt an analysis of an extensive Old Icelandic text without enlisting the aid of the computer“ (siehe hierzu auch Firchow, *Editing Medieval Manuscripts* (1982) oder Firchow, *Anforderungsprofil* (1989)); (2.) die Rechtssumme Bruder Bertholds (hg. von Georg Steer u.a., Tübingen 1987), deren synoptische Edition sich nur noch mit Hilfe des Computers und eines Synoptisierungsprogrammes bewerkstelligen ließ (siehe Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1995), S. 290 bzw. Steer, *Textgeschichtliche Edition* (1985) bzw. Stadler, *Der EDV-Einsatz* (1985)); (3.) die *Joyce-Ulysses-Ausgabe* von Hans-Walter Gabler (*James Joyce: Ulysses*, hg. von H.W. Gabler, New York (NY) 1984; siehe hierzu Gabler, *The Synchrony and Diachrony of Texts* (1981), bzw. Gabler, *Computer-Aided Critical Edition* (1980)).

<sup>59</sup> Ein ganz früher Beispielfall für den Versuch der Umsetzung bestehender Methoden in Computeralgorithmen ist Zarri, *Algorithms* (1973).

angewandt würden. Dabei fiel immer wieder auf, dass die vom Computer geforderte „strictness“ die Editoren aufforderte, ihre Vorstellungen zu schärfen, ihre Vorgehensweise exakter zu fassen und ihre Methoden widerspruchsfrei zu machen. In einer radikalen Formulierung liegt dann auch der Nutzen des Computers weniger im Liefern von Resultaten und mehr in der Erziehung zu klarerem Denken, wie schon vor 30 Jahren Gian Piero Zarri und vor nicht ganz so langer Zeit Jerome McGann übereinstimmend geschrieben haben:

„As far as the advanced applications of computing procedures to the humanities are concerned, the main interest does not lie so much in actual results (which are obtained almost as a by-product), as in the methodological education of the humanist who is using the computer. The concept of algorithm, which is at the basis of any mechanized procedure, compels the scholar to declare unambiguously all the criteria he intends to use in his research, since the computer will not be able to make up for the missing criterion and it will signal its absence with a vicious circle or an abnormal result.“<sup>60</sup>

„A great virtue of computerized tools is that they are simple. Consequently, to get them to perform their operations you have to make your instructions explicit and unambiguous. To do that means you have to be very clear in your own mind about what you're thinking, meaning, intending. The simplicity of the computer is merciless. It will expose every jot and tittle of your thought's imprecisions.“<sup>61</sup>

Der Computer kann nur einfache Operationen ausführen. Als Rechenmaschine zwingt er zum Denken in berechenbaren, präzisen, expliziten Kategorien.<sup>62</sup> Dieses Phänomen findet sich in den Erfahrungsberichten der frühen elektronischen Editoren immer wieder. Dabei waren es wenig überraschend tendenziell solche Textwissenschaftler, die ohnehin ein eher positivistisches Editionsverständnis pflegten, welche sich Computermethoden zuwandten,<sup>63</sup> hier ihre Ansätze bestätigt fanden

---

<sup>60</sup> Zarri, *A Computer Model* (1976), S. 154.

<sup>61</sup> McGann, *Rethinking Textuality* (2000). Auch in McGann, *Radiant Textuality* (2001).

<sup>62</sup> Dies – und die Diskussion um die Operationalisierung eher unscharfer Kategorien – auch schon ausführlich bei Thaller, *Ungefähre Exaktheit* (1984). Parker, *Religious Texts* (2006), S. 208 schreibt: „this inflexibility [of the rule-based computer] without a doubt improves one's skills as a textual critic, in that difficulties in deciphering manuscripts and readings have to be analyzed and described with the utmost scientific care. This new kind of discipline can only be good for textual studies.“

<sup>63</sup> Duggan, *Some Unrevolutionary Aspects* (1996), S. 92 sieht die Gefahr, dass der mögliche Fortschritt in der (traditionell positivistischen) Editorik einem anti-empirischen postmodernen Textverständnis zum Opfer fallen könnte: „It would be a pity if the postmodern distrust of empirical evidence and distaste for the methods of the harder sciences should cause us to turn our backs on critical editing just as the tools become available that will help us do it better than ever before.“

und darüber hinaus ganz neue Forschungsfelder entdeckten, auf denen unbekannte Schätze zu heben sein würden<sup>64</sup> und d methodische Fortentwicklungen forderten, die bereits auf eine weitgehende Standardisierung der elektronischen Verfahren und Texte<sup>65</sup> hinauslaufen sollten.

Bei dieser Beschreibung darf auch der allgemeine technisch-methodische Rahmen nicht übersehen werden: Der Einsatz des Computers fand im Bereich der *Editonsvorarbeiten* statt. Er zielte immer auf das gleichbleibende Endprodukt der gedruckten Seite.<sup>66</sup> Selbst die methodenorientierten Editoren sind oft davon ausgegangen, dass sie mit den Computern eigentlich nur das Gleiche tun würden wie vorher ohne Computer.<sup>67</sup> Der methodische Impetus spielte sich daher im Wesentlichen nur im Bereich bestimmter analytischer Prozesse ab. Der unverrückbare Rahmen für die editorische Methode blieb das Denken in Druckseiten und damit den technischen Limitationen des Buchdrucks unterworfen: Die Bildfeindlichkeit von Medium und Methode wurde ebensowenig in Frage gestellt wie das buchbedingte Konzept der Reduktion von Textvarianz auf Einzelstellen, die in komprimierten Apparaten abzubilden seien. Von den Ergebnissen her ist für die Editionen der 1970er bis 1990er Jahre in den meisten Fällen denn auch nicht auf den ersten Blick zu sagen, ob sie mit oder ohne Hilfe von Computern erstellt worden sind.

Wollte man trotzdem den methodischen Verschiebungen in ihren feinen Ansätzen (und nicht in ihrer Breitenwirkung) nachspüren, so wäre bereits bei den frühen Computerverwendungen festzustellen, dass zwar zunächst die alten Vorstellungen von Text und Edition weitergetragen wurden, dass es aber sehr wohl bereits hier eine Tendenz zu einer (regolorientierten) positivistischen statt (situationsorientierten) intentionalistischen Editorik, zu einer systematischeren und breiteren (z.B. korpusbasierten) Überlieferungskritik und zu einer genaueren (z.B. grafematischen) Verzeichnung der Schriftphänomene gab.<sup>68</sup>

---

<sup>64</sup> So geht z.B. Firchow, *The Old Icelandic 'Elucidarius'* (1978), S. 299 davon aus, dass sich durch die genaueste grafematische Transkription der Handschriften ganz neue Erkenntnisse in paläografischer, kodikologischer und sprachanalytischer Hinsicht ergeben würden: „So far we clearly have only scratched the surface of a veritable gold mine of information. It is our hope that we shall be able to unearth the wealth of ore hidden beneath.“

<sup>65</sup> Der Ruf nach einem standardisierten Codierungssystem für Transkriptionen bereits bei Firchow, *The Old Icelandic 'Elucidarius'* (1978), S. 296.

<sup>66</sup> Über eine Veränderung des Druckbildes spekuliert allerdings Firchow, *The Old Icelandic 'Elucidarius'* (1978), die Textphänomene auf der grafematischen Ebene nicht nur für die Analyse verzeichnen, sondern sie auch über einen Plotter in den Druck bringen wollte.

<sup>67</sup> Hockey, *Creating and Using* (1996), S. 2: „These early methodologies use computer programs to simulate the traditional model of the edition. The final product is in print form and is thus constrained by the format of the printed page.“

<sup>68</sup> Uitti / Greco, *Computerization* (1994), S. 145ff z.B. wollen das alte Ideal des rekonstruierten Autortextes mit computergestützten Methoden verfolgen. Dazu müssten genaueste Transkriptionen der



„Der Computer als Werkzeug“ in der Editorik beschreibt einen bestimmten Entwicklungsschritt innerhalb der Vorgeschichte digitaler Editionsformen. Er meint die zunehmende Verwendung von Computern bei editorischen Vorarbeiten und bei der Erstellung von Druckformen. Der Einsatz verschiedenster Werkzeuge ist heute selbstverständlich geworden, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass in den meisten Fällen der Zielpunkt immer noch die gedruckte Ausgabe ist. Wollte man den Begriff der „Werkzeuge“ auf „digitale Editionsformen“ im eigentlichen Sinne beziehen, so wären hier zwei Aspekte näher zu beleuchten: Erstens speziellere Werkzeuge, die ganz in den Herstellungsprozess digitaler Editionen eingebunden sind und eben nicht zu Druckausgaben, sondern zu digitalen Medien führen und zweitens Werkzeuge, die diesen digitalen Präsentationsformen inkorporiert sind und den Benutzern einer Edition zur weiteren Arbeit mit den Editions Inhalten zur Verfügung gestellt werden. Beides betrifft aber andere Bereiche der systematischen Betrachtung digitaler Editionsformen. Das erste nämlich die Arbeitspraxis in einer entwickelten digitalen Editorik (und nicht ihre historischen Wurzeln), das zweite den Bereich der Publikationsformen (siehe Kap. 2.3.7).

### ***Editionen als Datenbanken***

*Begriffe.* Eine „Datenbank“ ist eine Menge gleichmäßig strukturierter Informationen, die automatischen Prozessen der Abfrage, Manipulation und Ausgabe zugänglich ist. Ein „Datenbankmanagementsystem“ (DBMS) ist eine Software, die diese Prozesse ermöglicht. Verschiedene Datenbankmanagementsysteme unterstützen verschiedene „Datenmodelle“, d.h. Weisen der abstrahierenden Strukturierung von Informationen. Die Verwendung des Begriffs „Datenbank“ erstreckt sich auf alle drei Aspekte, wobei es Konjunkturen gibt, was mit dem Begriff stärker oder schwächer konnotiert wird. Zu Beginn der Entwicklung lag die Betonung noch auf der „Informationsmenge“, und es gab verschiedene, einigermaßen gleichrangig konkurrierende Datenbankmodelle. In den 1980er und frühen 1990er Jahren setzte sich dann das relationale Datenbankmodell weitestgehend durch, das nicht nur durch seine konzeptionelle Einfachheit, sondern auch durch die allgemein verfügbare Software den Blick für andere Ansätze zunehmend verstellte. Seit dieser Zeit ist in den meisten Fällen davon auszugehen, dass bei der Verwendung des Begriffs „Datenbank“ der Sprecher tatsächlich ein Datenbankmanagementsystem auf der Grundlage eines relationalen Datenmodells meint. Für den genannten Zeitraum stellte das „Datenbank-Paradigma“ in seiner relationalen Spielart eine der dominanten Denkfiguren in der technischen Entwicklung dar. Erst in den letzten Jahren hat sich die Bedeutung der „Datenbank“ als Paradigma in zweifacher Hinsicht verschoben: es werden (1.) neuerdings wieder

---

Handschriften (auch auf grafematischer Ebene) analysiert werden. Es fällt aber auf, dass hier selbst ein abstrakter Textbegriff in der Praxis zur stärkeren Betonung materialistischer Textaspekte führt.

nicht-relationale Modelle stärker berücksichtigt und es wird (2.) konzeptionell wieder stärker in einer Trennung von Daten, Datenstrukturen, Datenverwaltung und Datenpräsentation (Medialisierung) gedacht.

*Datenbank und Edition.* Auch in der Editorik sind technische Paradigmen wie das der Datenbank immer wieder aufgegriffen worden und teilweise auch in die praktische Arbeit eingeflossen. Datenbanken konnten hier z.B. als Werkzeug für die Verwaltung bestehender Informationen betrachtet werden, die entweder durch ihren Umfang, ihre bereits gegebene Struktur oder angestrebte Retrievalfunktionen eine systematische Verwaltung nahelegten. Bis in die Mitte der 1990er Jahre galt die Devise, „wo Daten zu verwalten sind, da sind Datenbanken zu benutzen“, schließlich „verkörpern Datenbanksysteme ganz einfach einen der fortschrittlichsten Parts der aktuellen Softwaretechnologie“<sup>69</sup> – wie es ein Geisteswissenschaftler noch 1995 lapidar zusammenfasste. Dabei schien der Nutzen der Datenbanken zunächst ganz in der Verwaltung und Analyse von Daten zu liegen, der Computer also auch hier ein Werkzeug zur Vorbereitung und Herstellung der Edition zu sein – nicht aber eine Form der Publikation selbst.

*Nicht-Relationale Datenbanken.* Die allgemeine Datenbanktheorie war bereits in den 1970er und 1980er Jahren hoch entwickelt und umfasste eine Vielzahl unterschiedlichster Modelle. In der Übertragung solcher Konzepte auf Fragen der Quellen-Erschließung und Edition wurden anspruchsvolle Szenarien entwickelt, für die z.B. Dino Buzzetti vor allem stark theoretische,<sup>70</sup> Manfred Thaller technisch-konzeptionelle<sup>71</sup> und Ingo Kropac sowie verschiedene Mitarbeiter neben methodischen auch praktische Beiträge<sup>72</sup> lieferten. Ein Ausgangspunkt der Überlegungen bestand darin, dass die Komplexität der Überlieferung und ihrer Erschließung, die die Möglichkeiten des Buchdrucks überstiegen, nur noch mit spezialisierten Datenbanksystemen adäquat zu bewältigen sein würde. Thaller hatte seit den 1980er Jahren im

---

<sup>69</sup> Trauth, *ex computatione salus* (1995), S. 170.

<sup>70</sup> Siehe z.B. Buzzetti / Tabarroni, *Informatica e critica del testo* (1991); Buzzetti / Tabarroni, *Database Edition of Non-collatable Textual Traditions* (1995); Buzzetti, *Digital Editions* (1996); Buzzetti, *Il testo 'fluido'* (1996). Für mehr praktische Überlegungen Buzzetti / Pari / Tabarroni, *Libri e maestri a Bologna* (1992).

<sup>71</sup> Siehe z.B. Thaller, *Datenbasen als Editionsformen?* (1989); Thaller, *Ungefähre Exaktheit* (1984); Thaller, *Secundum Manus* (1987); Thaller, *Data Bases v. Critical Editions* (1988)

<sup>72</sup> Härtel / Kropac, *Edition und Auswertung* (1987); Kropac, *Quellenbanken als Editionsmedien* (1989); Kropac, *Ad Fontes* (1990); Botzem / Kropac, *Integrated Computer Supported Editing* (1991); Botzem / Kropac, *As you like it* (1992); Botzem / Kurschel, *The ICE Project* (1995); Botzem / Kropac / Kurschel, *Quellen und Editionen* (1995); Kropac / Boshof, *Digitale Edition* (2000).

Rahmen seines „Historical-Workstation-Project’s“<sup>73</sup> das DBMS CLIO / kleio / κλειω<sup>74</sup> entwickelt, das eine „quellennahe Datenverarbeitung“ über ein nicht-relationales Datenmodell ermöglichte. Dieses konnte auch in der Editorik eingesetzt werden. Die Idee war es, von sehr quellennahen (quellentreuen) Repräsentationsformen ausgehend mehrschichtige Darstellungsformen herzustellen. Zugleich sollten eine ganze Reihe von zusätzlichen Modulen externes Wissen verwalten und für analytische Prozesse und Auswertungsverfahren nutzbar machen.<sup>75</sup> Ganz in der Terminologie der Zeit zielte man so auf umfassende „Wissensbasen“ bzw. „Expertensysteme“ für die historische Quellenerschließung, die nicht einfach „Daten“, sondern „Daten“ *und* spezialisiertes „Wissen“ der Bearbeiter *und* „Regeln“ der Transformation und Auswertung gemeinsam speichern sollten. Nicht zuletzt mit dem Konzept eines umfassenden „semantischen Netzwerkes“ auf das diese sogenannten „Quellenbanken“ schließlich hinauslaufen sollten, war dieser Ansatz seiner Zeit weit – nämlich um mindestens 20 Jahre – voraus. In der Rückschau berichtet Matthias Perstling:

„Manfred Thaller hatte bereits 1988 die Vision, dass ‚Datenbanken [...]‘ daher in mittlerer Zukunft eine Editionsform werden [können]’, die ‚auf Grund einer dynamischen und integrierten Darstellung sämtlicher Textüberlieferungen allmählich zu einem Instrument werden’, um eine dynamische Edition zu erzeugen.“<sup>76</sup>

<sup>73</sup> Manfred Thaller, The Historical Workstation Project, in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung 16/4 (1991), S. 51-61; Manfred Thaller, The Historical Workstation Project, in: Computers and the Humanities 25/2-3 (1991), S. 149-162, Manfred Thaller, The Historical Workstation Project, in: Histoire et Informatique, hg. von Josef Smets, Montpellier 1992. Berichtend auch Peter Horvath, Geschichte online – Neue Möglichkeiten für die historische Fachinformation, Historical Social Research / Historische Sozialforschung Supplement 8, Köln 1997, S. 67-70.

<sup>74</sup> Manfred Thaller, Automation on Parnassus. CLIO - A Databank Oriented System for Historians, in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung 15/3 (1980), S. 40-65; Manfred Thaller, Beyond Collecting. On the Design and Implementation of CLIO, a DBMS for the Historical Sciences, in: Data Bases in the Humanities and the Social Sciences 2, hg. von Robert F. Allen, Osprey (FL) 1985; Manfred Thaller, Clio – Ein datenbankorientiertes System für die historischen Wissenschaften: Fortschreibungsbericht, in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung 12/1 (1987), S. 88-91; Manfred Thaller, Kleio – Ein Datenbanksystem, Halbgraue Reihe zur Historischen Fachinformatik B 1, St. Katharinen 1989; Peter Becker und Thomas Werner, Kleio – Ein Tutorial, St. Katharinen <sup>2</sup>1991; Manfred Thaller, Kleio. A Database System, Halbgraue Reihe zur Historischen Fachinformatik B 11, St. Katharinen 1993; Matthew Woollard und Peter Denley, Source-Oriented Data Processing for Historians: a Tutorial for Kleio, St. Katharinen 1993, Manfred Thaller, Texts, Databases, Kleio: A Note on the Architecture of Computer Systems for the Humanities, in: Digital Tools for the History of Ideas, hg. von Dino Buzzetti, Giuliano Pancaldi und Harold Short, Office for Humanities Communication series 17, London 2004, S. 49 - 76. Berichtend und zusammenfassend auch Harvey, Databases (1996), S. 190ff.

<sup>75</sup> Zu den Zusatzmodulen gehörten z.B. ein Statistikpaket, ein Datumsrechner, ein Währungsrechner, ein Kartografiemodul oder Algorithmen für unscharfe Wortoperationen (soundex-Algorithmen).

<sup>76</sup> Perstling, Darstellung (2006), S. 519, Fußnote 14 in Bezug auf Thaller, Datenbasen (1989), S. 234.

Kleio ist zuweilen für die Erarbeitung gedruckter Editionen eingesetzt worden.<sup>77</sup> Es bildet zusammen mit den theoretischen Überlegungen aus seinem Umfeld seit den frühen 1990er Jahren aber auch das Rückgrat digitaler Editionsunternehmen wie der Grazer „Integrierten Computergestützten Edition“,<sup>78</sup> deren praktische Ergebnisse, die „Fontes Civitatis Ratisponensis“<sup>79</sup> inhaltlich, konzeptionell und technisch immer noch ganz auf der Höhe der Zeit sind bzw. von den meisten anderen geschichtswissenschaftlichen Editionsprojekten immer noch kaum erreicht werden.

Mit den Druckformen oder verschiedenen digitalen Präsentationsformen konnte eine dahinter stehende Datenbank als Ausgangspunkt für Editionen in verschiedenen Medien dienen. Es gab daneben aber auch die Vorstellung, dass es die Datenbank selbst sein könnte, die eine umfassende Edition darstellt.<sup>80</sup> Es wird schon früh darauf hingewiesen, dass ein Druck oder eine digitale Publikationsform als Derivat aus den eigentlichen Editionsdaten zu verstehen wäre, das inhaltlich und funktional nur reduziert sein kann.<sup>81</sup> Bei dem konsequenten Versuch, dem Benutzer alles zur Verfügung zu stellen, was auch dem Editor zugänglich ist, stellte sich allerdings das Problem der „Veröffentlichung“ im Sinne der Weitergabe der Edition. Für eine Datenbank als Publikationsform fehlten die etablierten Vertriebskanäle und auch die Hürden der Einarbeitung für die Benutzung waren so hoch, dass sich diese Form der „Veröffentlichung“ nicht durchsetzen konnte.

Eine weitere Verbreitung hat der Ansatz um die quellenorientierte Datenverarbeitung insgesamt aber auch gerade deshalb nicht gefunden, *weil* er seiner Zeit sowohl konzeptionell als auch technisch zu weit voraus war, von den Zeitgenossen oft als überkomplex empfunden wurde und sich nur schlecht in die damals verbreiteten technischen Paradigmen und praktischen Möglichkeiten einfügen ließ. Thaller hatte das selbst auch schon erkannt:

„Diese Art einer dynamischen Edition setzt allerdings Konzeptionen voraus, die, insbesondere wegen der anzuwendenden internen Textdarstellung, den Stand derzeit in der Datentechnik üblicher Instrumente sprengen. Ihre Realisierung setzt daher eine bewusste Anstrengung zur Formulierung (und offensichtlich auch zur Realisierung) von Datenstrukturen voraus, die

---

<sup>77</sup> Siehe z.B. Schadewaldt, *Erfahrungen beim Einsatz der EDV* (1998), S. 174ff. Der Bericht zeigt einmal mehr, wie der Einsatz neuer Technologien auch hier unmittelbar zu neuen methodischen Anstößen führt.

<sup>78</sup> Die programmatischen und dokumentierenden Texte von 1995-2001 zuletzt unter <<http://bhgw20.kfunigraz.ac.at/ice/>>.

<sup>79</sup> Siehe <<http://bhgw20.kfunigraz.ac.at/>>.

<sup>80</sup> So in der Zusammenfassung z.B. Harvey, *Databases* (1996), S. 192: „Thus the database is conceived as a ‚machine-readable edition‘ of the original source“.

<sup>81</sup> Diese naheliegenden Überlegungen z.B. bei Schadewaldt, *Erfahrungen beim Einsatz der EDV* (1998), S. 175f.

derartige mehrschichtige Textdarstellungen in einschlägige Datenbanksoftware integrierbar machen.<sup>82</sup>

Das Problem der fehlenden komplexen Datenstrukturen, die man für wirklich quellennahe Textrepräsentationsformen benötigen würde, besteht heute noch. In Teil 3 dieser Arbeit wird näher darauf eingegangen, wieso selbst das aktuelle Paradigma der Auszeichnungssprachen nicht in der Lage ist, *alle* Anforderungen an editorische Textrepräsentationen zu erfüllen.

*Relationale Datenbanken.* Relationale Datenbanken basieren sehr grob gesprochen auf dem Konzept der Tabelle. Das Datenmodell sieht vor, dass alle Informationen in definierten „Feldern“ (Spalten) abgelegt werden, die zu „Datensätzen“ (Zeilen) gehören, die Eigenschaften von Objekten abbilden. Verschiedene Objekttypen bzw. Eigenschaften bilden verschiedene Tabellen, die untereinander verknüpft sind. Die Einfachheit dieses Modells erlaubt eine höchst effiziente Verwaltung von Informationen und lässt sich gut in Softwaresysteme umsetzen. Der Erfolg des relationalen Ansatzes war so groß, dass er bis in die 1990er Jahre alle anderen Ansätze weitestgehend aus dem Bewusstsein potenzieller Datenbankbenutzer verdrängt hatte. Wenn der Begriff „Datenbank“ gebraucht wurde, so war (und ist) fast immer der Einsatz eines Datenbankmanagementsystems auf der Basis eines relationalen Datenmodells gemeint. Die (relationale) Datenbank als technischer „state of the art“ wurde auch für ihren Einsatz in der Editorik diskutiert und vielfach angewandt. Dabei sind einige Grundaspekte des Modells zu bedenken, die seinen Einsatz in den verschiedenen Bereichen einer Edition bestimmen.<sup>83</sup> Ich nenne die wichtigsten zwei:

- Top-down-Ansatz der Modellierung. In der Regel beginnt man mit einem fertigen Modell des abzubildenden Wissensbereichs und „füllt“ das Wissen in die entworfene Feldstruktur ein. Das Modell kann zwar theoretisch beliebig remodelliert werden, in der Praxis wird es aber festgelegt, bevor die Daten in die Datenbank aufgenommen werden. Dies ist nicht selbstverständlich! Der alternative Weg besteht darin, zunächst die Daten abzubilden und erst dann ein Modell darauf zu legen. Dies ist das Konzept sowohl der Thallerschen „Quellennahen Datenverarbeitung“ als teilweise auch der „Textauszeichnung“.
- Granularität und Gleichmäßigkeit. Relationale Modelle sehen eine relativ strikte Granulierung der Information vor: gleichartige Objekte werden in gemeinsamen Tabellen zusammengeführt, die Aspekte von Objekten in Feldern mit definierten Eigenschaften abgelegt. Eine weitere Differenzierung von Aspekten von Feldin-

<sup>82</sup> Thaller, Datenbasen als Editionsformen? (1989), S. 234.

<sup>83</sup> Zur Textrepräsentation in relationalen Datenbanken auch Ciotti, *Il testo elettronico* (1994), Ciotti, *Testi elettronici e banche dati testuali* (1995), Ciotti, *Cosa è la codifica informatica dei testi* (1997), Abschnitt 4.2.5 und Ciotti, *Testo rappresentazione e computer* (1997).

halten ist innerhalb des relationalen Modells nur insofern vorgesehen, als dass sie unmittelbar zur Bildung neuer verknüpfter Tabellen führen müsste.

Aus diesen Grundeigenschaften ergibt sich eine ganz unterschiedliche Verwendbarkeit für zwei Teilbereiche der Edition.

- **Verwaltung von Metainformationen.** Alle Informationen, die sich gut auf ein vorgängiges Modell abbilden lassen, über eine klare Granularität verfügen und keine beliebig tiefe hierarchische Schachtelung aufweisen, lassen sich sehr gut mit relationalen Datenbanken verwalten. In Editionen sind dies vor allem Informationen *zu* den verschiedenen Teilinhalten (z.B. bibliografische Metadaten) und bereits gleichmäßig strukturierte erzeugte Informationen (z.B. Register, Konkordanzen).
- **Textdaten.** Für die Abbildung und Verwaltung laufender Textdaten und Textstrukturen ist das relationale Modell denkbar ungeeignet. Insbesondere die komplexen Textstrukturen wissenschaftlicher Editionen mit ihren hierarchisch tief gestaffelten, varianten und annotierten Texten sind schon konzeptionell nach dem relationalen Modell kaum praktikabel zu modellieren. Die notwendige feine Granulierung auf Satz-, Wort oder Zeichenebene führt hier schnell zu einer Komplexität des Datenmodells, die kaum noch zu bewältigen ist. Außerdem steht die Vorgängigkeit des Modells einer eher heuristischen Arbeit mit dem Quellenmaterial entgegen.

Tatsächlich hat es einige Projekte gegeben, die Editionstexte in relationalen Datenbanken organisiert haben und bei denen dann der Satz, die Zeile oder das Wort die unterste Einheit eines definierten Feldes bildete.<sup>84</sup> Breiten Einsatz haben relationale Datenbanken aber nur für die Verwaltung von Metadaten und z.B. Registern gefunden. Hier bilden sie allerdings oft das organisatorische Rückgrat einer Edition, deren eigentliche Textteile dann in anderen Formen organisiert, gespeichert und verarbeitet werden.

*Textdatenbanken.* Zuweilen sind für elektronische Editionen spezielle Textdatenbanken (genauer: Textdatenbankmanagementsysteme) eingesetzt worden.<sup>85</sup> Dabei handelte es sich um Sonderformen des relationalen Modells, die vor allem spezielle Retrievaloperationen auf den Textdaten ermöglichten. In der Regel werden unter dem Begriff der Textdatenbanken eher die Inhalte (also die Datenbank selbst)

---

<sup>84</sup> Zu den Projekten, die Zeilen bzw. Verse als Datensätze und Wörter als Datenfelder modelliert haben gehören das „Charette-Projekt“ (siehe z.B. Greco u.a., *The Charette Project* (1997), S. 409ff) und die Keller-Gesamtausgabe (siehe z.B. Morgenthaler, *Gottfried Keller* (1999), S. 97f).

<sup>85</sup> Siehe zu einem Beispiel (den dokumentarischen Quellen zum Bau des Domes von Orvieto) Ferraro, *L'intervento dell'informatica* (1991).

verstanden, und weniger das dahinter stehende Datenmodell oder das Datenbankmanagementsystem. Fast alle Textdatenbanken bieten große Korpora an gleichmäßig strukturierten Texten mit geringer hierarchischer Staffelung und ohne textkritische oder sachliche Annotationsebenen. Diese fallen dann auch nicht unter einen engeren Editionsbe­griff, weil sie auf den Aspekt der sichtbaren Überlieferungs- und Textkritik verzichten.<sup>86</sup> Editionen im engeren Sinne sind dagegen nur selten mit textorientierten relationalen Datenbankmanagementsystemen erstellt und (dann auf CD-ROM) veröffentlicht worden.

*Werkzeug und Publikation.* Hatte man alle Grunddaten mit Datenbanken maschinenlesbar aufbereitet, gut strukturiert und endlich für komplexe Retrievaloperationen und systematische Analysen zugänglich gemacht, dann musste die daraus resultierende Produktion einer gedruckten Ausgabe als Rückschritt, als Verzicht auf Inhalte und Funktionen, insgesamt als großer Verlust an Möglichkeiten erscheinen. Es stellte sich deshalb auch die Frage, wie man die editorischen Datenbanken, ihre breiten Inhalte und ihre speziellen Funktionalitäten nicht nur dem Editor, sondern auch dem Benutzer zur Verfügung stellen könnte,<sup>87</sup> um aufwendige Vorarbeiten nicht schließlich im Papierkorb enden zu lassen.<sup>88</sup> Die Daten selbst und ihre die Buchformen sprengenden Ausgabeformen konnten zwar auch auf analogen Mikroformen, auf Disketten oder CDs herausgegeben werden, die Möglichkeiten der Software waren damit aber oft nicht – oder nur in reduzierter Form – weiterzugeben. Teilweise wurde überlegt, Datenbanken in spezialisierten Datenarchiven abzulegen, die sie Interessenten zugänglich machen könnten.<sup>89</sup> Insgesamt hat sich aber gezeigt, dass es für die Verbreitung von speziellen Editions-Datenbanken kein geeignetes Medium und keine geeigneten Vertriebskanäle gab. Die Datenbank ist deshalb als technisches Paradigma insgesamt eher ein Werkzeug mit starkem Analysepotenzial geblieben und hat sich nicht zu einem umfassenden Modell entwickeln können, das dann auch die Medialisierung und die Publikation umfasst hätte.

---

<sup>86</sup> In seiner Zeit die großen Textsammlungen methodisch zusammenfassend z.B. Ciotti, *Testi elettronici* (1995), S. 173ff.

<sup>87</sup> So argumentiert z.B. Herberger, Plädoyer (1990), S. 338, dass man die Ressourcen auch verfügbar machen sollte, wenn sie (was er für selbstverständlich hält) ohnehin elektronisch erstellt würden: „Es geht nicht um das Publizieren aus der Text-Datenbank, sondern um das Publizieren der Text-Datenbank selbst.“

<sup>88</sup> So spricht z.B. Gärtner, *Die EDV als Werkzeug und Medium* (2000) stellvertretend für andere Materialien von den Indizes und Konkordanzen, „die der Editor für seine Arbeit benötigt und die auch von anderen genutzt werden können, wenn der Transkriptionstext im elektronischen Medium dauerhaft zugänglich bleibt und nicht als Editionsabfall im Nachlaß des Editors verschwindet“.

<sup>89</sup> So wurde das „Steierische Urkundenbuch“ von Ingo Kropač eine Zeit lang über das „Dansk Data Arkiv“ vertrieben. Datenarchive für die historische Forschung, die eine solche Funktion übernehmen konnten, gab und gibt es analog auch z.B. in Deutschland, den Niederlanden und Großbritannien. Einen kurzen Überblick gibt Peter Horvath, *Geschichte Online, Historical Social Research / Historische Sozialforschung Supplement 8* (1997), S. 126-131.

*Methodische Implikationen.* Die Anwendung von Datenbanken war dort naheliegend, wo größere Datenmengen gleichmäßig aufbereitet und systematisch analysiert und verarbeitet werden sollten. Ihr Einsatz machte die Edition serieller Quellen<sup>90</sup> und größerer Korpora einfacher – und hätte diese damit stärker in den Fokus der Methodenbildung rücken können – trug aber wenig zu den traditionell zentralen Editionsgegenständen bei, die als einzelne Texte entweder von begrenztem Umfang sind oder in ihrem Anspruch an die Überlieferungs- und Textkritik so komplex, dass der Einsatz relationaler Datenbanken entweder nicht möglich oder nicht effizient zu sein schien. Standard-Datenbanken erschienen in der traditionellen Standard-Editorik unpassend, während Spezialdatenbanken hier eine zu hohe technische und konzeptionelle Hürde bildeten, die nur die wenigsten Editoren zu überspringen bereit waren. Durch die geringe Verbreitung von Datenbanken in der praktischen Editorik konnte es hier kaum zu einem signifikanten Methodenwandel kommen. Als Rückgrat für die Verwaltung von Metainformationen gab es allenfalls einen geringen Auftrieb für eine systematischere Sicht auf die „Objekte“ der editorischen Arbeit: auf die verschiedenen überlieferten Dokumente und die leicht zu strukturierenden Informationen zu ihnen, die wie die verschiedenen generierten Ergebnisse (z.B. Register) nun anders erstellt, verwaltet und für die Publikation genutzt werden konnten.

*Durchsetzung von Datenbanken und Verschwinden des Datenbankparadigmas.* In den späten 1980er, frühen 1990er Jahren galten Datenbanken als *das* informationstechnologische Heilsversprechen. Robert Hollander beschäftigte sich 1994 mit der Frage, warum die allgemeine Durchsetzung von Datenbanken in den Textwissenschaften immer noch auf sich warten ließe, war sich aber so sicher „wie die Apostel und wie Engels und Marx“, dass es sich dabei um eine historische Unausweichlichkeit („*una inevitabilità storica*“) handele.<sup>91</sup> Noch ganz im Geiste und in der Nachfolge Vater Busas sieht er sich vergleichbar zu den ersten Christen, die das Evangelium nur noch zu den Ungläubigen bringen müssten. Diese Mission ist fehlgeschlagen. Die Revolution, an die Hollander noch fest glaubte, ist ausgeblieben. Die einfachen Datenbanken wollten sich auf die komplexen Textphänomene der Editorik einfach nicht ohne einen allzu großen methodischen und technischen Lernprozess anwenden lassen. Letztlich ist dann aber das Paradigma der Datenbank einfach durch andere Paradigmen abgelöst worden und hat in diesen einen anderen Platz gefunden. Hier wird vor allem auf das Paradigma des Internets und der dahinter stehenden Technologien

---

<sup>90</sup> Als Beispiele sind hier z.B. die Editionen von Universitätsmatrikeln zu nennen. Das „Rostocker Matrikelportal“ (<http://matrikel.uni-rostock.de>) nennt sich selbst eine „*Datenbankedition* der Immatrikulationen an der Universität Rostock 1419-1945“ (meine Hervorhebung). Gut dokumentiert ist auch die datenbankbasierte Edition der Matrikelbücher der Akademie der Bildenden Künste München, siehe Jooss, *Digitale Edition* (2010).

<sup>91</sup> Hollander, *Il Dartmouth Dante Project* (1994), S. 87.



zu sprechen zu kommen sein. Denn darin sind verschiedene Datenbankkonzepte sehr wohl enthalten – aber eben nicht als methodische Leitvorstellung, sondern als Teil einer größeren Informationsarchitektur, in der sie bestimmte Aufgaben erfüllen. Einerseits sind sie hier einfache Organisationsmaschinen für gleichmäßig strukturierte Metainformationen, die den Online-Publikationsprozess unterstützen können. Andererseits kommen sie in letzter Zeit auch als XML-Datenbanken für die dynamische Verwaltung und Verarbeitung komplexer hierarchischer Textdaten zum Einsatz, die nach dem Konzept der Auszeichnungssprachen strukturiert werden.<sup>92</sup> Die Rede von den Datenbanken meinte früher vor allem die Verwaltung von Daten. Dies ist inzwischen aber zu einem hauptsächlich funktionalen Aspekt geworden. Die konzeptionellen Herausforderungen liegen heute stärker in der Modellierung und Strukturierung der Daten einerseits und in der Herstellung geeigneter digitaler Publikationsformen andererseits. Deshalb würde man heute selbst dann nicht von Datenbank-Editionen sprechen, wenn DBMS an zentraler Stelle zum Einsatz kämen, sondern eher von Online-Editionen (was auf die Publikation verweist) oder von digitalen Editionen (was die Form der Inhalte beschreibt).

### *Die CD-ROM als Nachfolger des Buches?*

*Ausgangslage.* Mit computergestützten Werkzeugen und mit Datenbanken konnten anspruchsvolle Editionen vorbereitet werden. Nun war es naheliegend, diese Vorarbeiten nicht in den Papierkorb zu werfen, sondern den potenziellen Benutzern der Edition zur Verfügung zu stellen.<sup>93</sup> Als Publikationsmedium für solche elektronischen Ressourcen bot sich ab den späten 1980er Jahren eigentlich nur die CD-ROM an, nachdem das Vorgängermedium Diskette wegen des allzu limitierten Speicherplatzes für wissenschaftliche Editionen nie wirklich in Frage gekommen war.<sup>94</sup> Die CD stand hier – in einer quantitativen Dimension – eher in der Nachfolge der Mikroformenausgaben, fügte diesen nun aber in der funktionalen Dimension die entscheidenden Möglichkeiten der Speicherung digitaler Daten und der Verwendung von Software hinzu, die entweder auf dem Rechner des Benutzers installiert sein musste oder direkt

<sup>92</sup> Siehe dazu unten Kap. 2.1.2. (Abschnitt zum Markup-Paradigma) und vor allem Teil 3, Kap. 3.2.

<sup>93</sup> So z.B. Benner, *The Lincoln Legal Papers* (1997), S. 367: „It is fitting that a project that depended so heavily on computer technology during its search for documents will publish its works electronically.“ Ein Zwischenschritt zwischen Papierkorb und Publikation war zumindest die Aufbewahrung (wenn auch in der Regel nicht die Archivierung) der elektronischen Daten für weitere „Sekundär-“Analysen. Eine optimistische Zustandsbeschreibung bei Neuman, *The Very Pulse of the Machine* (1991), S. 369: „But whereas in the past their [the editors] textfiles were marked up for print publication and then [...] erased so the diskettes or tapes could be reused, today the textfiles are preserved for use in electronic analysis“.

<sup>94</sup> Sehr wohl hatte es Diskettenbeilagen zu gedruckten Büchern gegeben. Siehe z.B. Horst Kranz, *Die Kölner Rheinmühlen*, 2 Bde. Mit einer Diskette, Aachen 1991-1993. Die Diskette enthält dabei eine Datenbank mit den aufbereiteten Quellen.

mit der CD mitgeliefert werden konnte. Zum Argument der Nutzbarmachung und Publikation der inzwischen technisch fortgeschrittenen elektronischen Editionsarbeiten kamen weitere Überlegungen: Insbesondere anspruchsvolle wissenschaftliche Editionen waren von ihrer Konzeption (und dann eben auch von ihren computergestützten Vorarbeiten her) teilweise so komplex, dass sie die Möglichkeiten des Buchdrucks überstiegen, der im Vergleich der Technologien als allzu enges Korsett empfunden werden musste.<sup>95</sup> Es war deshalb nach neuen Weisen der Strukturierung und Präsentation zu suchen, die nur noch mit Computersoftware und den erweiterten Möglichkeiten einer dynamischen Bildschirmdarstellung realisierbar waren. „Nicht mehr druckbar“ waren aus editorischer Sicht aber nicht nur überkomplexe Strukturen, sondern auch allzu umfangreiche Textmaterialien und schließlich umfassende Faksimiles. Da die Kilobytes der CD eine ganz andere inhaltliche Grenze als die Kilogramm der Buchreihen setzen<sup>96</sup> und die Bildbeigabe von der teuren Ausnahme zur billigen Selbstverständlichkeit zu werden schien, bot dieses Publikationsmedium einen Ausweg aus jenen technisch-ökonomischen Restriktionen des Buchdrucks, die aus editorischer Sicht ohnehin ganz sachfremd waren.<sup>97</sup>

*Von den Werkzeugen zum Medium.* Im Gegensatz zum Einsatz des Computers als Hilfsmittel der Editorik kennzeichnet das CD-ROM-Paradigma den Übergang zu neuen medialen Formen, d.h. zu neuen Formen der Präsentation und des Vertriebs von Editionen. Erst mit der CD-ROM kann deshalb von einer Ära der „digitalen Editionen“ im eigentlichen Sinne gesprochen werden. Nachdem konzeptionelle

---

<sup>95</sup> Siehe beispielhaft für diese Sichtweise Taylor, *Reconstructing Ezra Pounds Cantos* (1991) und Taylor, *Variorum Edition of Three Cantos by Ezra Pound* (1991) bzw. über diesen Ansatz berichtend Warwick Gould, *Strategies for hermeneuts*, in: *The Times Literary Supplement* 26.6.1992, S. 23 und Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 22f. Nowak fasst zusammen: „Taylors Edition, die sich bei der Präsentation der Texte am genetischen Modell mit Zeilenparallelisierung orientiert, soll ausschließlich als CD-ROM verbreitet werden, nachdem sich der 1991 vorgelegte Probedruck eines Begleitbuches als ‚unlesbar‘ erwiesen hatte.“

<sup>96</sup> Das Bild bei Hoffmann, *Gedanken* (2002), S. 296: „Da in dem elektronischen Medium nicht mit Kilogramm, sondern Kilobytes gerechnet wird [...] spielt die zu speichernde Textmenge im Gegensatz zu Buchausgaben, wo der Text in Papiergewicht und Umfang auch heute noch berechnet werden muss, keine Rolle“. Für die elektronische Musil-Edition (Robert Musil, *Der literarische Nachlaß*, hg. von Friedrich Aspöckl, Reimbek 1992) markiert die Speicherfähigkeit die konzeptionelle Grenzziehung nach beiden Seiten: Einerseits wären die Transkriptionen wegen ihres Umfangs von ca. 20.000 Seiten weder druck- noch sinnvoll benutzbar gewesen, auf der anderen Seite verzichtete man auf die Beigabe von Faksimiles, weil diese die Speicherkapazität der CD überschritten hätten. Zu diesen Überlegungen Fanta, *Die Computer-Edition* (1994) und Luehrs, *Verwirklichung oder Entzweiung* (1994). Auch im *Canterbury-Tales-Projekt* kam eine Druckfassung angesichts der Materialmengen nie realistisch in Frage – siehe hier z.B. Robinson / Taylor, *Publishing* (1998), S. 275ff.

<sup>97</sup> Zur sachfremden Konfiguration der gedruckten Editionen gehörte auch ihre traditionelle Bildfeindlichkeit. Mit dem Aufkommen der CD-ROM als Publikationsmedium war unmittelbar die Hoffnung verbunden, nun auch endlich umfassende Faksimiles, am besten direkt mit den Transkriptionen und Editionstexten, bereitstellen zu können. Diese Hoffnungen z.B. bei Bozzi, *Elaborazione elettronica di testi* (1991) oder Ascheri, *L'informatica* (1991).

Überlegungen zur Herstellung von Editionen auf CD bereits in den späten 1980er Jahren und dann vor allem in den frühen 1990ern angestellt worden waren, wurden die ersten ernsthaften digitalen Editionen im engeren Sinne dann in den mittleren 1990er Jahren publiziert und zeigten schon damals eine breite Vielfalt von Erscheinungsformen. Wenn die CD-ROM hier als konzeptionell paradigmatisch beschrieben werden soll, dann sind für die Zeit bis ca. 1998 (als andere Paradigmen in den Vordergrund traten) verschiedene methodische Reaktionen auf die neuen Möglichkeiten zu beschreiben. Bevor dabei für die digitalen Editionen im engeren Sinne ein Systematisierungsversuch unternommen wird, ist noch kurz auf die „Nebenformen“ einzugehen.

*Hybridausgaben.* Digitale Editionen im eigentlichen Sinne sind Editionen mit digitalen Inhalten und digitaler Publikationsform. Wie später zu diskutieren sein wird, sind sie außerdem dadurch definiert, dass sie inhaltlich, strukturell und funktional über die Möglichkeiten des Buchdrucks hinausgehen und damit allgemein einem „digitalen Paradigma“ folgen. Der „kritische Anspruch“ der wissenschaftlichen Edition bleibt allerdings grundsätzlich gewahrt. Viele Anwendungsbereiche der CD-ROM betreffen deshalb nicht die digitale Edition im engsten Sinne. Wenn gedruckten Bänden CDs beigegeben werden, die einfach nur zusätzliches, ergänzendes oder (im Falle der digitalen Faksimiles) illustrierendes Material bieten, dann ist dies für die Methodenentwicklung der digitalen Edition wenig relevant und braucht hier nicht weiter untersucht zu werden.<sup>98</sup> Das Gleiche gilt für bloß retrodigitalisierte Druckausgaben,<sup>99</sup> für „Druck-Entlastungs-CDs“,<sup>100</sup> wie auch für elektronische Vorabpublikationen geplanter Drucke.<sup>101</sup> In all diesen Fällen bleibt die Methodik der Edition weitgehend unberührt. Die CD-ROM fungiert hier nur als Massenspeicher für traditionelle Inhalte oder sogar nur für jene Teile, die gerade nicht den „kritischen

<sup>98</sup> In diese Gruppe fällt z.B. die „Kritische Gesamtausgabe“ von Nietzsches Werken, Berlin/New York, de Gruyter, 1995ff. Den Bänden der Abteilung 9 mit dem handschriftlichen Nachlass ist jeweils eine CD-ROM beigegeben, die vor allem Faksimiles des Materials, Querverweise, Stellenkommentare und Konkordanzen enthält. Ein weiteres Beispiel ist Heinrich v. Kleist, Brandenburger Ausgabe, Kritische Edition sämtlicher Texte nach Wortlaut, Orthografie, Zeichensetzung aller erhaltenen Handschriften und Drucke herausgegeben von Roland Reuß und Peter Staengle, Basel u.a., 1997 mit einer CD-ROM.

<sup>99</sup> Ebenfalls bei de Gruyter war in den mittleren 1990er Jahren eine CD-ROM mit dem bis dahin publizierten Gesamtwerk Nietzsches („Nietzsche Werke: historisch-kritische Ausgabe“, z.B. als ISBN 3-11-014827-7) publiziert worden – dies wäre ein Beispiel für reine Retrokonversionsausgaben.

<sup>100</sup> So skizziert z.B. Irgang, Das Schlesische Urkundenbuch (1998), S. 162 ein Modell, nach dem man für diese Edition nur noch die Regesten drucken lassen könnte und die Volltexte, wie auch alle weiteren Zusatzinformationen, ausschließlich auf CD-ROM geben würde.

<sup>101</sup> Ein Beispiel hierfür sind die „elektronischen Vorabeditionen“ zu den „Constitutiones et Acta publica imperatorum et regum. Dokumente zur Geschichte des Deutschen Reiches und seiner Verfassung 1357-1378“, Berlin, Monumenta Germaniae Historica, 2001 (erste Folge) bzw. 2005 (zweite Folge). Zu beiden siehe ggf. die Online-Rezensionen in H-Soz-u-Kult (<<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-1-105>> bzw. <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2006-4-003>>).

Kern“ der Edition betreffen.<sup>102</sup> Wenn im Folgenden sechs Anwendungsfelder der CD-ROM in der Editorik skizziert werden, dann wird allerdings ein eher weicher Editions begriff verwendet, da auch scheinbar „nicht-kritische“ Ausgabeformen einen Beitrag zu der allgemeinen Entwicklung in der editorischen Methodik und zum Verständnis dessen leisten, was eine Edition eigentlich ist.

*Anwendungsbereich Eins: Textsammlungen.* Wenn der Fortschritt der CD-ROM neben der Digitalität vor allem in ihrer vergleichsweise großen Speicherkapazität bestand, dann lag es nahe, die neuen Möglichkeiten des Information Retrieval mit der Bildung großer Textkorpora zu verbinden. Die traditionellen vielbändigen kritischen Gesamtausgaben waren ja nicht nur unhandlich, es war auch nicht möglich, sie gezielt nach bestimmten Kriterien zu durchsuchen, wenn diese nicht bereits bei der Erstellung von Registern vorgedacht gewesen waren. Bestehende elektrifizierte Textsammlungen und über die Grenzen der einzeln veröffentlichten Bände hinweg neu zusammengestellte Korpora passten in diesem Sinne genau zum Speichervermögen des Mediums, wie auch die komplexen Suchmöglichkeiten in homogenisierten Volltextdatenbanken zum technischen Entwicklungsstand der Datenmodellierung und Datenverwaltung, sprich: zu den bestehenden Softwarelösungen passten. Noch bis in die späten 1990er Jahre sahen viele denn auch gerade in der „Möglichkeit der elektronischen Erschließung großer Text- und Materialmengen für die Editionsphilologie eine entscheidende Zukunftsperspektive“.<sup>103</sup>

Seit den späten 1980er Jahren entstanden aus bereits edierten Texten zahlreiche umfangreiche CD-Ausgaben, die vor allem von größeren Verlagen mit hohem Aufwand erarbeitet und dann meistens zu ebenso hohen Preisen angeboten wurden.<sup>104</sup> Eine systematische und umfassende Untersuchung dieser digitalen Textsammlungen scheint noch auszustehen, die Zahl der Ausgaben dürfte aber – je nach Enge der Definition – mindestens im niedrigen dreistelligen Bereich liegen.<sup>105</sup> Auch wenn die Investitionen in die digitale Erfassung der Texte teilweise erheblich waren,

---

<sup>102</sup> Was dieser „kritische Kern“ ist, kann durchaus weiter diskutiert werden. Es gibt auch Buch-CD-Hybride, bei denen das Buch gewissermaßen die geläutete Lesefassung enthält und die CD die eigentlichen wissenschaftlichen Grundlagen, z.B. in der Form der elektronischen Grundtranskription. Dies ist z.B. der Fall bei „Das Brixner Domesnerbuch. Mit elektronischer Rohtextversion und digitalem Vollfaksimile auf CD-ROM.“ Hg. von Andrea Hofmeister-Winter, Innsbruck 2001, ISBN 3-901064-26-5.

<sup>103</sup> Albrecht, Schicksal (1998), S. 247.

<sup>104</sup> Siehe hierzu z.B. Shillingsburg, *Scholarly Editing* (<sup>3</sup>1996), S. 161ff, der u.a. auf die „English Poetry Full-Text Database“ von Chadwyck Healey eingeht, die anfangs 41.000\$ kostete. Zu den ganz frühen Ausgaben gehört auch „Goethe: Werke, nach der Hamburger Ausgabe, Elektronische Version, bearb. von Randall L. Jones, Helmut Schanze und Steven P. Sondrup, Tübingen (Niemeyer) 1989“, die erstmals auf 50 5/8-Zoll-Disketten erschienen war. 1990 gab es eine Ausgabe auf 67 3/8-Zoll-Disketten (ISBN 3484385014), 1999 dann eine auf einer CD-ROM (erschienen Provo (UT)).

<sup>105</sup> Zu den größeren und bekannteren Serien zählen die Ausgaben bei Chadwyck-Healey (jetzt ProQuest), Brepols, xLibris, Directmedia (Reihe „Digitale Bibliothek“, hier auch die Reclam-CD-Ausgaben) und Intelx (Past Master Series, <<http://www.nlx.com/pstm/index.htm>>). Für die deutsche Philo-

so scheinen diese Publikationen in der Regel keine Verlustgeschäfte gewesen zu sein. Dies lag zum einen an ihrem hohen Preis, zum anderen aber auch an den gegebenen Vertriebsmöglichkeiten und dann vor allem an der Auswahl der Inhalte: Wenn etablierte wissenschaftliche Verlage die wichtigsten Texte und Autoren des bestehenden Kanons mit neuen Benutzungsmöglichkeiten auf den Markt brachten, so gab es eine ganze Reihe von Bibliotheken, die um eine Anschaffung praktisch nicht umhinkamen. Die Erstellungskosten konnten deshalb einfach durch eine relativ sichere Mindestabnehmerzahl geteilt werden, wodurch selbst mit neuartigen Produkten kaum ein unternehmerisches Risiko verbunden war.

Ein Anreiz für die Herstellung digitaler Textsammlungen war neben der Verfügbarkeit der Inhalte (die Texte lagen ja bereits vor!) auch die technische Einfachheit. Standardsoftware für die Verwaltung und Darstellung von Textdatenbanken und für die Suche in ihnen stand bereits zur Verfügung, es mussten also nur noch die Inhalte zusammengestellt und in eine elektronische Form gebracht werden. Die Orientierung an den bestehenden technischen Paradigmen und den einzusetzenden Softwarelösungen hatten nun aber eine Entwicklung zur Folge, die aus der Sicht der wissenschaftlichen Edition höchst bedenklich sein musste. Software und Nutzungsszenarien waren auf „einfache“, gleichmäßig strukturierte Texte ausgelegt. In der Regel wurden bei der CD-Erstellung deshalb herausgeberische „Glättungen“ am Ausgangsmaterial vorgenommen, die aus wissenschaftlicher Sicht nur als editorische Korruption betrachtet werden können.<sup>106</sup> Bei der Überführung bestehender kritischer Ausgaben in umfassende Textdatenbanken wurden nämlich oft gerade jene Teile weggelassen, auf denen ihre wissenschaftliche Benutzbarkeit gründete: Einleitungen, Erläuterungen, Anmerkungen, Variantenapparate usw. Das hier verfolgte Paradigma des „flachen Textes“ führte dazu, dass selbst aus kritischen Editionen plötzlich unkritische Texte wurden.<sup>107</sup> Oft wurde aber selbst der Anspruch, wenigstens den besten edierten Text zu übernehmen, mit Blick auf mögliche Urheberrechtsprobleme aufgegeben, auf längst überholte Fassungen zurückgegriffen und selbst diese nicht mit jener Genauigkeit übernommen, die in einer wissenschaftlichen Ausgabe selbstverständlich hätte sein sollen.<sup>108</sup> Wenn aus editorischer Sicht bereits

---

logie gibt es eine Überblicksliste zu CD-ROMs auf den Seiten des „Forum Computerphilologie“ (<http://www.computerphilologie.de>).

<sup>106</sup> Diese Kritik und der Begriff der editorischen Korruption bereits bei Gants, *Toward a Rationale of Electronic Textual Criticism* (1994).

<sup>107</sup> Siehe hier z.B. Bernhard Assmann und Patrick Sahlé, *Die elektronischen Monumenta Germaniae Historica auf CD-ROM: eMGH*, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie* 49/5-6 (2002), S. 337-340. Eine ähnliche Kritik an der Chadwyck-Healey-Ausgabe der „English Poetry Database“ bereits bei Leslie, *Electronic Editions* (1993), S. 47.

<sup>108</sup> Ansätze zu einer systematischen Kritik in dieser Richtung bei Gants, *Toward a Rationale of Electronic Textual Criticism* (1994), er kommt u.a. zu dem Schluss: „The present method of haphazard (willkürlich/planlos) scanning and typing has produced electronic texts of little scholarly value, suffering as they

die gedruckten großen Textsammlungen als „cloaca maxima“ gelten mussten, dann setzten viele CD-Ausgaben diese ungute Tendenz nur noch in verstärkter Form fort.<sup>109</sup>

Der Rückschritt in der Textqualität (und im editorischen Anspruch) war im Wesentlichen den technischen, konzeptionellen und ökonomischen Rahmenbedingungen geschuldet: man machte, was technisch leicht zu realisieren war, was konzeptionell von den bestehenden Technologien unterstützt wurde und was sich vermarkten ließ. Es darf aber nicht übersehen werden, dass es trotz aller vereinzelt Kritik an der (Text-)Qualität der CD-Ausgaben keine entwickelte Rezeptionmethodik gab, die sauber zwischen wirklichen kritischen Editionen und bloßen Textwüsten – den e-Texten als „the product of abysmal ignorance of the textual condition“<sup>110</sup> – unterschieden hätte.<sup>111</sup> Anstatt die Letzteren gar nicht erst als Editionen oder überhaupt als wissenschaftliche Texte wahrzunehmen und an ihrer Stelle die Ersteren zu fordern, akzeptierte man die scheinbar implizite Selbstzuschreibung der Sammel-CDs als Nachfolger der kritischen Gesamtausgaben, wendete die vorgefundenen qualitativen Defizite gegen das Medium insgesamt und sich mit Grausen ab.

Eine „Zukunftsperspektive“ wie eingangs angesprochen bot das CD-ROM-Paradigma deshalb in streng editionsmethodischer Hinsicht nicht.<sup>112</sup> Die bloße Übernahme bestehender Texte ohne neue Forschungsergebnisse, die Orientierung

---

do from poor source selection and a lack of editorial principles.“ Zur Qualität der Textsammlungen auf CD insgesamt auch Dahlström, *Digital Incunables* (2000) oder Neumann, *The Very Pulse of the Machine* (1991). Detaillierte Einzeluntersuchungen z.B. bei Johnson, *Dickens on Disk* (1998) oder Müller, *Francesco Petrarca* (2000).

<sup>109</sup> Zu diesem Problem Markschies, *Digitalisierung* (2001), S. 37. Der Begriff geht wohl auf Eduard Schwarz (1858-1940) zurück, der damit ursprünglich Mignes *Patrologia Latina* meinte („cloaca maxima, quae dicitur Migneana“) – so jedenfalls Fuhrmann, *Sind eben alles Menschen gewesen* (1996), S. 122. Die *Patrologia Latina* erscheint als „Datenbank“ seit 1993 bei Chadwyck-Healey auf CD-ROM (ISBNs z.B. 0-89887-113-1 (1994), 0-89887-134-4 (1995)), inzwischen auch mit Internetfassung (<http://pld.chadwyck.co.uk>).

<sup>110</sup> So Shillingsburg, *Scholarly Editing* (3. 1996), S. 161 über das Project Gutenberg.

<sup>111</sup> Typisch für diese Haltung, die sich dann auch bei den frühen Internet-Texten fortsetzte, z.B. Bein, *Anmerkungen* (2004). Hier wird gar nicht danach gefragt, ob eine Ausgabe überhaupt den Anspruch erhebt, einen editorisch gesicherten Text zu bieten. Gemessen wird sie aber trotzdem daran. Insofern ist diese Haltung teilweise schlicht ungerecht und unangebracht. Die meisten „Korpus-CDs“ verfolgten vom Selbstverständnis her gar nicht den Anspruch, die kritischen Ausgaben zu ersetzen, sondern nur ein zusätzliches Werkzeug zur Suche nach Begriffen und Textmustern anzubieten, von dem aus man dann wieder gezielt zu den Bänden im Regal greifen würde, um von dort die gefundenen Stellen zu zitieren.

<sup>112</sup> In diesem Sinne bereits zusammenfassend Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 6: „Die sich in die Expansion des Editionswesens einfädelnden Vorhaben der Massenkopiererei von Quellentexten auf Mikrofiches, CD-ROM usw. sind nicht mehr als technizistisch-ökonomische Projekte, die zwar die Ubiquität von Dokumenten garantieren, aber nach Lage der Dinge über diesen Effekt hinaus bisher keinen konstruktiven Gewinn einbringen – es sei denn, jeder mikrofichierte oder edv-gespeicherte Text enthielte seine editorischen Beigaben“.

an (ver)flach(t)en Texten aus reinem linguistischen Code, der Verzicht auf die editorischen Nebensysteme, der Verzicht auf die Umsetzung komplexerer Strukturen und die fortgesetzte Bildfeindlichkeit waren hier eher als Rückschritt zu betrachten. Sehr wohl aber brachten diese Ausgaben den Gedanken des systematischen Text-Retrievals und der korpuslinguistischen Analysepotenziale stärker in das Bewusstsein der Forschung.<sup>113</sup> Zudem lenkten sie den Blick wieder darauf, dass vom Thema, vom Autor, oder von der Überlieferung her zusammengehörnde Materialien auch gemeinsam verfügbar gemacht werden sollten. Digitale Editionen (wenn man sie denn so nennen wollte) erschienen nun als konsequente Zusammenschaltung von Materialmengen, die in ihrer Zusammenschau und gemeinsamen werkzeugunterstützten Verwendung die gedruckten Editionen funktional (und damit auch mit Rückwirkungen auf ihre Konzeption) überstiegen.

*Anwendungsbereich Zwei: Digitale Bilderbücher?* Die CD-Rom selbst macht auf einfache Weise die Publikation digitaler Bilder möglich. Von Beginn an lag es deshalb nahe, das Konzept der editorischen Transparenz durch die Beigabe der visuellen Grundlagen der Edition weiterzuentwickeln und die retrieval-orientierten Text-Steinbrüche mit der Realität der überlieferten Textträger zu verbinden. Gerade in einer zunehmend „materiellen Philologie“ hätte die Zusammenführung von abstrahiertem Text als linguistischem Code und materieller Überlieferung die Erfüllung der theoretischen Grundüberlegungen bedeuten müssen. Überraschenderweise hat diese Entwicklung aber in der Praxis kaum stattgefunden.<sup>114</sup> Die ernsthaften „display oriented editions“ im Sinne einer Erweiterung der kritischen Edition um eine – ebenso kritisch beleuchtete – visuelle Seite sind bislang weitgehend ausgeblieben. Ein leuchtendes Beispiel – aber eben nur eine Ausnahme von dieser allgemeinen Beobachtung – bildet die Edition des Teppichs von Bayeux durch Martin K. Foy.<sup>115</sup> Hier ist es nun aber gerade der besondere Gegenstand, eher eine Realie denn ein Text im traditionellen Sinne, der zu einer konsequenten Orientierung am visuel-

<sup>113</sup> Exemplarisch hier z.B. die Zusammenfassung von Müller, Francesco Petrarca (2000): einerseits „liegen Zweck und Stärke einer solchen Kompilation auf CD-ROM eindeutig auf dem Feld der Textrecherche“, andererseits „vermisst man schmerzlich“ die genauen Seitenzahlen, „den textkritischen Apparat sowie die Sachanmerkungen der Referenzeditionen“ so dass solche CD-ROMs zwar ein nützliches Hilfsmittel der Forschung, „von einer wissenschaftlich bearbeiteten Gesamtausgabe noch weit entfernt“ sind.

<sup>114</sup> Zu den ernsthafteren bildorientierten Editionen gehören allerdings „The Diary of Martha Ballard 1785-1812“, hg. von Robert R. McCausland und Cynthia MacAlman McCausland, Rockland (ME), Picton Press, 2003, ISBN 0-89725-426-0 (Einschränkend ist aber auch hier festzustellen, dass der elektronische Text nur eine Übernahme aus einer bereits gedruckten Ausgabe ist) und „Cædmon's Hymn: A Multimedia Study, Edition and Archive“, hg. von Daniell O'Donnell, Cambridge (MA), D.S. Brewer, 2005, ISBN 1-84384-044-8 (dies ist allerdings eine Hybridausgabe in Kombination mit einem gedruckten Buch).

<sup>115</sup> Martin K. Foy, *The Bayeux Tapestry Digital Edition*, Woodbridge 2002. Eine Rezension hierzu z.B. 2004 von Harald Müller bei H-Soz-u-Kult (<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-4-203>).

len Programm führt. Dabei verzichtet die Edition keineswegs auf eine historisch-kritische Herangehensweise und bietet neben der Beschreibung der einzelnen Szenen und der Transkription und Übersetzung des Textes umfangreiches Kontextmaterial z.B. zur Editions-geschichte des Teppichs. Zur Realisierung der Ausgabe ist ein sogenanntes „Autorensystem“ verwendet worden, eine Art von Software, die besonders die Erstellung multimedialer und hypertextueller „szenenorientierter“ CD-ROMs unterstützt.<sup>116</sup> Eine weitere Verbreitung haben diese Systeme in der digitalen Editorik nicht gefunden – zu groß war wohl die konzeptionelle Distanz zwischen dem fast filmartigen Konzept dieser Software und den an statischen Schriftsystemen ausgerichteten Editoren des traditionellen Textmaterials. Zu den bildorientierten ernsthaften Editionen, die sich teilweise ihre eigene Software zur Publikation geschaffen haben, gehört dann auch noch das traditionsreiche, von Kevin Kiernan geleitete „Electronic Beowulf“-Projekt, das gerade im Bereich der editorischen Aufbereitung schwer beschädigter Handschriften Maßstäbe gesetzt hat.<sup>117</sup> Hier wird auch in Zukunft zu beobachten sein, wie weit die im Projekt gemachten methodischen und technischen Erfahrungen in anderen Projekten nachgenutzt und dort die editorischen Verfahren und Zielstellungen beeinflussen werden.<sup>118</sup> Der „Electronic Beowulf“ selbst gehört streng genommen nicht in die Gruppe des CD-ROM-Paradigmas, weil er sich konzeptionell eigentlich nicht von den Möglichkeiten dieses Mediums leiten lässt, sondern davon unabhängig ist und mit der CD nur einen temporären Weg zur Publikation gefunden hat.

Hinsichtlich der „digitalen Bilderbücher“ gibt es jenseits des umfassenden historisch-kritischen Ansatzes eine zweite, ungleich größere Gruppe von Ausgaben. Diese stehen gewissermaßen in der Tradition der Faksimile-Editionen und bieten in der Regel einzelne Codizes als digitale Abbildungen, manchmal auch mit Transkriptionen, oft versehen mit einer gefälligen Benutzeroberfläche, guten Navigationsinstrumenten und weiteren Werkzeugen zum Umgang mit dem Material.<sup>119</sup> Auch

---

<sup>116</sup> Zu den am weitesten verbreiteten Systemen, mit dem auch die „Bayeux Tapestry“-CD erstellt wurde, gehört(e) der „Adobe Director“ (früher „Macromedia Director“). Daneben bildete „Toolbook“ eine Zeit lang eine ernst zu nehmende Alternative.

<sup>117</sup> Electronic Beowulf, hg.von Kevin Kiernan, London, British Library, 2000, 2 CD-ROMs, ISBN 0-7123-0494-0 bzw. 0-472-00260-0. Electronic Beowulf 2.0, hg.von Kevin Kiernan, London, British Library, 2003, ISBN 0-71234-3229.

<sup>118</sup> Die Erfahrungen aus dem Beowulf-Projekt sollten in einer verallgemeinerten Software („Edition Production and Presentation Technology“ (EPPT)) nutzbar gemacht werden, die dann für weitere Editionsprojekte zur Verfügung stehen würde – siehe <<http://beowulf.engl.uky.edu/~eft/eppt/>>.

<sup>119</sup> Siehe z.B. „Das Perikopenbuch Kaiser Heinrichs II. Eine Handschrift zum Blättern. Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 4452“, hg. vom Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg 2002, ISBN 3-927233-79-X; „Das Große Tucherbuch“, hg. vom Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg 2004, ISBN 3-927233-93-5; „Heinrich von Veldeke: Eneasroman. Faksimile des Ms. germ. fol. 282, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz“, Wiesbaden 2003, ISBN 3-89500-342-5; „Der Egbert-Codex“, hg. vom Deutschen Historischen Museum Berlin u.a., Berlin u.a. 2005; „Francesco Colonna: Hyperotro-



wenn hier manchmal zusätzlich Transkriptionen oder digitalisierte Editionstexte aus bestehenden Ausgaben beigegeben sind, handelt es sich fast immer *nicht* um historisch-kritische Editionen im eigentlichen Sinne. Der bibliophile Bildgenuss steht gegenüber der wissenschaftlichen Verwendung eindeutig im Vordergrund.<sup>120</sup> Der Beitrag zur Entwicklung digitaler Editionsformen beschränkt sich deshalb auch auf die noch ausstehende Methodenkritik jener Oberflächen und Funktionalitäten, die auch in kritischen Editionsprojekten stärker berücksichtigt werden könnten.

*Anwendungsbereich Drei: Bestandserschließung und Archiv-Edition.* Ebenfalls nicht „textkritisch“ im traditionellen Sinne war die Nutzung der Speicher- und Retrievalmöglichkeiten der CD-ROM für die Publikation von „Archiv-Ausgaben“.<sup>121</sup> In der Tradition des amerikanischen „documentary editing“ und der Mikroformen-Ausgaben konnten jetzt die Datenbanken mit den Metadaten zu den Dokumenten gemeinsam mit Volltranskriptionen und digitalen Abbildungen publiziert werden.<sup>122</sup> Inhaltlich wurde die genaue Gegenrichtung zu den Textkorpora und den „Gesammelten Werken“ der kanonischen Autoren eingeschlagen: Die Archiv-Edition zielte eher darauf, bislang kaum verfügbares Material erstmalig zu erschließen und für die weitere Forschung zugänglich zu machen. Innerhalb eines umfassenden Editionsbegriffes markieren diese Archive dann vor allem erste grundlegende Erschließungsschritte, die eine spätere tiefere Erschließung, ggf. textkritische Behandlung und spätere „kritische“ Editionsformen vorbereiten konnten, ohne sie bereits selbst in aller Breite vornehmen zu müssen. Häufiger Gegenstand dieser Ausgaben waren Nachlässe, bei denen es editorisch tatsächlich meistens nicht um eine genaue und philologisch kritische Konstitution überschaubarer Textmengen geht, sondern um eine inhaltliche Erschließung und Verfügbarmachung von breiten Materialien unterschiedlichster Arten. Der methodische Impetus dieser Editionsformen lag in der

---

machia Polyphili (Venedig 1499)“, The Lessing J. Rosenwald Collection, Library of Congress, Oakland, Octavo (CA) 2004, ISBN 1-59110-059-3 (Rezension bei H-Soz-u-Kult: <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2004-4-199>>).

<sup>120</sup> Ziel ist oft die möglichst realistische Simulation des Lesens des Originals. Dazu wird dann z.B. das Umblättern der Seiten zusammen mit einem entsprechenden Blättergeräusch nachgeahmt.

<sup>121</sup> Zu den ganz frühen, methodisch aber stark reflektierten Beispielen gehören die „Hartlib Papers“ (The Hartlib Papers: A Complete Text and Image Database of the Papers of Samuel Hartlib (c.1600-1662), hg. von Judith Crawford u.a., zweite Auflage, Sheffield, HRiOnline, 2002, ISBN 0-9542608-0-5; erste Auflage, Ann Arbor (MI) 1996, ISBN 0-8357236-8-2). Zum methodischen Hintergrund Leslie, The Hartlib Papers Project (1990) und Leslie, Electronic Editions (1993); Rezension der CD von Mordechai Feingold in Isis 88/3 (1997), S. 536. Noch älter sind „The Papers of Benjamin Franklin“, hg. von David W. Packard, Los Altos (CA), Packard Humanities Institute, 1988; diese CD wurde aber nicht aktiv vertrieben, sondern nur auf Anfrage, gewissermaßen als „samizdat copies“ abgegeben. Ein weiteres Beispiel für „Archiv-Editionen“ ist „Asia: Official British Documents 1945-1965“, hg. von Michael David Kandiah, Gillian Staerck und Christopher Staerck, London, Routledge, 1999, 6 CD-ROMs, ISBN 0-4151833-0-8.

<sup>122</sup> Die CD-ROM als Konkurrenz und Nachfolger zu den Mikroformen diskutiert z.B. Benner, Lincoln Legal Papers (1997), S. 367.

Verdeutlichung des potenziell inkrementellen Charakters der Edition, in der konzeptionellen Unterscheidung von „vorkritischer“ Erschließung und anschließender kritischer Textarbeit,<sup>123</sup> wie auch in der Betonung von Grunderschließungsdaten (Metadaten) und ihrer Bereitstellung in Datenbanken.

*Anwendungsbereich Vier: softwareorientierte Ausgaben.* Die Stärke vieler CD-ROM-Ausgaben lag in der mitgelieferten Software zur Präsentation, zur Navigation und zum komplexen Retrieval.<sup>124</sup> Von der Grundidee her ergänzten sich hier zwei Bereiche in idealer Weise: Die Editoren kümmerten sich ausschließlich um die Inhalte und überließen die Bereitstellung komfortabler Programme zur Benutzung der Editionen den Softwareingenieuren. Dadurch konnte auf beiden Seiten ein hohes Maß an Professionalität gewahrt werden. Die Verwendung gleicher Programme für viele Ausgaben erhöhte außerdem ihre „Usability“, da sich Benutzer nun nicht in immer neue Oberflächen und Interfaces einarbeiten mussten, sondern sich sofort zurechtfinden, wenn sie bereits Erfahrungen mit anderen Editionen unter der gleichen Software gemacht hatten. Dies ist die positive Sicht der Dinge. Kritisch ist zu analysieren, ob die verfügbaren Programme den editorischen Inhalten auch wirklich angemessen waren, oder ob sie hinsichtlich der häufig anzutreffenden editorischen Komplexität zu einer Vereinfachung von Inhalten, Strukturen und Benutzungsoptionen führten. Konzeptionell sind hier zwei Tendenzen festzustellen:

- Editionen ließen sich von der schließlich zu verwendenden Software auch konzeptionell leiten. Man entwickelte die Inhalte und Strukturen auf die Möglichkeiten der Programme hin. Man erfüllte die Softwareanforderungen und Softwaremöglichkeiten, ging aber nicht von den besonderen Charakteristika des zu edierenden Materials aus. Da die Software in der Regel *nicht* eigens für wissenschaftliche Editionen entwickelt worden war, musste dies einen Verlust an editorischen Möglichkeiten nach sich ziehen.
- Editionen wurden zunächst relativ unabhängig von irgendeiner schließlich zu verwendenden Software konzipiert und erstellt und dann auf diejenigen Inhalte und Strukturen heruntergebrochen, die von der CD-Software unterstützt wurden.

Die Verwendung von Standardsoftware zur Publikation von Editionen auf CD-ROM ist insgesamt zweischneidig: einerseits ermöglichte sie höchst komfortable Darstellungs- und Benutzungsformen, andererseits konnte sie zu einer Reduktion

---

<sup>123</sup> Diese methodische Debatte über die verschiedenen Arbeitsbereiche der Edition und die Trennung von eher objektiver Grundtranskription und eher subjektiver editorischer Tiefenerschließung bei Leslie, *Electronic Editions* (1993).

<sup>124</sup> Zu den Softwaresystemen gehörten hier „WordCruncher“, „FolioViews“, „DynaText“, „MultiDoc Pro“, oder auch „DigiBib“ (DirectMedia).

der editorischen Ansprüche und damit zu einem Rückschritt in der konzeptionellen Ausrichtung der wissenschaftlichen Edition führen. Einen guten Mittelweg beschritten dabei die Projekte, die ihre Daten zunächst mit softwareunabhängigen Auszeichnungssprachen (wie z.B. SGML) aufbereiteten und für die Publikation dann entweder SGML-Browser oder andere Retrievalprogramme verwendeten, für die ein Exportformat generiert werden konnte.<sup>125</sup>

*Anwendungsbereich Fünf: Komplexe Spezialeditionen.* Einige digitale Editionsunternehmen hatten von Anfang an ihren methodischen und inhaltlichen Anspruch so hoch gesetzt, dass eine Publikation auf CD-ROM mit Standardsoftware einen erheblichen Rückschritt bedeutet hätte. Diese Projekte entwickelten zum Teil nicht nur eigene Verfahren zur Strukturierung der Daten, sondern manchmal auch eigene Programme zur Darstellung der Editionen, die mit der CD zusammen ausgeliefert wurden. Zu dieser Gruppe gehören Ausgaben wie

- Robert Musil: Der literarische Nachlass (1992)<sup>126</sup>
- Gottfried Keller: Sämtliche Werke (1996)<sup>127</sup>
- Wittgenstein's Nachlass: The Bergen Electronic Edition (1998)<sup>128</sup>
- Electronic Beowulf (2003)<sup>129</sup>
- Die mit der Software Anastasia erstellten Ausgaben bei Scholarly Digital Editions (SDE)<sup>130</sup>

Der methodische Anspruch dieser Projekte ist durchweg sehr hoch gewesen. Ihr Beitrag zur Methodendiskussion erstreckte sich nicht nur auf die Editionswissen-

---

<sup>125</sup> Zu diesen Editionen gehören z.B. „The Wife of Bath's Prologue“ (Canterbury Tales Project), „Der junge Goethe in seiner Zeit“, „Stijn Streuvels: De teleurgang van den Waterhoek“, „Wittgenstein's Nachlass - The Bergen Electronic Edition“, der „Thesaurus musicarum italicarum (TMI)“ oder auch „The Correspondence of John Dewey“.

<sup>126</sup> Siehe hierzu Rußegger / Groiss, *Literatur am Computer* (1992); Rußegger, *Der Nachlaß* (1992); Fanta, *Die Computer-Edition* (1994); Luehrs, *Verwirklichung oder Entzweiung* (1994); Aspetsberger / Rußegger, *Lauter Experten?* (1997); Fanta, *Robert Musil* (2000) oder Huszai, *Digitalisierung und Utopie des Ganzen* (2005).

<sup>127</sup> Siehe hierzu Morgenthaler, *Die elektronische Edition* (1996) oder Morgenthaler, Gottfried Keller (1999).

<sup>128</sup> Wittgensteins Nachlass ist trotz der komplexen Vorarbeiten mit Textauszeichnung jenseits der TEI schließlich mit der Standardsoftware Folio-Views publiziert worden. Wegen der erheblichen methodischen Bedeutung des Projekts ist die Ausgabe hier trotzdem mit aufgeführt. Siehe zu der Ausgabe z.B. Huittfeldt, *Toward a Machine-readable Version* (1994); Pichler, *Advantages* (1995); Ore / Cripps, *The Electronic Publication* (1998); Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002); Schulte, *Wittgenstein's Nachlass* (2002) oder Hrachovec, *Evaluating* (2005).

<sup>129</sup> Auch hier liegt die konzeptionelle und softwaremäßige Innovation eher vor der eigentlichen Publikation, die dann schließlich mit Standardbrowsern angezeigt werden konnte. Siehe zum Electronic Beowulf z.B. Prescott, *Constructing Electronic Beowulf* (1998).

<sup>130</sup> Die SDE-Editionen unter <<http://www.sd-editions.com>>; ein erster Einstieg zu Anastasia unter <<http://www.sd-editions.com/anastasia>>.

schaft selbst, sondern ging teilweise noch darüber hinaus. So sind z.B. im Umfeld der Bergener Wittgenstein-Edition auch neue Konzepte für den Umgang mit überlappenden hierarchischen Datenstrukturen entwickelt worden, für ein allgemeines informatisches Problem also, das den gesamten Bereich der Auszeichnungssprachen betrifft. Die Resonanz auf diese Großunternehmen in der Fachgemeinschaft war teilweise euphorisch, die CDs wurden als „Pionierleistungen“ mit „Modellcharakter“ gefeiert.<sup>131</sup> Mit Ausnahme der Software „Anastasia“, die von SDE für eine ganze Reihe von Publikationen verwendet wurde, waren die Softwareumgebungen aber immer Einzellösungen, die nicht weiter nachgenutzt wurden.<sup>132</sup>

*Anwendungsbereich Sechs: die CD als reines Vertriebsmedium.* Unter der CD-ROM-Perspektive gerade *nicht* paradigmatisch für die konzeptionelle Entwicklung digitaler Editionsformen waren jene CD-ROM-Ausgaben, die sich in ihrer Technik nicht an den spezifischen Bedingungen der CD orientierten. Hierunter fallen einerseits die bereits erwähnten anspruchsvollen Projekte, die mit der CD-Publikation und der Verwendung einfacherer Softwaresysteme hinter ihren eigenen Anspruch und hinter ihre eigenen Vorarbeiten zurückfielen. Hierunter fallen aber vor allem die nicht wenigen Editionen, die sich für die mediale Präsentation ihrer Inhalte auf WWW-Technologien wie HTML, Javascript oder Java-Applets stützten.<sup>133</sup> Diese Editionen hätten dementsprechend leicht im Internet publiziert werden können, wurden aber auf CD veröffentlicht, weil für die meisten Anbieter nur so eine ökonomische Verwertung möglich schien.<sup>134</sup>

Die CD war hier der einzige realistische „channel to market“<sup>135</sup>, der dort eine „Sicherung der Investitionen“ ermöglichte, wo die Editionsarbeiten nicht bereits mit öffentlichen Mitteln finanziert worden waren (was der Regelfall war und ist) oder wo aus anderen Gründen Refinanzierungsmöglichkeiten gesucht wurden. Die CD-Publikation hat gegenüber der Online-Stellung zwar den Nachteil schlechterer Erreichbarkeit, unter einem bestimmten Blickwinkel bedeutet dies aber nicht unbedingt auch eine schlechtere „Sichtbarkeit“ in der Fachgemeinschaft.<sup>136</sup> Dies

<sup>131</sup> So z.B. bei Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 61 und Luehrs, *Verwirklichung* (1994), S. 158 (beide über die Musil-Edition).

<sup>132</sup> Die Entwicklung der Nutzung der aus dem Beowulf- bzw. Electronic Boethius-Projekt hervorgegangenen EPPT (Editions Production and Presentation Technology; siehe oben) bleibt noch abzuwarten.

<sup>133</sup> Hierzu gehören z.B. die CD-ROMs der Grazer „Fontes Civitatis Ratisponensis“. Wiewohl mit einer eigenen Notation und Datenstruktur erarbeitet und in einer eigenen Datenbank organisiert, wurden die Editionen hier schließlich mit HTML und Javascript medialisiert, dann aber nicht online verfügbar gemacht, sondern eben nur auf selbst erstellten und selbst vertriebenen CDs.

<sup>134</sup> Eine Ausnahme davon bildeten z.B. die Online-Ausgaben bei Chadwyck-Healey, die nur gegen eine erhebliche Gebühr zugänglich waren. Dies ist aber eine Ausnahme von der Regel, dass sich digitale Online-Ressourcen (insbesondere wissenschaftliche Editionen) nicht ökonomisch vermarkten ließen.

<sup>135</sup> Robinson, *Publishing* (1998), S. 282. Ebd., S. 275ff ausführlich zur Publikation von CD-ROMs in Zusammenarbeit mit den etablierten Verlagen oder im Selbstverlag.

<sup>136</sup> Zum Aspekt der „Sichtbarkeit“ der CD-ROM auch van der Weel, Stijn Streuvels (2001), S. 344.

liegt am Phänomen der – verglichen mit Online-Ressourcen – höheren „Buch-ähnlichkeit“ der CD-ROM: Die CD bildet ganz wie das Buch eine materielle und abgeschlossene Publikation, und kann sich von ihrer äußeren Form ganz dem Buch annähern – wenn sie z.B. in einer Schachtel daherkommt, deren Format ganz genau traditionellen Buchformaten entspricht oder wenn sie ihrem eigenen „HandBUCH“ beigelegt ist. Die CD kann von den traditionellen Distributoren, den Verlagen, auf den etablierten Wegen hergestellt, beworben und vertrieben werden. Die CD geht – in geringerem Maße als das Buch, aber in höherem Maße als Online-Ressourcen – in den etablierten Rezensionsprozess ein, wird von den Bibliotheken erworben und in den traditionellen Katalogsystemen ganz wie ein Buch nachgewiesen. Damit ist aber auch für die Editoren in ungleich höherem Maße als bei Online-Publikationen der Erwerb sozialen Kapitals möglich: die CD kann innerhalb der akademischen Karriere leichter als eigenständige Publikation verwertet werden, als dies bei einer offenen, flüchtigen und nirgendwo katalogisierten Online-Edition der Fall wäre, eben weil die CD in den traditionellen Informationsstrukturen eher rezensiert, referenziert und nachgewiesen wird und weil die Herausgeberschaft eines vielleicht renommierten Verlages, die Aufmachung und der Preis eine gewisse „Wertigkeit“ der ganzen Edition suggerieren,<sup>137</sup> für deren Konstruktion im Internet keine etablierten Zuweisungsmechanismen bestehen.

Ein weiteres Argument, das etwas neben dieser Argumentationslinie liegt, entsteht zuweilen aus dem Problem der Bildrechte. Die Erlaubnis zur Publikation digitaler Abbildungen wurde und wird von manchen Institutionen des Kulturerbes nur für den überschaubaren Rahmen der CD-ROM erteilt, nicht aber für das weitgehend unkontrollierbare Internet insgesamt. Auch dies kann dazu führen, dass Editionen, die von ihrer technischen Realisierung eigentlich Internet-Editionen wären, schließlich nur auf CD-Rom erscheinen.

*Methodischer Impetus der CD-ROM-Edition.* Die CD war die erste echte mediale Alternative zur Veröffentlichung in Buchform. Die Edition musste von nun an nicht mehr zwangsläufig als Buch gedacht werden. Zugleich bot die CD-ROM die Gelegenheit

---

<sup>137</sup> Z.B. Luehrs, *Verwirklichung oder Entzweiung* (1994), S. 170 über die Musil-Edition: „Der Rowohlt-Verlag hat für einen luxuriösen Preis eine im Erscheinungsbild stattliche Schmuckkassette produziert, die aufrecht stehen kann, ohne zu schwanken.“ Er beschreibt dann im Weiteren, wie es sich beim Handbuch als Inhalt dieser Kassette um ein ganz minderwertiges und schlampiges Verlagszeugnis handelt. Systematisch diskutiert Robinson, *Publishing* (1998), S. 275ff diese Fragen. Er berichtet z.B. von seinen eigenen Erfahrungen (und ergänzt hier noch die Erwartungshaltungen der Förderinstitutionen: „There were several reasons for seeking an alliance with a major academic publisher. First, there was the perception that self-publication is not ‚really‘ publication: it appears unprofessional and lacks the academic credibility provided by the refereeing process. This perception was reinforced, in rather concrete form, in discussions we were then holding with funding agencies. Although possessions of a publication contract with a major publisher was not made an explicit condition of funding, it was made clear that such a connection would considerably advantage the Project’s case for funding.“

für einen „weichen“ Übergang, weil sie in vielen Aspekten noch sehr buchähnlich war: Die Abgeschlossenheit der Publikation, ihre Produktionsbedingungen, ihre Distributionsmöglichkeiten und allgemein ihre relativ einfache Einordnung in die institutionelle, mediale und rezeptive Konfiguration der Fachwissenschaften bis hin zum „social crediting“ der Editoren bedeuteten eben keinen radikalen Bruch mit den etablierten (Umgebungs-)Strukturen der Edition.

Der methodische Gesamtimpetus speist sich aus der Zusammenschau der oben skizzierten sechs Anwendungsfelder. Hier ist zunächst der Aspekt der Überwindung der Mengengrenzen offensichtlich. Die Auswahl des Materials und der Zuschnitt der edierten Inhalte musste sich nun nicht mehr von Anfang an auf das konzentrieren, was zwischen zwei Buchdeckel passte, sondern konnte von stärker inhaltlich bestimmten Überlegungen geleitet werden. „Alle Texte“ zu einem Thema, von einem Autor, aus einem Überlieferungszusammenhang konnten jetzt leichter in einer Ausgabe versammelt werden, wie auch nicht mehr auf „alle Varianten“ zugunsten der Auswahl angeblich „substanzieller“ Lesarten verzichtet werden musste. Die CD förderte damit eine systematischere Sicht auf größere Textkorpora, sie stellte die Edition nicht mehr als Bandreihe, sondern als eine gleichmäßig strukturierte Textsammlung vor, die neuen systematischen Untersuchungsverfahren leichter zugänglich sein würde.

Neue Wege der Darstellung der Inhalte und des stöbernden, suchenden und analysierenden Zugriffs ergaben sich dabei aus der Koppelung der Editions-inhalte mit spezifischen Softwareumgebungen. Dabei ist diese unvermeidliche Bindung von Daten an Software durchaus zweischneidig. Einerseits bot erst die Software die entscheidenden funktionalen Mehrwerte der elektronischen Edition gegenüber der Buchausgabe. Andererseits stellte das Fehlen einfacher und etablierter Standardprogramme eine zusätzliche Hürde für die Erarbeitung digitaler Editionen dar. Die Bedeutung des „Softwaredilemmas“ ist für die Methodenentwicklung der Editorik durchaus bedeutsam: Orientierte man sich bei der Planung und Erarbeitung einer Edition an bereits verfügbaren Programmen, dann konnte dies eine Vorprägung und Verengung des konzeptionellen Blicks (und damit eine Hemmung des Fortschritts) bedeuten; tat man es nicht, dann konnte man am Ende unter Umständen eine höchst komplexe Ressource in der Hand haben, die man aber nicht aus der Hand geben konnte, weil man keine adäquate Software zur Darstellung und Benutzung der Inhalte hatte.

Die Bedingungen methodischer Entwicklung weiter verallgemeinernd lässt sich hier vielleicht eine pull- vs. push-Situation beschreiben. Als pull-Situation bieten die CD-Rom und die bestehenden Softwarelösungen zur Publikation von Editionen konkrete Anreize zur Veränderung der eigenen editorischen Konzeption, der editorischen Inhalte und ihrer Nutzungsmöglichkeiten. Als push-Situation steht der Editor vor der Aufgabe, seine möglichst technologiefreien Konzepte technisch umzusetzen und

die Möglichkeiten der CD-ROM bzw. der darauf zu vertreibenden Software so weit wie möglich auszureizen.

Zu den konzeptionellen Veränderungen, die durch die CD-ROM-Publikation gefördert wurden, gehörte zweifellos die Abkehr von der strikten Orientierung am Modell der „Seite“ als vordefiniertem zweidimensionalen Schriftraum mit vorgegebener Granulierung der darauf zu platzierenden Textmengen und z.B. auch der Zuweisung von Mengenverhältnissen zwischen Editionstext und Apparaten. Die Präsentation von textueller Information konnte zwar immer noch auf den „Bildschirm“ als Schriftraum ausgerichtet sein, Scrolling und das Konzept der „Fenster“ brachen hier aber die starren Vorgaben des Buchdrucks durchaus auf. Hinzu kam eine stärker datenorientierte Sicht auf den Text: dieser erschien nun konsequent als „linguistischer Code“, der nicht mehr nur (wie im Buchdruck) visuell remedialisiert (re-)präsentiert wurde, sondern als Code selbst dem Retrieval und der weiteren computergestützten Bearbeitung zugänglich wurde.

Dies verweist auf die allgemeineren Einflüsse des Medienwechsels auf den in der Edition transportierten Textbegriff. Der Editionstext ist nun nicht mehr ein typografisches Phänomen, sondern ein elektronischer Code. Gegenüber dem finalen editorischen Ausdruck geraten nun jene Textformen stärker in den Blick, auf denen der abschließende editorische Text aufzubauen pflegt. Die CD-ROM unterstützt (durch technische Einfachheit) die Beigabe der visuellen Grundlagen der Edition (digitale Faksimiles), sie unterstützt die Sammlung umfangreicherer Ausgangsmaterialien und sie unterstützt die Publikation dokumentnaher Rohtranskriptionen. Mit der CD-ROM war die Veröffentlichung finaler editorischer Fassungen ebenso möglich wie die Bereitstellung archivähnlicher Materialsammlungen. Diese Differenzierung der Konzepte hat Edward Vanhoutte mit der Unterscheidung von zwei Funktionen der digitalen Edition begrifflich zu fassen versucht:<sup>138</sup> Im Hinblick auf die Präsentation finaler editorischer Deutungen spricht er auf der einen Seite von einer „Museumsfunktion“ der Edition, wobei der Begriff der „Ausstellung“ auch auf die Temporabilität und Variabilität der Präsentation verweist. Auf der anderen Seite spricht er von einer „Archivfunktion“ der digitalen Edition, wenn es um die Bereitstellung umfassender Ausgangsmaterialien geht, auf denen die weiteren editorischen Erschließungsprozesse aufbauen.

Insgesamt ergänzt die CD-ROM das editorische Konzept des finalen Textes um ein stärker archivistisches Konzept der Bereitstellung auch der tatsächlichen Überlieferung. Für den Fall des Musil-Nachlasses lässt sich hier beispielhaft auch eine Konvergenz zwischen technischen Möglichkeiten und editorischen Konzepten beschreiben, denn manchmal ist „nicht die Rekonstruktion eines Werks [...] das Ziel, sondern

---

<sup>138</sup> Vanhoutte, *Where is the Editor?* (1999), Abschnitt 4.

die Reproduktion des Manuskripts“.<sup>139</sup> Von den Herausgebern wird dies mit guten Gründen nicht als Kapitulation vor den Schwierigkeiten der Überlieferung oder als Verweigerung der editorischen Aufgabe gesehen, sondern als der Sache adäquate editorische Haltung: Es gibt nun einmal Werke, die durch ihre Fragmentarizität konstituiert sind und denen ein bereinigter und vereinfachter editorischer Lesevorschlag nicht angemessen sein würde.

*Die CD-ROM als publizierte Edition.* Jenseits aller theoretischen Vorüberlegungen hat das Zeitalter der digitalen Editionen erst mit den CD-ROM-Ausgaben wirklich begonnen. In den letzten 15 Jahren sind eine ganze Reihe sehr ernst zu nehmender Editionen erschienen und auch heute gilt die CD-ROM – bzw. in ihrer direkten Nachfolge als Speichermedium die DVD – als ernsthaft zu erwägende Publikationsform neben der Online-Bereitstellung. Gegenüber dieser hat sie nach wie vor den Vorteil der besseren Vermarktbarkeit, des klareren Publikationsstatus und der buchähnlicheren Produktions- und Vertriebsmöglichkeiten. Dem stehen aber einige gravierende Nachteile gegenüber, die ihre langfristige Nutzbarkeit fraglich erscheinen lassen:

- Die CD als Speichermedium hat eine sehr begrenzte Lebensdauer.
- Lesegeräte werden in absehbarer Zeit möglicherweise nicht mehr überall zur Verfügung stehen.
- Die mitgelieferte Software veraltet sehr schnell, befriedigt schon nach kurzer Zeit oft nicht mehr die Erwartungen der Benutzer, oder ist auf wechselnden Betriebssystemen nicht mehr lauffähig.<sup>140</sup>

Sofern die CD-ROM nicht konsequent als bloß temporäre Präsentationsform von editorischen Inhalten betrachtet wird, die von dieser technisch-medialen Lösung unabhängig sind, ist sie nicht nur als kurzlebig einzustufen, sondern auch als gefährlich für die mit hohem Aufwand erarbeiteten Editions-inhalte, die mit der absehbaren Unbenutzbarkeit der CD ebenfalls verfallen würden. Wenn im Hintergrund allerdings Editionsdaten in allgemeinen, offenen Datenformaten und gesicherter institutioneller Anbindung stehen, dann spricht eigentlich nichts dagegen, dass die Inhalte von Zeit zu Zeit in einer beliebigen Weise neu medialisiert und präsentiert werden.

<sup>139</sup> Fanta, *Die Computer-Edition* (1994), S. 131.

<sup>140</sup> Auch das Problem der Software lässt sich an der Musil-CD-ROM gut illustrieren. Huszai, *Digitalisierung und Utopie des Ganzen* (2006), S. 132: „Mit der digitalen Edition des Nachlasses von 1992 wurde der Nachlass als ‚Ganzes‘ zwar zum ersten Mal öffentlich zugänglich, aber die nicht-graphische, DOS-basierte Bedienungsoberfläche bewirkte, dass die Edition eigentlich schon bei ihrem Erscheinen veraltet und darum einem breiten Zugriff feindlich war.“ Dieser Situation sollte ein Jahrzehnt später dadurch abgeholfen werden, dass die Edition mit einer neuen Standardsoftware (FolioViews) neu herausgegeben werden sollte. Es stellt sich dabei aber sofort wieder die Frage, ob diese Software denn beim Erscheinen noch zeitgemäß ist.



Die CD-ROM *kann* als marktfähiges Medium und als Träger einer spezialisierten Software, die den besonderen Anforderungen ihrer jeweiligen Inhalte exklusiv gerecht wird, die geeignete Publikationsform für eine Edition sein. Sie hat aber nur dann eine Zukunft, wenn sie konsequent als temporäre Ausgabeform verstanden wird, von der die eigentlichen Editions-inhalte unabhängig sind. Wird eine Edition ausschließlich für bestimmte Softwarefunktionen, für die damit einhergehenden Datenformate und ohne eine langfristige institutionelle Anbindung erarbeitet, dann ist sie zum Sterben verurteilt, wird mittelfristig verschwinden und eines Tages nur noch „archäologisch“ wieder ans Licht geholt werden können.<sup>141</sup>

### *Edition als Hypertext*

*Es gibt keine Hypertexteditionen! Alle Editionen sind Hypertexte!* Ja, was denn nun? Wie so oft kommt es auf die Begriffsverwendung an. Der Begriff des Hypertextes ist in seiner Verwendung frei, er hat eine Geschichte und er hat verschiedene historische Umformungs- und Aneignungsprozesse durchlaufen. Es gibt enge Hypertextbegriffe, nach denen es z.B. niemals eine wirkliche wissenschaftliche Edition als Hypertext gegeben hat und es gibt sehr weite Hypertextbegriffe, nach denen jede Edition immer schon ein Hypertext gewesen ist.

*Nelsons Hypertext.* Zu den geistigen Vätern des Hypertextes gehören vor allem Vannevar Bush mit seinem Beitrag „As we may think“ von 1945<sup>142</sup> und Douglas Engelbart in den 1960er Jahren. Geprägt hat den *Begriff* Hypertext dann aber Theodor Nelson erstmals seit 1965<sup>143</sup> und dann insbesondere durch sein Buch „Literary Machines“ und das darin vorgestellte Projekt XANADU seit den frühen 1980er Jahren.<sup>144</sup>

---

<sup>141</sup> Zu diesem Konzept der „langfristigen Nutzung“ digitaler Daten siehe unten Kap. 2.3.6 (Abschnitt „Langfristige Verfügbarkeit und Nutzbarkeit“).

<sup>142</sup> Erschienen in Atlantic Monthly, Juli 1945. Online-Fassung unter <<http://www.theatlantic.com/doc/194507/bush>>.

<sup>143</sup> Als frühester gedruckter Nachweis der Begriffsverwendung gilt inzwischen ein Bericht (zu einem Vortrag von Theodor Nelson) in der Zeitung „Vassar College Miscellany News“ vom 3. Februar 1965. Im gleichen Jahr verwendet er das Wort in zwei Beiträgen: (1) A File Structure for the Complex, the Changing, and the Indeterminate, in: ACM 20th National Conference Proceedings, Cleveland (OH), Association of Computing Machinery, S. 84-100 (S. 96: „Let me introduce the word ‚hypertext‘ to mean a body of written or pictorial material interconnected in such a complex way that it could not conveniently be presented or represented on paper“) und (2) The Hypertext, in: Proceedings of the World Documentation Federation Conference 1965. Zur Erfindung des Hypertextbegriffs und -konzepts auch Herbert A. Meyer, Von Punkt zu Punkt: Skizzen zu einer Theorie der interaktiven Medien, in: Medientheorie und die digitalen Medien, hg. von Winfried Nöth und Karin Wenz, Kassel 1998, S. 183 oder McKnight u.a., Hypertext in Context (1991), S. 8 und From Memex to Hypertext, Vannevar Bush and the Minds Machine, hg. von James Nyce und Paul Kahn, San Diego 1991.

<sup>144</sup> Das Buch ist in zahlreichen, immer wieder überarbeiteten Auflagen vor allem im Selbstverlag (Sausalito (CA), Mindfull Press) erschienen. Die erste nachweisbare Ausgabe stammt nach meinen Recherchen aus dem Jahr 1981. Andere Angaben zu einer ersten Auflage 1980 oder 1982 kann ich nicht bestätigen. Die letzte Auflage stammt aus dem Jahr 1993.

Hypertext ist dabei ein offenes, interaktives computerbasiertes Informationssystem, das ein (nicht-linearisiertes) Netz aus verbundenen Einzelteilen medialisiert. Diese Knoten im Netz können Texte, Textteile oder andere Medieneinheiten wie z.B. Bilder oder Tonsequenzen sein. Die „Knoten“ sind über ein- oder bidirektionale, ggf. auch typisierte „Kanten“ verbunden. Der Hypertext nach der Idee Nelsons ist offen für Interaktion und fortlaufende Veränderung und registriert deshalb seine eigene Versionsgeschichte. Der Erfinder des Hypertextes hat immer wieder darauf hingewiesen, dass das entscheidende Merkmal des Hypertextes außerdem darin liegen würde, dass er digitale Medien voraussetzt und seine Inhalte, insbesondere aber seine Struktur, keinesfalls im Druck wiedergegeben werden kann:

„Hypertext is the combination of natural-language with the computer’s capacities for interactive, branching or dynamic display, when *explicitly used as a medium*. Or, to define it more broadly, ‘hypertext’ is the generic term for any text which cannot be printed (or printed conveniently) on a conventional page, or used conveniently when bound between conventional covers. ‘Non-linear text’ might be a fair approximation.“<sup>145</sup>

Der Hypertext ist zwar auch ein allgemeines *Konzept*, er zielt aber vor allem auf seine *technische Realisierung*. Der Hypertext ist in jedem Fall eine Computeranwendung. *Der Hypertext-Hype*. In den 1980er und frühen 1990er Jahren entwickelte sich eine ungemein lebhaft und fruchtbare Debatte, die zu einer äußerst breiten und differenzierten Literaturbasis geführt hat. Zu den vielfältigen Themen gehörten dabei Aspekte wie Hypertexte und Textualität, Hypertext als Medium, Hypertext als Datenstruktur, semantische Strukturen, Informationstypisierung, Informationsgranularität, Psychologische Aspekte (Rezeption, Lernen, kognitive Modelle), Information Retrieval, Navigation, Interaktivität, Visualisierung von Hypertextstrukturen, Linkarten, Konversion von Texten in Hypertexte, Kollaboratives Schreiben, Update von Hypertexten und vieles mehr.<sup>146</sup> Die theoretische Debatte wurde begleitet von

<sup>145</sup> Theodor H. Nelson, *Getting it Out of Our System*, in: *Information Retrieval, A Critical Review*, hg. von George Schecter, Washington 1967, S. 191-210 (Zitat S. 195).

<sup>146</sup> Es folgt eine knappe Liste einschlägiger Handbücher zur Hypertextdiskussion. Ihre Erscheinungsjahre beschreiben zugleich den Konjunkturverlauf des Themas bzw. des Begriffs. Die speziellere Aufsatzliteratur, die die Vielfalt der Themen noch deutlicher sichtbar machen würde, ist schier unerschöpflich. Die Konjunktur der Themen wäre darüber hinaus auch anhand der verschiedenen Hypertext-Konferenz-Serien gut zu analysieren. *Hypertext – Theory into Practice*, hg. von Ray McAleese, Oxford 1989; David H. Jonassen: *Hypertext/Hypermedia*, Englewood Cliffs (NJ) 1989; Ben Shneiderman und Greg Kearsley: *Hypertext Hands-on! An Introduction to a New Way of Organizing and Accessing Information*, Reading (MA) 1989; Jakob Nielsen: *Hypertext and Hypermedia*, Boston 1990; *Hypertext – State of the Art*, hg. von Ray McAleese und Catherine Green, Oxford 1990; *Hypertext und Hypermedia, Von theoretischen Konzepten zur praktischen Anwendung*, hg. von Peter A. Gloor und N.A. Streitz, Berlin [u.a.] 1990; Carol J. Anderson und Mark D. Veljkov: *Creating Interactive Multimedia – a Practical*

praktischen Softwareentwicklungen die durchaus zu komplexen und leistungsfähigen Anwendungen führten.<sup>147</sup> Bezieht man sich mit dem Hypertextbegriff auf diese auch aus heutiger Perspektive noch erstaunlich hoch entwickelte und differenzierte Theoriedebatte und auf die in beständiger Auseinandersetzung mit ihr entwickelten Softwaresysteme, dann hat es nie wirkliche Hypertexteditionen gegeben. Man findet in der Literatur etliche Pläne und Berichte zu ersten Experimenten in dieser Richtung,<sup>148</sup> aber in der Rezeption sind keine ausgeführten Hypertexteditionen im engsten Sinne einschlägig.

*Literaturwissenschaftliche Begriffsaneignung.* Die Hypertextdebatte war eine intellektuelle Blüte. Und sie war ein großer Hype, dem sich auch viele wissenschaftliche Fachrichtungen nicht entziehen konnten. Während die Geschichtswissenschaften hier aber eher zögerlich waren,<sup>149</sup> sind die Literaturwissenschaften sehr intensiv in das Thema eingestiegen. Dies ist durchaus naheliegend, schließlich ist Hypertext doch vor allem ein System zum Umgang mit Texten. Ein Textsystem, das in seiner praktischen Anwendung zwar meistens für wissenschaftliche, dokumentierende, informierende oder didaktische Ressourcen eingesetzt wurde, mit dem aber von

---

Guide, Glenview (ILL) 1990; Rainer Kuhlen: Hypertext – Ein nichtlineares Medium zwischen Buch und Wissensbank, Berlin u.a. 1991; Cliff McKnight, Andrew Dillon und John Richardson: Hypertext in Context, Cambridge 1991; Nigel Woodhead: Hypertext Hypermedia, Reading (MA) u.a. 1991; Hypertext/Hypermedia Handbook, hg. von Emily Berk und Joseph Devlin, New York (NY) 1991; Mercedes Caridad und Purificación Moscoso: Los sistemas de hipertexto e hipermedios – una nueva aplicación en informática documental, Madrid 1991; Philip Seyer: Understanding Hypertext – Concepts and Applications, Blue Ridge Summit (PA), 1991; Roger Laufer und Domenico Scavetta: Hypertextes-Hypermédias, Paris 1992; Peter Schnupp: Hypertext, München 1992; Jakob Nielsen, G.G. Robertson und S.K. Card: Hypertext and Hypermedia. New York (NY) 1993; M. M. Subbotin: Gipertekst – novaja forma pismennoj kommunikacii, Moskau 1994; Martin Hofmann und Lothar Simon: Problemlösung Hypertext – Grundlagen, Entwicklung, Anwendung, München 1995; Jakob Nielsen: Multimedia and Hypertext – The Internet and Beyond, San Diego 1995; Maristella Agosti und Alan F. Smeaton: Information Retrieval and Hypertext, Boston u.a. 1996; Ilana Snyder: Hypertext – The Electronic Labyrinth, New York 1997; Intelligent Hypertext – Advanced Techniques for the World Wide Web, hg. von Charles Nicholas und James Mayfield, Berlin, New York 1997; Peter Brusilovsky: Adaptive hypertext and hypermedia, Dordrecht 1998.

<sup>147</sup> Zu den bekanntesten Hypertextprogrammen gehörte „HyperCard“ (seit 1987). Der Übergang zu den sich dann entwickelnden „Autorensystemen“ wie „Macromedia Director“ (seit 1989) ist fließend.

<sup>148</sup> Vanhoutte, Display or Argument (2003), S. 80f berichtet rückblickend von den Experimenten der französischen Schule der Critique Génétique, mit Hypertextsystemen sogenannte ‘dossiers génétiques’ aufzubereiten („I remember having seen two demonstrations of such ‘parcours génétiques’ on Hypercard by two researchers of ITEM (Institut des Textes et Manuscrits Modernes, Paris): Jean-Louis Lebrave’s ‘dossier génétique’ of work by Gustave Flaubert and Daniel Ferrer’s experiment with one of James Joyce’s notebooks. = Anmerkung 35, S. 81.). Eher zeitgenössisch verweist Sperberg-McQueen, Textual Criticism (1996), S. 45 auf die „Beowulf Workstation“ von Pat Conner, „released in the form of HyperCard stacks“.

<sup>149</sup> Zu den neueren Auseinandersetzungen aus historischer Perspektive gehört Jakob Krameritsch, Geschichte(n) im Netzwerk, Münster u.a. 2007. Er liefert (S. 109ff) auch einen sehr guten Überblick über die Geschichte des Hypertextes.

Anfang an (siehe Nelsons XANADU-Projekt) auch bestehende *Literatur* (im Sinne des literarischen Kanons) neu aufbereitet werden sollte und von dem man sogar die Hervorbringung neuer Literaturformen erwartete. Der Hypertextgedanke wurde folgerichtig auch für die philologische Theoriebildung adaptiert und mit den dort vorhandenen Theorien und Vorstellungen konfrontiert.<sup>150</sup> Damit einher ging eine Begriffsaneignung, die durchaus zu Verschiebungen im Konzept und in der Begriffsverwendung von Hypertext führten. Kennzeichnend ist dabei vor allem eine Betonung des allgemeinen Konzepts gegenüber seiner praktischen Realisierung. Der Hypertext wurde teilweise reduziert auf die Idee des „Links“ und der Vernetztheit der Literatur auf einer impliziten, einer inhaltlichen bzw. einer semantischen Ebene. Dies ermöglichte einen weiteren Schritt der Begriffsaneignung: Der Hypertext wurde als neues fokussierendes Label verstanden, das die bereits bestehenden literaturwissenschaftlichen Konzepte nur in einem zugkräftigen Schlagwort zusammengebunden habe. Am Ende der Entdifferenzierung steht zuweilen die Umkehrung der tatsächlichen Entwicklungsgeschichte: Die Literaturwissenschaft habe eigentlich schon immer von Hypertexten gehandelt, nun sei nur endlich die technische Realisierbarkeit dieser alten, vorgedachten Konzepte hinzugekommen. Seinen haarsträubendsten Auswuchs erfährt diese Form der Begriffsaneignung in der Behauptung, es sei ein Literaturwissenschaftler gewesen, der den Begriff „Hypertext“ geprägt habe.<sup>151</sup> Die philologischen Texttheorien hätten den (technischen) Hypertext „vorgedacht“<sup>152</sup> und die Literatur sei voll von Hypertexten. Dies setzt aber die Verwischung der Grenzen zwischen allgemeinen Konzepten und praktischen Computeranwendungen, zwischen impliziten Bezügen, ihren Deutungen und der Explizitmachung dieser Bezüge und Deutungen voraus. Eines der prominentesten Beispiele ist hier der immer wieder diskutierte „Tristram Shandy“ (1759) von Laurence Sterne.<sup>153</sup> Das Werk wird häufig als einer der ersten Hypertextromane bezeichnet, dabei ist klar,

<sup>150</sup> Zu den besten und differenziertesten Texten aus der philologischen (hier: sprachwissenschaftlichen) Ecke gehört Freisler, *Hypertext – Eine Begriffsbestimmung* (1994). Er enthält sich weitestgehend einer entdifferenzierenden Verwässerung des Begriffs und analysiert ihn im Zusammenhang mit den bestehenden linguistischen Begriffen.

<sup>151</sup> Grésillon, *Literarische Handschriften* (1999) S. 244ff - „Der von Gérard Genette geprägte Begriff des 'Hypertextes' bezeichnet eine Reihe von literarischen Werken, die miteinander verbunden sind oder voneinander abstammen und durch ein gemeinsames, Hypotext genanntes Modell, von dem sich alle herleiten, zusammengehalten werden. Das Prinzip der elektronischen Hypercard-Software unterscheidet sich kaum davon.“

<sup>152</sup> So redet z.B. Wenz, *Der Text im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (1998), S. 166 (in Zusammenfassung von Stefan Hesper, *Schreiben ohne Text, Opladen 1994*, S. 30) davon, wie die Texttheorien von Barthes, Kristeva, de Man, Derrida oder Eco die Netzwerkkultur beschreiben würden und wie in ihren „Intertexttheorien und ihren rhizomatischen Modellen [die Hypertextprogramme] vorgedacht“ seien.

<sup>153</sup> Die aktuelle maßgebliche Edition ist „Laurence Sterne, *The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman, The Text*, hg. von Melvyn New und Joan New, Gainesville 1978 (The Florida Edition).

dass allenfalls ein System, das die impliziten Verweisstrukturen und das narrative Netz in digitalen Medien explizit machen würde, ein Hypertext sein könnte.<sup>154</sup> Der Roman selbst ist zunächst einmal ein Buch mit strikt linear aufeinanderfolgenden Seiten, Zeilen und Wörtern und kann schon deshalb eben kein Hypertext im Sinne Nelsons sein.<sup>155</sup> <sup>156</sup> Wenn behauptet wird, „Hypertexte sind ihrem Prinzip nach ‚radikalierter Shandyismus‘“,<sup>157</sup> dann verweist dies auf das philologische Grundmissverständnis, nach dem der Hypertext bloß die Fortsetzung implizit hypertextueller narrativer Strukturen der traditionellen Schriftkultur sei. Dabei ist er gerade der Gegenentwurf zur materiell unvermeidlichen Linearität des Buchdrucks: Ein Textsystem auf der strukturellen Metaebene des Textes, explizit delinearisiert und in beliebigen Einheiten organisiert, die jedenfalls nicht der Raumvorgabe der Seite und der Mengenvorgabe der zusammengebundenen Blätter zwischen den Buchdeckeln folgen.

Es ist allerdings durchaus möglich, einen Text, der als handschriftlicher oder als gedruckter Text niemals ein Hypertext war, interpretierend *als Hypertext zu lesen*. Und diese Lesung dann auch *als Hypertextsystem* zu medialisieren.<sup>158</sup> Die literatur-

<sup>154</sup> So z.B. bei Wirth, *Der Tod des Autors* (2001), S. 57.

<sup>155</sup> Tatsächlich „spielt“ Laurence Sterne mit den Bedingungen und Restriktionen der bestehenden narrativen Muster, der lexikalisch normierten Schriftsprache und der Druckkultur. Das bedeutet aber nicht nur eine konzeptionelle Ausweitung des Textes (der literarischen Textproduktion), sondern u.U. auch einen unauflösbaren Bezug zum Medium und seinen materiellen Besonderheiten. Die berühmten schwarzen Seiten in „*Tristram Shandy*“ (siehe dazu auch unten Kap. 3.1.1, Abschnitt „Textz – Der Text als Zeichen“) bilden durch ihre exakte deckungsleichte Position auf den beiden Seiten eines Blattes und durch die Materialität dieses Blattes *ein materielles Objekt*, das sich mit den Bedingungen des Buchdrucks auseinandersetzt, aber gerade nicht auf ihre Überwindung zielt, sondern sie sich zunutze macht. Im Hypertext könnte es deshalb weder „realisiert“ noch „reproduziert“, noch auch nur „simuliert“ werden (es sei denn als dreidimensionale Simulation des Blattes).

<sup>156</sup> Letztlich hängt es allerdings auch vom Textbegriff ab. Wenn als Text seine narrative Struktur und seine impliziten Verweise verstanden werden, dann erfährt der Text seine adäquateste Realisierung möglicherweise wirklich erst im digitalen Hypertext. Eine solche Position ist zwar möglich und wäre in der in Teil Drei dieser Arbeit entwickelten Texttheorie irgendwo zwischen Text<sub>w</sub> (der Text als Werk-(Struktur)) und Text<sub>i</sub> (der Text als Idee, Intention, Inhalt) zu verorten, es bedürfte dazu aber einer äußerst ahistorischen Haltung, schließlich ließe sich eine solche postulierte Textintention kaum mit den Intentionen des historischen Autorsubjekts auch nur in Verbindung bringen. Faszinierend ist allerdings, dass Laurence Sterne in *Tristram Shandy* an zwei Stellen davon spricht, dass sein Buch eine Maschine sei. Band 1, Kapitel 22: „I have constructed the main work and the adventitious parts of it with such intersections, and have so complicated and involved the digressive and progressive movements, one wheel within another, that the whole machine, in general, has been kept a-going“. Band 7, Kapitel 1: „speaking of my book as a *machine*“ (hier bezieht er sich wieder auf Band 1).

<sup>157</sup> Wirth, *Der Tod des Autors*, S. 57.

<sup>158</sup> Siehe als willkürlich herausgegriffene Beispiele u.a. Conner, *Lighting* (1997) [über Mark Twains „Huckleberry Finn“] oder Picone, *Per un Decameron ipertestuale* (1999) [über Boccaccios *Decameron*]. Für eine systematische Untersuchung beispielhafter Hypertextualisierung wären die zahlreichen „*Tristram Shandy Hypertexte*“ zwischen Japan, Italien und den USA zu betrachten (u.a.: „*Tristram Shandy on Hypertext*“, Keith Earley, Swarthmore College (Swarthmore, PA) 1996; „*Tristram Shandy*

wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den impliziten Textstrukturen kann dabei sogar wertvolle Anstöße für die Entwicklung der Hypertexttheorie geben – z.B. wenn sie versucht, die Unterschiede in den impliziten Verweisen und Bezügen typologisch zu fassen und in technische Spezifikationen umzusetzen.<sup>159</sup>

Man muss also differenzieren: Ein linearer Text ist kein Hypertext. Ihn als Hypertext zu repräsentieren, bedeutet entweder, bestimmte implizite Strukturen explizit machen zu wollen oder interpretative und analytische Haltungen zum Text zur Grundlage der Strukturierung einer neuen Aufführung dieses Textes zu machen. Aus editorischer Sicht ist daran nichts auszusetzen. Die Edition sollte immer schon mehr sein als bloße Reproduktion. Die Edition war immer schon ein Text über einen Text; war immer schon die Aufführung eines bestimmten Textes nach gewissen Gesichtspunkten und Regeln; bestand auch im Druckzeitalter schon aus einem komplexen System von aufeinander bezogenen Teilen (Text, Apparate, Register etc.). Insofern zielten Editionen ihrem Wesen nach vielleicht immer schon auf Hypertexte und könnte die Hypertexttheorie auch als Explizierung der Editionstheorie verstanden werden. Der Hypertextansatz böte dann nicht das geeignete Mittel, um Texte abzubilden, sondern um den Diskurs über Texte adäquat zu medialisieren.<sup>160</sup>

*Hypertextkonzept und editorische Methodik.*<sup>161</sup> Insbesondere in den Literaturwissenschaften im Allgemeinen und der Editorik im Besonderen erkannte man frühzeitig die Konvergenz des neuen technischen Ansatzes mit den eigenen Theorieentwick-

Online“, Masaru Uchida, Gifu Universität (Gifu, JP)1997; „Hypertext Tristram Shandy“, David R. Hammontree, Illinois State University (Normal, IL) 2000; „Tristram Shandy Web“, Patrizia Nerozzi Bellman, Universität Mailand (Mailand, IT) 2000ff).

<sup>159</sup> Einen solchen Versuch zu einer (inhaltlichen) Systematik der Linkarten unternimmt z.B. DeRose, *Biblical Studies and Hypertext* (1991), S. 192-202 („A taxonomy of links“). Bereits Conner, *Hypertext* (1992), S. 16f stellt aber die Strategie in Frage, aus den literaturwissenschaftlich-mediologischen Untersuchungen der Druckkultur heraus eine verallgemeinerte Typologie für digitale Hypertextsysteme ableiten zu wollen.

<sup>160</sup> Conner, *Lighting* (1997), S. 74f schlägt einen weiten Bogen: Jede Technologie bringe ihre eigene literarische Form hervor: er sieht Poesie als primäre Form gesprochener Sprache, Prosa als primäre Form geschriebener Texte, Drama als primäre Form von Aufführungen und Hypertext als primäre Form des literarischen Diskurses. Dieser ist dann auch durch Hypertextrealisierungen wiederzugeben. Darüber hinaus umfasst jede Technologie die Vorgängertechnologien, so dass der Hypertext alle anderen Genres erfassen könnte.

<sup>161</sup> Siehe grundsätzlich z.B. Morgan, *Hypertext and the Literary Document* (1991); Machan, *Chaucer's Poetry, Versioning, and Hypertext* (1994); Hoffmann u.a., *Computer-Edition* (1993); Hoffmann, *Édition-rhizome* (1994); Lavagnino, *Reading, Scholarship, and Hypertext-Editions* (1995); Ross, *Hypertext and the Future of Editing* (1995); Doss, *Traditional Theory* (1996); Landow, *Hypertext* (1996); O'Donnell / Thrush, *Designing a Hypertext Edition* (1996); Kamzelak, *Eine Editionsform im Aufwind: Hypertext* (1996); McGann, *The Rationale of HyperText* (1997); Lamont, *Annotating a Text* (1997); van Hulle, *Authenticity or Hyperreality in Hypertext Editions* (1999); Kamzelak, *Edition und EDV* (2000); Tiffin, *Issues in Electronic Scholarly Editions* (2001); Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 104ff; Vanhoutte, *Display or Argument* (2003), S. 80f, Kamzelak, *E-Edition* (2004), S. 16ff.

lungen der vorangegangenen Jahre und Jahrzehnte.<sup>162</sup> Die Auseinandersetzung mit dem Hypertext führte hier nicht nur zu optimistischen Erwartungen eines neuen Editionstypus,<sup>163</sup> sondern auch zu einer insgesamt fruchtbaren Theoriedebatte.<sup>164</sup> Bereits 1990 hatten Delany und Landow darauf hingewiesen, dass der Hypertext vielen neuen Strömungen in den Philologien entgegenkommen würde:<sup>165</sup> Multiperspektivität, Lesertext, Ablehnung rein sequentieller Narrativität oder Intertextualität sind dabei nur einige Schlagwörter. Hinzu kamen Erwartungen, der Heterogenität der Benutzererwartungen besser gerecht werden,<sup>166</sup> materielle und visuelle Aspekte stärker berücksichtigen und weitere Materialien einbinden zu können. Das erhoffte Ende der „Eintextlichkeit“ der Edition,<sup>167</sup> das Wegfallen der Dominanz des einen fixierten Editionstextes gegen die vielen anderen möglichen Lesungen und Textfassungen, die Befreiung vom teleologischen Impetus der Druckausgabe<sup>168</sup> wurde

<sup>162</sup> Hier wird immer wieder auf die Konvergenz des Hypertextes mit einem postmodernen Literaturverständnis hingewiesen. U.a. verweist Siemens, *Disparate Structures* (1998), Absatz 12 auf die Diskussion darüber, wie der Hypertext die „technological manifestation of social theories of editing“ sei (und nennt dazu z.B. McGann, *Critique of modern textual criticism* (1983) und Faulhaber, *Textual Criticism* (1991). Bereits in der historiografischen Rückschau beschreibt Schreibman, *Computer-mediated Texts* (2002), S. 285 wie man im Hypertext die Möglichkeit der Realisierung bereits bestehender post-strukturalistischer Literaturtheorien sah „by Barthes, Foucault, Bakhtin and Derrida who wrote of textual openness, nonlinearity and intertextuality using terms like link (*liaisons*), web (*toile*), network (*réseau*), and interwoven (*s’y tissent*) long before the advent of the World Wide Web (Landow, [Hypertext 2.0] 1997, S. 33). Indeed, many first-generation electronic editions conceived in Hypertext Markup Language (HTML) were viewed by their creators as embodiments of post-structuralist theory“.

<sup>163</sup> Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 39: „Nachdem die computergestützte Editionserarbeitung in den achtziger Jahren eine Selbstverständlichkeit geworden ist, eröffnen die in den neunziger Jahren entwickelten Hypertextprogramme darüber hinaus nun neue Möglichkeiten der Präsentation und Nutzung von Editionsergebnissen, die auf die Funktionsbestimmung der Ausgaben und damit auf die Ausgabentypologie zurückwirken werden. Neben die Buchedition tritt in Zukunft die Hypertextedition, als deren Ergänzung und als ein neuer Gegenstand editionswissenschaftlicher Aufgabenbestimmung.“

<sup>164</sup> Aus der mittleren Zeit dieser Debatte siehe z.B. mit knappen grundsätzlichen Gedanken zu Hypertext und Edition Doss, *Traditional Theory* (1996).

<sup>165</sup> „These deep theoretical implications of hypertext converge with some major points of contemporary literary and semiological theory, particularly with Derrida’s emphasis on decentering, with Barthes’s conception of the readerly versus the writerly text, with post-modernism’s rejection of sequential narratives and unitary perspectives, and with the issue of ‘intertextuality’. In fact, hypertext creates an almost embarrassingly literal embodiment of such concepts.“ – Delany / Landow, *Hypertext* (1991), S. 6.

<sup>166</sup> So z.B. Hoffmann, *Computer-Edition* (1993), S. 215; Cerquiglini / Lebrave, *PHILECTRE* (1997), S. 88f.

<sup>167</sup> Ansani, *Diplomatica* (2000), S. 371: „lo ‘spazio’ e la natura dell’ipertesto elettronico [...] tolgano evidentemente (e forse definitivamente) peso all’idea «di edizione come costituzione [...] di un solo testo, immutabile e definitivo» [Raul Mordenti, *Procedure formali e strutturali nell’analisi del testo*, in: *Discipline umanistiche – Il problema della formalizzazione*, hg.von Tito Orlandi, Rom1997, S. 93].“

<sup>168</sup> Bei Ross, *A Future for Editing* (2000) verbinden sich im Bild des „teleological imperative“ (S. 147) die Fixierung auf die angebliche Autorintention mit der Fixierung der konstruierten und kanonisierten Textfassung im Druck.

mit der Vision der polizentrischen Edition<sup>169</sup> als einem offenen „writing space“<sup>170</sup> verbunden, in dem der Leser zum Editor und zum Autor werden würde.<sup>171</sup> Von den neuen Strukturen, Inhalten und Nutzungsmöglichkeiten erwartete man schließlich eine Rückwirkung auf den Erkenntnisgewinn; man nahm an, dass bessere Editionen auch zu besseren Interpretationen, zu neuen Einsichten führen würden.<sup>172</sup> Der Hypertextansatz bedeutete für die einen bessere Lösungen für alte Ansätze und Träume<sup>173</sup> oder die eigentlich adäquate technische Umsetzung der entwickelten Editionsmethode und damit eine lang ersehnte Befreiung von den Beschränkungen der Drucktechnologie.<sup>174</sup> Für andere boten sich hier neue Optionen, über die man bisher noch gar nicht nachgedacht hatte. Beide kennzeichneten die neue Realisierung

<sup>169</sup> Der Begriff Polizentrismus bei Gori / Gramigni, L'Edizione (1994), S. 202.

<sup>170</sup> Der Begriff des „Writing Space“ ist besonders von Jay David Bolter seit 1991 geprägt worden. Für die Editorik greift es u.a. Ross, A Future for Editing (2000) auf, der damit vor allem die Offenheit für die interaktive Einbindung der Leser kennzeichnet: Electronic editions „will be ‘writing spaces’, fields of textuality leveled for the play of readers as creators rather than consumers. By putting the results of textualist labor fully at the service of readers, such spaces will fulfill a long-deferred dream of permitting material reconstructions based on informed interpretation“ (S. 149).

<sup>171</sup> Ross, A Future for Editing (2000), S. 157: „The future of editing lies in restructuring textuality on screen. In the near future hypertext will lower the barriers between writers, readers, and editors, turning all into true collaborators in the writing of textuality.“

<sup>172</sup> Gori / Gramigni, L'Edizione (1994), S. 202. Conner, Ligthing (1997) glaubt, dass man zu „exceedingly rich readings“ kommen würde, wenn man Texte als Hypertexte lesen würde.

<sup>173</sup> So sieht z.B. Hoffmann, Computer-Edition (1993), S. 214ff in Hypertext und Hypermedia eine Lösung für ältere methodologische Probleme der Edition (z.B. das Problem der subjektiven Editorenmeinung, das jetzt durch die Meinungspolyphonie des Hypertextes beseitigt werden könnte; das Problem der Abgeschlossenheit der Ausgabe, die dem editorischen Erkenntnisfortschritt widersprechen würde; das Problem der restriktiven Materialauswahl in Druckausgaben; das Problem der restriktiven Kommentierung, die in den Druckausgaben gewissermaßen nur exemplarisch angelegt sein könnte). Nach Ross, A Future for Editing (2000), S. 148 haben sich gedruckte Editionen *überlebt*: „print critical edition has outlived its usefulness, [we need] editions that set in motion textual ‚instability‘ and that give readers displays of informations in which to fashion new texts. We need, in short, hypertexts that turn readers into writers who collaborate in the production of the texts they read“.

<sup>174</sup> Hier wird immer wieder auf die Ähnlichkeit zwischen Editionen und Hypertexten hingewiesen. Edition sei schließlich schon immer ein von Verweisen geprägtes komplexes, modulares Textsystem gewesen. So z.B. Kamzelak, Edition und EDV (2000), S. 70f von einer „Verwandtschaft zwischen Hypertext und Edition“ (S. 71). Insbesondere der „Link“ wird als technische Explizierung dessen gesehen, was in der Edition ohnehin als impliziter Verweis gegeben sei. Ähnlich erklärt auch Steding, Computer-Based Scholarly Editions (2002), S. 115 „why the idea of hypertext is so appealing for use with scholarly editions. Scholarly editions are usually very large amounts of data, data that is highly cross-linked, interdependent, and referential. In their printed form, scholarly editions quite often have reached a level of complexity and sheer size that makes them difficult to handle“. Ross, The Electronic Text (1996), S. 228f betont, dass mit Hypertext endlich jene editorischen Wünsche realisierbar würden, die die Drucktechnologie immer unmöglich gemacht hätte. Morgan, Hypertext (1991), S. 379 nennt als solche z.B. die Polytextualität, die Kontextualisierung von Varianten und die Kontextualisierung von Texten. In der Zusammenschau schon Vanhoutte, Display or Argument (2003), S. 80f: „In scholarly editing, the idea of hypertext was very soon announced as the liberating solution to a couple of problems which especially the users of scholarly editions in bookform are confronted with“.



des Alten wie die Charakteristika des Neuen mit dem Begriff der „Hyperedition“. Für eine weitere Gruppe schien der Hypertext die gewünschten Ausgaben überhaupt erst in den Bereich des Möglichen zu rücken. Das Programm der „critique génétique“ z.B. schien mit den komplexen Strukturen des Hypertextes erstmals wirklich umsetzbar.<sup>175</sup> Endlich glaubte man einen Weg gefunden zu haben, der Aporie der Undruckbarkeit der genetischen Edition zu entkommen – die ja auf die Repräsentation des Schreibprozesses, nicht des Schreibprodukts zielen müsste.<sup>176</sup> Fast alle aber betonen, dass der Hypertextansatz die eigentlich adäquate technische Lösung für alte und neue editorische Probleme, ja sogar für das wissenschaftliche Arbeiten und das menschliche Denken im Allgemeinen<sup>177</sup> bieten und letzten Endes unzweifelhaft zu neuen und besseren Editionen führen würde.<sup>178</sup>

*Die Hypertextedition.* Die Literatur der 1990er Jahre bietet eine ganze Reihe interessanter Berichte über geplante Hypertexteditionen (im engeren Sinne) und erste Realisierungsexperimente dazu.<sup>179</sup> Auf der technischen Seite lassen sich insgesamt drei Richtungen unterscheiden: die Verwendung originärer Hypertextprogramme

<sup>175</sup> Siehe z.B. Lebrave, *L'hypertexte et l'avant-texte* (1991); Tanselle, *Critical Editions, Hypertexts, and Genetic Criticism* (1995); Ferrer, *Hypertextual Representation* (1995); Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998); Lebrave, *Hypertext und textgenetische Edition* (1998).

<sup>176</sup> Cerquiglini / Lebrave, *PHILECTRE* (1997), S. 88f: „Die Informationstechnologien erlauben es, dieser Aporie [der Unmöglichkeit einer Übersetzung der Vorstellungen der critique génétique in eine reine Anordnung typografischer Zeichen] zu entkommen“. Ferrer, *Hypertextual Representation* (1995) betont, dass die genetische Edition darauf zielen müsse, „to reconstitute the *writing process*“ und dass deshalb „the choice of an electronic hypertextual representation is becoming quite natural“ (S. 143), mit dem Effekt, dass „this will [...] put the reader, for the first time, in a position to understand concretely the process aspect of writing, which is the very object of genetic criticism“ (S. 144). Die Texte aus dem Umfeld der critique génétique zeugen teilweise schon von fast euphorischen Zukunftshoffnungen, siehe z.B. Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998): *Der Hypertext als technische Realisierung – „Der revolutionäre Aspekt der genetischen Hypertextedition besteht gerade darin, das ewige Hindernis der Zweidimensionalität beiseite zu räumen und zum ersten Mal den Weg für dynamische Bilder des Schreibens freizulegen“* (S. 247f), *„Damit ist die Dynamik des Schreibprozesses, die keine Buch-Edition zu vermitteln vermag, reproduzierbar geworden“* (S. 245). Für die Benutzung bedeute dies, „daß es ein Kinderspiel ist, alle Szenarien eines Werkes in chronologischer Reihenfolge an sich vorbeiziehen zu lassen“ (S. 245). Und schließlich: *„Merkwürdigerweise ist es kein theoretischer Rahmen, der die ganze Problematik der 'critique génétique' so gut umreißt und so deutlich hervortreten läßt. Es ist vielmehr eine technische Neuerung, die das Geschriebene auf den Bildschirm bringt, die erstarrte Schreibspur in Bewegung umsetzt und in einen Schreibakt zurückverwandelt. Grenzenloses Zirkulieren und Flanieren in der Vielfalt der textuellen Räume tritt an die Stelle der statischen Opposition von 'Texten und Varianten'“* (S. 248).

<sup>177</sup> Das war eine der Ursprungsideen, schon bei Vannevar Bush, gewesen. Auch Morgan, *Hypertext* (1991), S. 385 fasst noch zusammen: „it [the hypertext] more closely models the deep structure of human idea processing“.

<sup>178</sup> U.a. Siemens, *Disparate Structures* (1998) sieht in „the hypertextual edition“ *den* Modellfall elektronischer Editionen.

<sup>179</sup> Typisch z.B. O'Donnell / Thrush, *Designing a Hypertext Edition* (1996).

für editorische Projekte,<sup>180</sup> der Einsatz von Autorensystemen<sup>181</sup> und eigene Programmentwicklungen allein für die Realisierung einer bestimmten Edition. Auffallend ist, dass die meisten Projekte anscheinend schon in einem frühen Stadium abgebrochen wurden oder aber kaum öffentliche Wirkung entfaltet haben. Selbst im Bereich der genetischen Edition, für die man Hypertext als Lösung editorischer Probleme besonders euphorisch begrüßt hatte, scheint es weitestgehend bei Vorstudien, Projektplänen und ersten technischen Experimenten geblieben zu sein.<sup>182</sup>

Für den Bestand an real existierenden ausgearbeiteten digitalen Editionen sind all die theoretischen Abhandlungen zu den grenzenlosen neuen Möglichkeiten und zur Konvergenz zwischen fortschrittlichsten philologischen Ansätzen und technischen Systemen scheinbar folgenlos geblieben. Man muss aber bedenken, dass dies für den engeren Hypertextbegriff gilt. In der Praxis war man meistens zu den einfacheren technischen Systemen „übergelaufen“ und hat dabei einen gewissen konzeptionellen Rückschritt in Kauf genommen, um die praktische Umsetzbarkeit zu erleichtern. Dabei fühlten sich viele Vorhaben durchaus dem Konzept des Hypertextes weiter verpflichtet, sie realisierten nun aber nicht mehr den ursprünglichen, engen Begriff des Hypertextes, wie er noch Nelson vorgeschwebt hatte, sondern einen weicheren Hypertextbegriff, der sich auf die einfache Verlinkung von Texten, Textteilen, Textstellen, auf einfachere Navigationsstrukturen, eine relativ simple Multimedialität und eine reduzierte Interaktivität beschränkte. Das ist zu beachten, wenn man die Fülle tatsächlich erschienener Editionen sieht, die sich selbst als „Hypertext-Edition“ bezeichnen. Dabei handelt es sich bei näherer Betrachtung nämlich – von wenigen Ausnahmen abgesehen<sup>183</sup> – um Hypertexte in einem relativ weiten Wortsinn.<sup>184</sup>

<sup>180</sup> Siehe hier z.B. Delany / Gilbert, *HyperCard Stacks for Fielding's Joseph Andrews* (1991), Graham, *The Emblematic Hyperbook* (1991) (beide auf der Basis von HyperCard) oder Morgan, *Hypertext* (1991), S. 379ff der ein (kleines!) „sample dataset from John Donne's volume of poetry, *Songs and sonets*“ im Hypertextsystem „Guide“ umgesetzt hatte. Sperberg-McQueen, *Textual Criticism* (1996), S. 45 verweist außerdem auf die „Beowulf Workstation“ von Pat Conner (West Virginia), „released in the form of HyperCard stacks“, HyperCard ist eines der frühen Hypertextprogramme.

<sup>181</sup> Picone, *Per un Decameron ipertestuale* (1999), S. 202 berichtet von Plänen zum Einsatz von Macromedia Director. Die Verwendung von Autorensystemen steht natürlich in einem direkten Gegensatz zum Postulat der Offenheit in Hypertexteditionen.

<sup>182</sup> Genetische Hypertexteditionen kannte man lange vor allem vom Hörensagen – Siehe oben Anm. 148. Zu den wegweisenden Pilotprojekten gehört das von Dirk van Hulle geleitete „Samuel Beckett Digital Manuscript Project“ (<http://www.beckettarchive.org/>).

<sup>183</sup> Zu den frühen Hypertexteditionen im engeren Sinne wird man wohl „L' ipertesto d'autore: 'La famiglia dell'antiquario' di Carlo Goldoni“, hg. von Luca Toschi, Venedig 1996, ISBN 88-317-6314-8 zählen müssen. Ganz dem anspruchsvollen Hypertextgedanken verpflichtet ist von den neueren Projekten vor allem auch „HyperNietzsche“ ([www.hypernietzsche.org](http://www.hypernietzsche.org)). Mehr auf der theoretischen Ebene steht von den neueren Texten noch Ross, *A Future for Editing* (2000) mit seinem Plan für eine D.H. Lawrence-Edition.

<sup>184</sup> Zu den digitalen Editionen, die sich selbst das Etikett „Hypertext“ verleihen, gehören z.B. „The Latin Prose and Poetry of Joseph Addison“ (<http://www.philological.bham.ac.uk/Addison/>); „Anna

Wir werden im nächsten Kapitel sehen, wie HTML und das WWW im Grunde das Ende des goldenen Zeitalters des Hypertextes einläuteten, noch bevor es richtig begonnen hatte. Die Hypertextdebatte hatte zwar intellektuell und technisch erstaunliche Ergebnisse hervorgebracht, wurde dann aber von der faktischen Etablierung des WWW als digitalem Leitmedium verschüttet. Mark Feltham und William Barker bringen die Situation für digitale Editoren in den mittleren 1990er Jahren auf den Punkt:

„[...] spring 1995. At that time we were familiar with theoretical discussions of hypertext, but had little experience with actual hypertext systems. We were, however, acquainted with the World Wide Web, and the global access that it provides was central in causing us to choose it as our platform, although this choice counterbalances benefits with drawbacks, as we discuss below.“

Die komplexen, fast uferlosen Möglichkeiten des Hypertextes erschwerten die Etablierung konzeptioneller, struktureller, visueller und technischer Standards, auf denen einfach zu nutzende Softwaresysteme hätten aufgebaut werden können.<sup>185</sup> Vor diesem Hintergrund ist die breite Flucht in das WWW leicht verständlich.

*Was bleibt?* Hypertext ist auch in der Editorik aufgegriffen und hier in einem vergleichsweise engen Kreis als befreiender Ansatz wahrgenommen worden, der durchaus Anlass zu kühnen Visionen gab. Letztlich aber war die Praxis des simplifizierten Hypertextkonzeptes wirkmächtiger als die weit ausgreifende Theoriebildung des Hypertextes in seinem engeren Begriffsverständnis und die darauf zielenden technischen Lösungsansätze. Man darf aber nicht vergessen, dass selbst in den einfachen Realisierungen Konzepte umgesetzt wurden, die nicht zu unterschätzende Rückwirkungen auf das Verständnis von Text und Edition hatten und weiterhin haben. Der delinearisierte Text mit seinen benutzerdefinierten Pfaden, die Vorstellung vom Text als komplexe Struktur aus verbundenen Texteinheiten, die nicht in einer vorgegebenen Reihenfolge durchgeblättert, sondern nach Belieben von einem Rezipienten „navigiert“ werden, der vom passiven Leser zum aktiven Benutzer geworden ist – dies sind Selbstverständlichkeiten digitaler Medien, die auf die Idee des Hypertextes zurückgehen. Damit wird aber auch ein Verständnis des Textes befördert, in dem der Text selbst nicht mehr nur der auf den/dem

---

Lætitia Aikin: Poems“ (<http://www.rc.umd.edu/editions/contemps/barbauld/poems1773/>); „Geoffrey Chaucer's Book of the Duchess: a hypertext edition“ (CD-ROM-Ausgabe); „The Morris Online Edition“ (<http://morrisedition.lib.uiowa.edu/>); „Tristram Shandy Web“ (<http://www.tristramshandyweb.it/>) und „The Walt Whitman Hypertext Archive“ (<http://www.whitmanarchive.org/>) – einige davon verwenden den Begriff inzwischen allerdings nicht mehr.

<sup>185</sup> Dieses Problem der fehlenden Standards auf den verschiedenen Ebenen der Datenstrukturierung, der technischen Umsetzung und der visuellen Sprache medialisierter Hypertexte besprechen klar O'Donnell / Thrush, *Designing a Hypertext Edition* (1996).

Schreibraum der Seite fixierte (und limitierte) linguistische Code ist, sondern ein möglicherweise vielschichtiges Geflecht aus Textteilen, Textvarianten und (z.B. auch visuellen) Textmedialisierungen.<sup>186</sup> Der Hypertext entfernt sich damit selbst in seinen einfachsten Umsetzungen ein Stück weit von der bloßen Simulation seiner Vorgängertechnologie (der Buchseite) und betont die Vernetztheit gegenüber der linearen Abfolge. Damit wird aber auch die strikte Grenzziehung um den „Text“ als der einen abgeschlossenen Fassung fragwürdig und stattdessen die inneren und äußeren Beziehungen hervorgehoben.

Fokussiert man die Betrachtung auf diese Grundelemente des Hypertextes, dann ist die Hypertextdebatte der 1980er und frühen 1990er Jahre durchaus fruchtbringend in den aktuellen Technologien aufgegangen. Gewisse Grundvorstellungen vom Text sind inzwischen so selbstverständlich geworden, dass sie nicht mehr unbedingt unter dem Begriff „Hypertext“ vorgestellt werden müssen. Zur Begriffsgeschichte des Hypertextes gehört, dass sein Hype spätestens in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre verebbt ist. Das bedeutet aber nicht, dass dabei entwickelte Konzepte jetzt oder in Zukunft nicht bei Weiterentwicklungen der bestehenden Technologien und digitaler Editionen wieder aufgegriffen werden könnten.

### ***Das Internet/WWW als Publikationsplattform***

*Keep it simple, stupid*

Eines der Leitprinzipien des WWW. Ursprüngliche Herkunft ungeklärt.

*I just had to take the hypertext idea and connect it to the TCP and DNS ideas and -- ta-da! -- the World Wide Web.*  
Tim Berners-Lee

*Hypertext, WWW, HTML.* Die Hypertext-Markup-Language (HTML) ist die Grundsprache des World Wide Web. Sie ist de facto die Grundlage für das, was wir im Internet *sehen*. HTML war als standardisierte Seitenbeschreibungssprache Voraussetzung für die Durchsetzung der „grafischen Browser“ als *der* Internetsoftware. Dabei handelt es sich vom Standpunkt der entwickelten Hypertexttheorie hier um eine sehr primitive Anwendung, die den Hypertext weniger realisiert, als ihn auf wenige Grundaspekte zu reduzieren. Edward Vanhouette beschreibt dies als „oversimplification“:

„Through the success of the graphical browser, HTML very soon became the *standard* [Im Original gesperrt gedruckt] of hypertext and hyperlinking, alt-

---

<sup>186</sup> So beschreibt bereits Doss, *Traditional Theory* (1996), wie sich die Vorstellung von der Edition wandelt: Die abgeschlossene Edition mit der Orientierung an sequentiellen Seiten würde abgelöst vom Netzwerkgedanken; man würde die Edition nun unmittelbar als Struktur (nämlich als Hyperstruktur) denken.

though the hypertext capabilities of HTML were in fact an oversimplification of the earlier hypertext systems because it lacked structural markup and the possibility to display alternate views. Further, HTML did not and still does not support neither bidirectional and n-way linking nor the rhetoric classification of categories of links.<sup>187</sup>

*Distributionsparadigma.* Wenn die Frühgeschichte der digitalen Editionsformen als eine Reihe von Paradigmen beschrieben wird, dann setzt sich das Internetparadigma aus verschiedenen Aspekten zusammen: Zu berücksichtigen ist hier neben den Möglichkeiten und Beschränkungen von HTML vor allem die technische Grundorganisation von Internet und WWW, die durch eine Client-Server-Architektur bestimmt ist. Hier steht der zentralen Publikation auf einem Server die allgemeine Verfügbarkeit auf den weltweit verteilten Client-Rechnern gegenüber. Das ist deshalb wichtig, weil der kostengünstige Betrieb von Servern und die einfache Bereitstellung von Inhalten auf denselben die Voraussetzungen für eine „Veröffentlichung“ oder „Publikation“ massiv verändert hat. Während die Drucklegung einer Edition traditionell mit hohem organisatorischen und finanziellem Aufwand verbunden ist, stehen den zumeist an akademische Institutionen angebotenen Editoren Server in der Regel kostenlos zur Verfügung. Aus Sicht digitaler Editoren bietet das Internet einen höchst einfachen und direkten Weg zur Veröffentlichung ihrer Arbeit. Gerade in der Verbindung mit einer simplen Beschreibungssprache wie HTML besteht hier die Möglichkeit, Inhalte schnell und ohne großen Aufwand zu publizieren. Das Internet ist für die Entwicklung der Edition in diesem Sinne weniger ein konzeptionelles Paradigma als zunächst ein mediales, ein Publikationsparadigma: es scheint auf den ersten Blick weniger die Methoden und Inhalte der Edition zu betreffen als ihre Verbreitung, Verfügbarkeit und Darstellung. Hatte die Hypertextdebatte als Theoriedebatte noch unmittelbar zu grundsätzlichen Methodenfragen geführt, die weit vor der Publikation lagen, so rückte nun mit der Praxis von WWW und HTML die einfache Publizierbarkeit in den Vordergrund, die erst mit ihren impliziten technischen Besonderheiten Rückwirkungen auf die Methodik entfaltete.

*Simulationsmaschine.* Wie jede erfolgreiche mediale Technologie setzte sich das WWW zunächst als Simulation des Bekannten durch. Mit HTML konnte das nachgeahmt werden, was auch das Buch auszumachen schien. Den Unterschied und damit den zusätzlichen Reiz des Neuen machten einerseits die Senkung der Publikationsschwelle und andererseits zusätzliche mediale Möglichkeiten aus. Auch wenn die technologischen Rahmenbedingungen ganz andersartige Strukturen und Darstellungsweisen von „Text“ nahelegten, so erlaubten sie zugleich eine genaue Simulation des gedruckten Textes. Auch als Online-Publikation konnte er abgeschlossen und in lineare Einheiten (Seiten) gegliedert sein. Der makro- und mikro-

---

<sup>187</sup> Vanhoutte, Display or Argument (2003), S. 79f.

strukturelle Aufbau dieser Seiten entsprach ebenfalls dem, was man vom Druck her gewöhnt war. Ein willkürliches Beispiel für diese Tendenz zur Simulation mag die Ordnung von Text und Apparat sein. Das Querformat des Standardbildschirms und die daraus resultierende Leseergonomie legen eigentlich eine horizontale Teilung von Text und Apparat nahe. Dies würde der Text-Apparat-Beziehung auch aus funktionaler Sicht besser entsprechen als die traditionelle vertikale Teilung, weil so die Zuordnung von Apparateinträgen zu den Textstellen *in der Zeile* deutlicher sichtbar und damit einfacher zu erfassen wäre. Tatsächlich ist aber bei den meisten „HTMLisierten“ Editionen die vertikale Ordnung beibehalten worden. Die Apparate blieben – wenn sie nicht ganz in zusätzliche Fenster ausgelagert wurden – am „Seitenfuß“. Dort wurden sie meistens, da der laufende Text den Bildschirm mehr als ausfüllte, in ihrer unmittelbaren visuellen Präsenz noch schlechtergestellt als in den gedruckten Ausgaben. Das Organisationsmodell der editorischen Textstruktur war insgesamt ganz von der Tradition – und damit den technischen Bedingungen des Vorgängermediums – und nicht von den Möglichkeiten der aktuellen Technologie bestimmt.<sup>188</sup> Simulation ging hier zunächst noch eindeutig vor Innovation oder auch nur Adaption der neuen Optionen.

*Lob der Einfachheit.* Das Hypertextkonzept der 1960er bis 1990er Jahre war ein ungeheuer befreiendes intellektuelles Feuerwerk gewesen. Es hatte potenzielle Editoren aber nicht nur angeregt, sondern auf der technischen Seite oft auch überfordert und abgeschreckt. Erst das WWW und die Einfachheit von HTML bot für viele Editoren eine verlockende Option, ihre Materialien und Texte anders als nur im Druck zu veröffentlichen. Das Internet als Simulationsmedium holte die Herausgeber dort ab, wo sie sich konzeptionell befanden und setzte die technische Schwelle so niedrig, dass sie nicht abschreckend oder ausschließend wirkte. Ganz im Gegenteil: sie war so niedrig, dass plötzlich jeder seine Editionen selbst publizieren konnte, ohne überhaupt auf die Dienste eines Verlages oder analoger Institutionen angewiesen zu sein. Mitte der 1990er Jahre waren ohnehin bereits – in einem extrem weiten Begriffsverständnis – alle Editionen digital, weil sie unter Benutzung von Computern erstellt wurden. Das heißt, mindestens die Texte und teilweise auch ihre Ausgangsmaterialien und Vorstufen waren mit Hilfe von Computerprogrammen erstellt und elektronisch gespeichert worden. Solchermaßen „digitale“ Texte, seien es in primitiven Textverarbeitungsprogrammen oder spezialisierten Softwarepaketen (wie z.B. TUSTEP) erstellte, mussten nun nicht mehr zwangsläufig nur zu Druckvor-

---

<sup>188</sup> Dazu gehören auch die verwendeten Referenzsysteme. In Online-Systemen besteht (außer überkommenen Zitationsvorstellungen) kein Grund für die einerseits fortlaufende und andererseits seitenweise neu einsetzende Vergabe von Nummern oder Buchstaben für Apparateinträge oder Anmerkungen, da die damit simulierten „Links“ zwischen Text und Apparat ja explizit gegeben und durch andere visuelle Markierungen (Hintergründe, Textfarben, Unterstreichungen, Symbolzeichen) sichtbar gemacht werden können.

lagen führen, sondern konnten ebenso gut zu HTML-Seiten umgeformt und direkt ins WWW eingestellt werden. Der Weg ins Netz war damit trotz aller Bedenken, Vorbehalte und Widerstände sehr kurz. Er konnte dann aber auch unterschiedlich weit gegangen werden: Teilweise blieben HTML-Editionen bei der reinen Simulation der Druckedition stehen, zu einem großen Teil ist hier aber bereits zu beobachten, wie die neuen Möglichkeiten des Mediums schnell zu experimentellen Weiterentwicklungen führten. Es ist zu sehen, wie man hier versuchte, alte Wünsche endlich zu realisieren oder wie ganz neue Träume aufkamen, für die entsprechende technische Lösungen entwickelt werden mussten. Das neue Medium Internet entfaltete bei seiner Benutzung als Publikationsform eine technische und konzeptionelle Eigendynamik, die bereits in den primitivsten HTML-Anwendungen sichtbar wird.

*HTML primitiv.* Innerhalb des WWW-HTML-Paradigmas der digitalen Edition kann unterschieden werden zwischen eher einfachen Editionsformen, die sich im Wesentlichen auf den Grundbaukasten von HTML beschränken und jenen Unternehmen, die versuchen, die technischen Grenzen auszuloten und ggf. für ihre Zwecke zu erweitern. Beide Gruppen sind für das hier verfolgte methodische Programm interessant. In beiden Fällen geht es darum, in welcher Weise ein zunächst technisch bestimmtes „Paradigma“ Rückwirkungen auf Inhalte und Methoden der Edition hat. Dies wird bereits angesichts der einfachsten, auf die Nutzung von HTML beschränkten Ausgaben deutlich, wenn man sich für einige Aspekte die unmittelbaren Veränderungen gegenüber den Bedingungen der gedruckten Edition ansieht.

- *Äußere Mengenbeschränkung.* Umfang und äußere Gliederung einer Druckedition sind durch das Konzept des „Bandes“ bestimmt. Eine Edition ist eine begrenzte Reihe von Bänden mit einer begrenzten Seitenzahl. Die Publikationskosten wachsen proportional zur Seitenzahl. Es besteht deshalb eine Vorgabe, die Seitenzahl möglichst nicht uferlos werden zu lassen. Eine Beschränkung auf bestimmte Materialien, die Weglassung anderer, die Verdichtung der Apparate wird vom Medium nahe gelegt. Diese Beschränkungen entfallen bei WWW-HTML-Publikationen nahezu vollständig.
- *Innere Granularität.* Der „Band“ und die „Seite“ gliedern die Edition. Zusammengehörige Materialien werden in Bänden zusammengefasst. Die immer gleich große Seite (und ihre Umfangsvorgabe) setzt gegen die inhaltliche Gliederung des edierten Textes willkürliche Schnitte. HTML-Editionen folgen zunächst ebenfalls einem Konzept von „Seiten“. Diese sind aber von ihrem Umfang her variabel, auch wenn der Bildschirm tendenziell eine Vorgabe macht, welcher „Schreibraum“ idealerweise eingehalten werden sollte. Eine Gliederung *gegen* die inhaltliche Struktur des Textes ist hier aber kaum sinnvoll. Die Tendenz ist deshalb eindeutig: Statt nummerierter Druckseiten sind nun eher inhaltliche

Einheiten (Absätze, Kapitel, Stücke etc.) für die Gliederung der Edition bestimmend.

- *Topografie der Darstellung.* Im Druck wird die Seite in funktionale Bereiche gegliedert: In der Regel wird der Editionstext in der Mitte, die Apparate am Seitenfuß, jeweils mit zugewiesenen Flächen, positioniert. Die HTML-Edition nimmt diese Gliederung auf, löst sich aber teilweise von der starren topografischen Verknüpfung von Text und Apparat auf einer gemeinsamen Seite. Durch die Realisierung der Verweisstrukturen zwischen Text und Apparaten zu Hyperlinks besteht die Möglichkeit, die Apparate entweder am Seitenfuß zu belassen (wo sie bei längeren Textabschnitten auf dem Bildschirm nicht mehr permanent im Sichtfeld des Lesers sind), in zusätzliche Fenster (auf zusätzliche „Seiten“) auszulagern, die erst beim Aufruf geöffnet werden oder in den Unterfenstern eines in verschiedene Rahmen oder Bereiche gegliederten Bildschirms anzuzeigen. Insbesondere der letzte Ansatz zeigt, wie einerseits die Tradition der Druckedition aufgegriffen wird, indem die funktionale Gliederung der Druckseite simuliert wird, wie es andererseits aber schon hier auch zu Veränderungen kommt, weil die einzelnen Funktionsbereiche durch den möglichen „Überlauf“ der Inhalte z.B. keine feste Mengenbeschränkung mehr haben – mit entsprechenden Konsequenzen z.B. für die Selektivität des Apparates und die Verdichtung seiner Gestaltung und Formulierung.
- *Typografisches Ausdrucksrepertoire.* Die gedruckte Edition steht am Ende einer fünfhundertjährigen Entwicklung der Druckkunst. In der ausgereiften kritischen Edition des 20. Jahrhunderts werden zwar keine speziellen Typen nur für diese Ausgaben neu geschaffen, es wird das umfangreiche Standardrepertoire der Setzkästen aber voll ausgeschöpft, um die komplexen Strukturen der Editionstexte auszudrücken. In der einfachen HTML-Edition ist hier zunächst ein Rückschritt zu verzeichnen. Der ASCII-Code und die Formatierungsmöglichkeiten von HTML fallen hinter die typografische Kunst zurück. Auch die Durchsetzung von Unicode ändert diesen Befund nicht grundlegend. Eigene visuelle Standards der digitalen Edition fehlen noch, so dass das typografische Erscheinungsbild tatsächlich eher von einer verarmenden Simulation, als von einer verbessernden Weiterentwicklung geprägt ist.<sup>189</sup>

---

<sup>189</sup> Hier ist z.B. auf die Verwendung von Farben als Informationskanal zu verweisen. Im Gegensatz zu den gedruckten Ausgaben ist in digitalen Publikationen der Einsatz von Schriftfarben kein Kostenfaktor. Es läge deshalb nahe, Farben zur Kennzeichnung unterschiedlicher Textsorten und Textzustände einzusetzen. Dass dies nicht geschieht, zeigt den Simulationscharakter der frühen Nutzung digitaler Medien. Hier fehlen noch visuelle Standards, mit über die Farben von Textteilen Informationen zwischen Editoren und Benutzern kommuniziert werden können.



- *Verweisstrukturen.* Bucheditionen enthalten vielfältige Verweisstrukturen, nicht nur zwischen Registern und Texten oder Apparaten und Texten. Diese sind im Druck gewissermaßen „implizit“, angedeutet und umschrieben.<sup>190</sup> Dadurch wird nahegelegt, ihre Menge nicht zu groß werden zu lassen. In den digitalen Editionen sind Verweise explizit, zugleich erfordern sie keine zusätzliche Beschreibung (z.B. durch Verweiszeichen oder die sichtbare Angabe des Verweisziels). Die Menge der Verknüpfungen nimmt deshalb tendenziell zu, zugleich ist ihre zentrifugale Kraft, den Leser vom eigentlichen Editionstext wegzuführen, größer. Dies liegt sowohl an der Auslagerung der Verweisziele (s.o.) als auch an der zunehmenden Menge und Vielfalt der Verweise.
- *Multimedialität.* Die Buchedition führt zu einer Konzentration auf den geglätteten kritischen Text. Bereits mit einfachsten HTML-Editionen liegt die Einbindung weiterer, insbesondere visueller Materialien nahe. Soweit dem nicht Urheberrechtsprobleme entgegenstehen, ist z.B. die Einbeziehung digitaler Abbildungen der überlieferten Dokumente fast selbstverständlich.
- *Publikationsschwelle.* Die gedruckte Edition ist von langen Publikationszyklen geprägt. Bis zur endgültigen Veröffentlichung eines Bandes vergehen in der Regel etliche Jahre, oft Jahrzehnte. Im WWW können Editionstexte und begleitende Materialien ohne großen Aufwand rasch öffentlich sichtbar gemacht werden. Unmittelbar geht damit eine Tendenz zu „offenen“, man könnte auch sagen „unfertigen“ Editionen einher.

HTML ist ein Format zur Beschreibung von „digitalen Seiten“. Es erlaubt eine einfache Publikation auch von bereits in anderen Formaten elektronisch vorliegenden Inhalten. Selbst als „Exportformat“ aus anderen Anwendungen heraus können seine spezifischen Eigenschaften aber bereits Rückwirkungen auf die Strukturen und Inhalte von Editionen haben.

*Technische Weiterungen.* Eine Edition im Netz verfügbar zu machen, ist einfach. Selbst im Rahmen von HTML schlossen sich an die Simulation der gedruckten Edition sehr schnell Veränderungen in der Struktur, der Handhabung und den Inhalten an. Zur Realisierung weiterer editorischer Träume stehen darüber hinaus flankierende Technologien bereit, mit denen Editionen um weitere Funktionalitäten ergänzt werden können. Auf der technischen Seite ist hier neben dem Einsatz von Javascript und anderen browserseitigen Weiterungen wie Plug-ins oder Applets auch an stärker serverseitige Anwendungen zu denken, bei denen die HTML-Seiten z.B. erst auf Anforderung aus Datenbanken generiert werden.

---

<sup>190</sup> Verweise müssen durch ein Verweiszeichen („<sup>a</sup>“) oder die Angabe eines Verweisziels („siehe S. [n]“) gekennzeichnet werden. Eine Ausnahme bilden Editionen, die dem Ziel eines „clear text“ verpflichtet sind: diese verzichten im Editionstext auf Verweiszeichen; die Adressierung geht dann rein von den Apparaten selbst aus, deren Benutzbarkeit und Benutzung dadurch aber nicht gerade gefördert wird.

*Internet-Editionen.* Digitale Editionen nach dem HTML-Paradigma bilden neben den CD-ROM-Ausgaben die zweite und weit überwiegende Form real existierender Publikationen. Den Unterschied zu den CD-ROMs machen neben der oftmals anderen Software vor allem die Art der Veröffentlichung und des „Vertriebs“ aus. Während die CD-ROMs sich noch ganz in den etablierten Strukturen der Verlage (als Produzenten) und Bibliotheken (als Konsumenten und Vermittlungsinstanzen) bewegten, entfielen diese Akteure im Internet weitgehend. Mit der eigenverantwortlichen Bereitstellung durch die Herausgeber und dem allgemeinen, kostenfreien Zugriff durch die Benutzer ging die mit den etablierten Publikationswegen einhergehende „Offizialität“ zum Teil verloren. Die bibliografische Statuszuweisung muss jetzt hauptsächlich durch die Publikation selbst und die hinter ihr stehenden Institutionen erfolgen. An die Stelle der bibliografischen Codes gedruckter Bücher oder CD-ROMs<sup>191</sup> treten nun andere, weniger standardisierte und etablierte Kennzeichen, die die Statuszuschreibung und Rezeption leiten.<sup>192</sup>

Fast alle digitalen Editionen sind – soweit es nicht CD-ROMs sind – Internet-Editionen, die sich der Beschreibungssprache HTML bedienen. Das WWW-HTML-Paradigma bedeutete deshalb den eigentliche Durchbruch der digitalen Edition jenseits der rein konzeptionellen oder experimentellen Vorstufen. Innerhalb des HTML-Paradigmas und angesichts der Vielfalt der mit HTML realisierten Editionen ist hier allerdings noch weiter zu differenzieren.

*Anmerkungen zur Binnendifferenzierung.* Weniger in technischer Hinsicht als vielmehr in konzeptioneller und inhaltlicher Betrachtung sind für HTML-Editionen verschiedene Ansätze zu beschreiben. Auch hier stellt sich wieder die Leitfrage, welche Auswirkungen der Einsatz von WWW und HTML auf die konzeptionelle Entwicklung der Edition hat.

- Retrokonversion. Gedruckte Editionen werden – wie andere gedruckte wissenschaftliche Ressourcen auch – als digitale Abbildungen oder elektronische

---

<sup>191</sup> In beiden Fällen sind dies z.B. die äußere Erscheinung (Einband des Buches, CD-Hülle mit Cover; siehe oben S. 36 die Bemerkungen zur Buchhaftigkeit der CD-Ausgaben), der Preis, der dahinter stehende Verlag, die Aufnahme in bibliografischen Nachweissystemen (Anlage von Metadaten, Nachweis in Katalogen) und die Zugänglichkeit (als physisches Medium, als auszuleihender Gegenstand in einer Bibliothek).

<sup>192</sup> Hierzu gehören z.B. die visuelle Erscheinung der Edition (die z.B. einen „professionellen“ oder „wissenschaftlichen“ Eindruck machen kann), die deutliche Kennzeichnung einer hinter der Edition stehenden Institution (siehe z.B. die „Complete Works of Voltaire“ der Voltaire Foundation ([http://www.voltaire.ox.ac.uk/www\\_vf/complete\\_works/cw\\_index.ssi](http://www.voltaire.ox.ac.uk/www_vf/complete_works/cw_index.ssi)), die Heine-Edition des Heinrich-Heine-Instituts (<http://germazope.uni-trier.de/Projects/HHP/>) oder die Editionen des Bundesarchivs (<http://www.bundesarchiv.de/kabinettsprotokolle>) oder die Zusammenbindung in größeren „Reihen“ (siehe z.B. die „Model Edition Partnership“ (<http://adh.sc.edu/>), die Ausgaben im Rahmen von „Romantic Circles“ (<http://www.rc.umd.edu/editions/>) oder die „Fontes Civitatis Ratisponensis“ (<http://www.fcr-online.com/>)).

Volltexte im Netz bereitgestellt. Es handelt sich dabei aber nach einer engeren Begriffsbestimmung nicht um „digitale Editionen“ im eigentlichen Sinne, sondern allenfalls um „digitalisierte Editionen“. Da die Inhalte, Strukturen und visuellen Formen unverändert übernommen werden, spielen diese Ausgaben für die konzeptionelle Entwicklung der digitalen Edition auch keine Rolle.

- Simulation. Teilweise werden Neueditionen im Internet (oder parallel im Druck und online) veröffentlicht, die ganz den Ansätzen der Druckedition verpflichtet sind. Auch wenn diese dann „born digitals“ sind, fallen sie konzeptionell in den Bereich der traditionellen Methodik und leisten kaum einen Beitrag für die Fortentwicklung der Editorik unter den Bedingungen digitaler Medien.
- Inhaltliche und strukturelle Erweiterungen. Mit der auch inhaltlichen Trennung von Buchausgabe und Netzausgabe beginnt der eigentliche Bereich der digitalen Edition. Wenn der digitalen Edition andere Inhalte zugewiesen werden, indem hier z.B. kontextualisierendes Material oder digitale Abbildungen der überlieferten Dokumente eine größere Rolle spielen oder indem die Struktur und Benutzung nicht mehr den Vorgaben der Drucktechnologie, sondern den medialen Bedingungen z.B. des Internets folgen; wenn also eine digitale Ausgabe gar nicht mehr im Druck wiederzugeben wäre, dann ist von neuen, digitalen Editionsformen zu reden.
- Neue Zielstellungen. Die HTML-Edition hat oft den Charakter einer leicht abgewandelten oder weiterentwickelten gedruckten Edition. Die Publikationsumgebung von WWW und HTML kann aber auch genutzt werden, um die Edition in ihren Aufgaben und Zielstellungen von Grund auf neu zu denken. Hier wären dann solche Projekte anzusiedeln, die einem anderen Textbegriff verpflichtet sind oder die in ihrem Materialzugriff z.B. nicht mehr den leitenden Werkvorstellungen der traditionellen kritischen Edition folgen.
- Editionen als Bildarchive. Eine solche Verschiebung im Text- oder Werkbegriff findet z.B. bei den Editionen statt, die sich um ein zentrales Bildarchiv herum entwickeln. Hier wird dann die Materialität und Visualität der Überlieferung als Ausgangspunkt genommen, zu denen der linguistische Code weiterer „Texte“ (editorischer oder kontextualisierender Art) eher einen derivativen, illustrativen Charakter hat.
- HTML als Ausgabeformat. Später werden digitale Editionsformen zu diskutieren sein, die technisch auf anderen Formaten beruhen und HTML und das WWW nur als temporäre Publikationsmittel betrachten. Diese Formen sind nicht dem „HTML-Paradigma“ zuzuordnen, weil sie konzeptionell von den Strukturen des WWW und den Möglichkeiten von HTML und der angrenzenden WWW-Technologien unabhängig sind.

Das HTML-Paradigma der digitalen Edition meint nicht Editionen, die in HTML publiziert sind, sondern Editionen, die konzeptionell durch die Möglichkeiten und Restriktionen von HTML maßgeblich beeinflusst sind.

*Methodische Rückwirkungen (was bleibt?).* Die WWW-HTML-Edition ist zunächst eine Simulation der gedruckten Edition. Sie bewahrt die alten Konzepte wie die Orientierung an „Seiten“ oder den vereindeutigten fixierten Editionstext mit seinen vom Editor angelegten Apparaten. Eine empirische Studie aus Schweden kommt bei der Untersuchung bestehender Interneteditionen unter der titelgebenden Leitfrage „Revolution or Remediation“ denn auch zu dem Schluss, dass es sich hier eben nur um Remedialisierungen handeln würde; dass der Unterschied zwischen digitalen und gedruckten Editionen sich auf den Wechsel des Mediums, weniger auf einen konzeptionellen oder funktionalen Wandel beziehen würde.<sup>193</sup> Gegenüber anderen technisch bedingten Ansätzen zu digitalen Editionen findet man hier eher eine Fokusverschiebung von den Werkzeug- und Analyseaspekten hin zu den Medien- und Publikationsaspekten,<sup>194</sup> eine Rückbesinnung auf etablierte Herangehensweisen und eine Reduzierung inhaltlicher, struktureller und funktionaler Wunschvorstellungen. Allerdings muss man hier auch zwischen sehr einfachen HTML-Anwendungen, die tatsächlich nur „Seiten“ ins Netz stellen, und technisch weiter ausgreifenden Projekten, die das einfache Seitenkonzept durch die Aufspaltung und Auslagerung von Inhalten durchbrechen und die zusätzliche Funktionalitäten für die Nutzung der Edition anbieten unterscheiden. Gerade mit den zuletzt angesprochenen Editionen wird deutlich, wie auch im Bereich von WWW und HTML die technischen Rahmenbedingungen eine gewisse Eigendynamik entfalten, die Auswirkungen auf die konzeptionellen Grundlagen der Edition haben. Zu verweisen ist hier einmal mehr z.B. auf die Multimedialisierung der Edition oder auf die Betonung inhaltlicher Einheiten anstelle nummerierter Buchseiten.

Gut benutzbare HTML-Editionen bestehen inzwischen in großer Zahl. Ihre Bedeutung für die Entwicklung digitaler Editionsformen liegt nicht zuletzt in der Demonstration der einfachen Realisierbarkeit. Sie stehen für einen evolutionären Weg, bei dem zunächst das Traditionelle nachgeahmt und dann nur schrittweise verändert wird. Mit der fortschreitenden Etablierung des Internets als selbstverständlicher und in Zukunft wohl sogar primärer Arbeitsumgebung des Wissenschaftlers kann auch die Online-Bereitstellung von Editionen zu einer Selbstverständlichkeit werden. Es könnte dabei ein gewisser Druck auf traditionelle Editionen entstehen, ihre vorläu-

---

<sup>193</sup> Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004).

<sup>194</sup> Die in den vorhergehenden Kapiteln besprochenen Paradigmen hatten immer zu einer engen Verzahnung zwischen Edition und spezialisierten Werkzeugen (der Erstellung oder der Auswertung) geführt. Je mehr nun der Aspekt der Veröffentlichung in einem allgemeinen, nicht editionsspezifischen System (Client-Server-Architektur, Standardbrowser, Standard-Datenformat HTML) in den Vordergrund trat, umso mehr gerieten die Werkzeuge aus dem Blick.

figen oder endgültigen Ergebnisse zumindest *auch* im Netz verfügbar zu machen. Geschieht dies aber, dann kann in einem zweiten Schritt ein Rechtfertigungsdruck entstehen, warum man Inhalte und Strukturen solcher digitalen Angebote ganz auf dem Boden der Drucktechnologie entwickelt hat und nicht das tut, was die digitalen Medien nahelegen bzw. ermöglichen. Die Einfachheit und Selbstverständlichkeit der Bereitstellung von Editionsmaterial im Internet lässt diese Publikationsform zu einer Alternative werden, die immer schwerer zu ignorieren ist und die dann auch zu einer methodischen Auseinandersetzung zwischen Druckparadigma und digitalem Paradigma führt.

### ***Hybrideditionen***

*Druck als Re-Analogisierung.* Alle Editions Vorbereitungen sind heute digital. Die Drucklegung ist deshalb technisch eine Re-Analogisierung und inhaltlich ein Flaschenhals. Dem Editor stehen in seiner Arbeit umfassende und technisch gut benutzbare digitale Ressourcen zur Verfügung, deren gedruckte Ergebnisse für den Rezipienten nicht in der gleichen Weise benutzbar sind, weil sie den elektronischen Werkzeugen des Benutzers nicht zugänglich sind. Gleichzeitig ist die Druckfassung selektiv: weitere Arbeitsmaterialien (wie digitale Abbildungen) und Vorstufen zum edierten Text (wie die Transkriptionen und Kollationen) werden dem Benutzer nicht zugänglich gemacht.<sup>195</sup> Der Umgang des Benutzers mit dem Text ähnelt aber u.U. den Fragestellungen des Editors, so dass Ersterem eigentlich die gleiche Arbeitsumgebung zur Verfügung gestellt werden müsste wie Letzterem.<sup>196</sup> Der Gedanke an Hybridausgaben, bei denen es z.B. zu einer Aufgabenteilung zwischen dem Druck und begleitenden digitalen Medien kommt, liegt deshalb nahe.

*Hybridisierung als Auslagerung und Beschleunigung.* Ein erster wichtiger Aspekt betrifft also die Auslagerung von Editionsmaterialien aus der Druckfassung. Inhalte, die – sei es aus ökonomischen, aus technischen oder aus konzeptionellen Gründen – nicht im Druck untergebracht werden können oder sollen und die zugleich zu wertvoll erscheinen um sie verloren gehen zu lassen, können online publiziert werden, um die Druckausgabe zu ergänzen. Naheliegend sind hier z.B. Abbildungen der überlieferten Dokumente, Grundtranskriptionen, kontextualisierende Materialien oder Register und Indizes. Zu denken ist hier aber auch an Aufbereitungsformen wie Datenbanken, die zentrale Editions-inhalte für andere Analysewerkzeuge

---

<sup>195</sup> Einen Zwischenschritt bildet die Übergabe der Editions-Vorstufen, Vorarbeiten und gesammelten Materialien in ausgedruckter oder elektronischer Form an eine öffentliche bewahrende Institution, also ein Archiv oder eine Bibliothek. Siehe z.B. Göttsche / Albrecht, Ingeborg Bachmanns ‚Todesarten‘-Projekt (1996).

<sup>196</sup> Diese Überlegungen auch bei Ricklefs, Zur Systematik (1999).

zugänglich machen.<sup>197</sup> Ein zweiter Aspekt der naheliegenden zusätzlichen Online-Veröffentlichung von Editionsmaterialien betrifft die Geschwindigkeit der wissenschaftlichen Kommunikation. Editionen treiben die Forschung an, ihre öffentliche Bereitstellung ist auch ein Akt der Kommunikation zwischen dem Editor und dem Fachpublikum. Idealerweise handelt es sich zwar um eine wechselseitige, durch die Besonderheiten des Buchdrucks bedingt, de facto aber um eine einseitige Kommunikation. Der Editor kann mit dem abgeschlossenen Buch auf Reaktionen der Fachgemeinschaft nicht mehr reagieren. Zugleich sind die Publikationszyklen häufig sehr lang. Nicht selten vergehen zwischen der Aufnahme der Arbeiten an einer Edition und ihrer Drucklegung Jahrzehnte, und bereits früh fertiggestellte Teile liegen dann entsprechend lange „in der Schublade“, ohne der Forschung zur Verfügung zu stehen. Dadurch wird diese unnötig gebremst und eine offene Fachdiskussion um die beste Editionsfassung unmöglich gemacht. Die Bereitstellung von abgeschlossenen oder kurz vor der Vollendung stehenden Editionsteilen im Internet macht diese Materialien dagegen den Fachforschern schnell zugänglich und erlaubt die Einarbeitung von Rückmeldungen für die abschließende Druckfassung.<sup>198</sup>

*Kombinatorik.* Die Auslagerung von bestimmten Materialien oder die Vorabbereitstellung im Internet stellen zwei hybride Szenarien dar, von denen das eine durch eine Verteilung von Inhalten auf verschiedene Publikationsträger und das andere durch einen veränderten Publikationsprozess bestimmt ist. Die Hybridedition wird aber gemeinhin zunächst als ein Nebeneinander von verschiedenen Medien aufgefasst. Dies ist nach seiner Kombinatorik zu systematisieren, wobei die analogen und digitalen Publikationsformen zunächst zu differenzieren sind: Analog sind neben dem gedruckten Buch auch Mikrofiche- oder Mikrofilm-Ausgaben (oder -Beigaben). Digital sind Disketten, Festplatten, CD-ROMs, DVDs und Online-Veröffentlichungen. Stellt man bei der Betrachtung der Medien ihre Zugänglichkeit

---

<sup>197</sup> Bereits 1997 forderte Schepers, *Alternative* (1997), S. 204, dass jeder gedruckten wissenschaftlichen Edition eine elektronische Publikation „nicht nur als ein mögliches E-Supplement, sondern als ihr notwendiges, unverzichtbares E-Komplement beigegeben werden“ sollte. Ihm geht es dabei auch schon um die verbesserten Analysemöglichkeiten: „Die Parole heißt: Mehr Zugänge zu den erarbeiteten Quellen schaffen.“

<sup>198</sup> Schepers, *Alternative* (1997), S. 207 fordert, dass vor der endgültigen gedruckten oder ergänzenden elektronischen Edition auch die vorläufigen Ergebnisse den anderen Fachforschern zugänglich gemacht werden sollten. Einen besonderen Fall bildet die „Edition des Tagebuches von Harry Graf Kessler (1868-1937)“. Hier wird – bei Subskription des gesamten Werkes – dem „ersten“ von neun gedruckten Bänden eine CD-ROM (oder DVD) beigegeben, die den gesamten Text enthält. Dies führt zu zwei (!) CDs: dem *ersten erschienenen* Band („Dritter Band“) ist 2004 eine CD-ROM mit den Vorab-Transkriptionen (also nicht dem Editionstext) beigelegt worden, dem zuletzt erscheinenden „Ersten Band“ wird 2010 dann eine CD-ROM mit allen endgültigen Editionstexten (und einer Retrieval-Software) beigegeben werden. Siehe zum Projekt die Seite am Deutschen Literaturarchiv <<http://www.dla-marbach.de/?id=51618>> bzw. beim Verlag (Klett-Cotta) <[http://www.klett-cotta.de/kessler\\_tagebuch.html](http://www.klett-cotta.de/kessler_tagebuch.html)>.

und Unterschiede bei den Inhalten in den Vordergrund, dann kann schließlich noch zwischen allgemein und frei zugänglichen Online-Ressourcen und zugangsbeschränkten, weil kostenpflichtigen Internet-Angeboten unterschieden werden. Zwischen diesen verschiedenen Formen sind alle möglichen Kombinationen denkbar. Sie können dabei auch mehr als nur zwei Medien umfassen. Zu den häufigsten Kombinationen gehören:

- Druckausgabe und kostenfreie Online-Präsentation,<sup>199</sup>
- Druckausgabe und parallele CD-Publikation,
- Druckausgabe mit beiliegender CD-ROM.<sup>200</sup>

In der allgemeinen Wahrnehmung handelt es sich bei einer Hybridedition deshalb um eine Kombination von Buch und digitalem Medium. Neben diesen häufigen Fällen gibt es aber durchaus auch andere Beispiele:

- Die „Thomas A. Edison Papers“ sind eine umfangreiche Mikrofilm-Ausgabe, zu der es auch gedruckte Bände gibt. Die Inhalte von beiden Formen sind mit weiteren Ergänzungen auch online veröffentlicht.<sup>201</sup>
- „The Diary of Martha Ballard 1785-1812“ liegt gedruckt vor, kann als CD-ROM bezogen werden und steht frei im Internet zur Verfügung.<sup>202</sup> Das „Editionsprojekt Karl Gutzkow“ ist eine digitale Online-Edition, zu der auch CD-ROMs und gedruckte Bände herausgegeben werden.<sup>203</sup>
- Einzelne Bände aus dem „CMCL - Corpus dei Manoscritti Copti Letterari“ sind gedruckt, können als PDF-Dateien (zu einem geringen Preis!) käuflich erworben werden und von Subskribenten kostenpflichtig online konsultiert werden.<sup>204</sup>

<sup>199</sup> Siehe z.B. „The Charles Brockden Brown Electronic Archive and Scholarly Edition“, hg. von Mark L. Kamrath u.a., Orlando (FL) 1998ff (<http://www.brockdenbrown.ucf.edu/project/index.php>), das „Henry III Fine Rolls Project“ (<http://www.frh3.org.uk/>), die „Kabinettsprotokolle der Bundesregierung“, hg. vom Bundesarchiv, Koblenz 2003- (<http://www.bundesarchiv.de/kabinettsprotokolle/web/index.jsp>) oder „Madelaine et Georges de Scudéry: Artamène ou le Grand Cyrus“, hg. von Claude Bourqui, Alexandre Gefen u.a., Neuchâtel 2002-2006.

<sup>200</sup> Siehe z.B. „Cædmon's Hymn: A Multi-media Study, Edition and Archive“, hg. von Daniel Paul O'Donnell, Cambridge 2005, „Franz Kafka: Der Process“, hg. von Roland Reuß, Basel/Frankfurt a.M. 1997, „Gottfried Keller: Sämtliche Werke“, hg. von Walter Morgenthaler, Basel u.a. 1996ff, „Harry Graf Kessler, Das Tagebuch (1880-1937)“, hg. von Ulrich Ott und Roland Kamzelak, Stuttgart 2004-2009 oder „Richard Minne en Frits Van den Berghe F. Een tong van lijntses. Geannoteerde leeseditie van de Brieven van Pierken (1931-1935)“, hg. von Vincent Neyt, Gent 2002.

<sup>201</sup> Siehe zum Gesamtprojekt <<http://edison.rutgers.edu/>>.

<sup>202</sup> „The Diary of Martha Ballard 1785-1812.“ Hg. von Robert R. McCausland and Cynthia MacAlman McCausland, Camden (Me) 1992. CD-ROM-Edition: Rockland (ME) 2003 (ISBN 0897254260). Online-Fassung: <<http://dohistory.org/diary/index.html>>.

<sup>203</sup> Zum Projekt siehe <<http://www.projects.ex.ac.uk/gutzkow/Gutzneu/indexnew.htm>>.

<sup>204</sup> Zum Projekt siehe z.B. <<http://cmcl.let.uniroma1.it/>>.

- Die gedruckte Rudolf-Steiner-Gesamtausgabe konnte man in elektronischer Form als externe Festplatte erwerben.<sup>205</sup>
- Das „Durham Liber Vitae“-Projekt zielt auf eine Druckausgabe, eine erweiterte DVD-Ausgabe und soll ev. auch online verfügbar gemacht werden.<sup>206</sup>
- „John Foxe's Book of Martyrs“ ist eine Online-Edition, die in anderer Fassung auch als CD-ROM im Buchhandel bezogen werden kann.<sup>207</sup>
- „The Papers of Benjamin Franklin“ war zunächst eine CD-ROM-Edition, ist jetzt aber auch online verfügbar.<sup>208</sup>
- Im Plan zur Edition der „Protokolle des Preußischen Staatsministeriums“ (1810/17-1934/38) war vorgesehen, die Quellen als Microfiches herauszugeben und die Regesten, Apparate und Register sowohl im Druck als auch auf CD-ROM, als auch im Internet verfügbar zu machen.<sup>209</sup>

*Rollenverteilung.* Interessant an den verschiedenen Hybrideditionen unterschiedlichster Medienkombinatorik ist nun die Verteilung von Inhalten, Funktionalitäten und Aufgaben auf die verschiedenen Formen. Diese „Aufteilung“ ist zunächst auch definitorisch zu verstehen: Eine Hybridedition ist nicht einfach dadurch definiert, dass sie in verschiedenen Medien daherkommt, sondern dadurch, dass sich die Ausgabeformen unterscheiden und ergänzen. Hier wäre zwar zu diskutieren, worin das Mindestmaß an Unterscheidung liegen müsste, eine nur scheinbare Hybridedition liegt aber dann vor, wenn einer gedruckten Ausgabe eine CD-ROM beiliegt, die nur den Buchinhalt digital bietet, ohne ihn durch weitere Inhalte oder Funktionalitäten zu ergänzen.<sup>210</sup>

Des Öfteren wird betont, dass analoge und digitale Medien unterschiedliche Funktionen erfüllen und sich deshalb in der Edition in idealer Weise ergänzen könnten.<sup>211</sup>

---

<sup>205</sup> Die digitale Gesamtausgabe umfasste dabei 334 Bände mit ca. 95.000 Buchseiten und kostete (2007) 700€. Die damalige Beschreibung ([http://www.rudolf-steiner.com/Die\\_elektronische\\_St.65.1.html](http://www.rudolf-steiner.com/Die_elektronische_St.65.1.html)) ist in der Fassung vom 20.10.2007 bei <http://archive.org> archiviert und mit der Wayback-Machine erreichbar.

<sup>206</sup> Die Startseite des Projekts unter <http://www.dlv.org.uk/>.

<sup>207</sup> Das Online-Projekt, hg. von David Loades u.a., Sheffield 1993-2004 unter <http://www.hrion.linc.ac.uk/foxe/>. Die CD-ROM, hg. von David G. Newcombe und Michael Pidd, Oxford 2001 (ISBN 0197262252).

<sup>208</sup> Zum Gesamtprojekt siehe <http://www.franklinpapers.org/franklin/>.

<sup>209</sup> Zum Gesamtprojekt siehe [http://www.bbaw.de/bbaw/Forschung/Forschungsprojekte/preussen\\_protokolle/de/Startseite](http://www.bbaw.de/bbaw/Forschung/Forschungsprojekte/preussen_protokolle/de/Startseite).

<sup>210</sup> Die bloße digitale Druckvorlage bildet in einem engeren Begriffsverständnis von „digitaler Edition“ keine solche. Wollte man sehr strikt argumentieren, dann müsste man allerdings überlegen, ob nicht die andere Zugänglichkeit und z.B. die Suchoptionen bei einer PDF-Version des gedruckten Bandes nicht Funktionalitäten bietet, die bereits über die Druckfassung hinausgehen.

<sup>211</sup> Van Vliet, *Electronic Editions* (2002), S. 72: „the electronic and the printed editions are two different types of edition which each fulfill their own function within scholarly research. It is precisely because of



In der Rollenverteilung von Hybrideditionen wäre es naheliegend, wenn hier die jeweiligen technischen und ökonomischen Rahmenbedingungen der Medien konzeptionell leitend wären. Dies ist teilweise auch der Fall, wenn man z.B. an Abbildungen der Überlieferung denkt, die immer auf die Seite der digitalen Ausgabe fallen.<sup>212</sup> Auf der anderen Seite sind es aber auch eher habituelle und traditionelle Aspekte, die dazu führen, dass bestimmte Inhalte eher dem gedruckten Buch als einer digitalen Publikationsform zugewiesen werden. Hier geht es dann vor allem um den kritisch edierten Text selbst, der als Kern der Edition aufgefasst wird und dem Medium mit dem höheren Prestige (also dem Buch) zugeordnet wird. Es wird insgesamt eine Unterscheidung nach „Wichtigem“ und „nicht so Wichtigem“ vorgenommen, wobei dann das „nicht so Wichtige“ in digitale Medien ausgelagert wird, die man als sekundär zu der zentralen Buchveröffentlichung auffasst.<sup>213</sup> Zur Stützung dieser Rollenverteilung wird dann nicht selten mit den spezifischen Vorteilen argumentiert, die nicht nur die digitalen Formen, sondern vor allem auch das analoge Medium Buch hätten. Dabei wird behauptet, dass z.B. der konstituierte Editionstext und der Buchdruck von ihrem Wesen her gut zusammenpassen würden, weil nur das gedruckte Buch jene Langfristigkeit, Stabilität, Authentizität und Zitierbarkeit gewährleisten könne, die zu den zentralen Erfordernissen einer zu kanonisierenden Textfassung gehören.

Da diese Argumentation einer differenzierenden Diskussion der jeweiligen medialen Eigenheiten nicht unbedingt standhalten würde, wirkt sie nachgelagert und apologetisch. Das Buch als Ziel der Edition ist vor allem aus Gründen der sozialen Kapitalisierung *gesetzt* und muss dann nur noch gegenüber der aufkommenden Konkurrenz

---

their specific characteristics that the compilation of both an electronic and a printed edition of the same text is justified.“ Ausführliche Vorüberlegungen dazu bereits bei Straub, *Gedruckt oder Elektronisch* (1997).

<sup>212</sup> Auch auf diese Seite fallen teilweise Grundtranskriptionen, die für den Druck zu umfangreich wären. Siehe z.B. Albrecht / Götsche, *Schicksal* (1998), S. 248, die für die elektronische Form zusätzliches Material vorsehen, „das sich aus praktischen und ökonomischen Gründen einer Veröffentlichung in Buchform entzieht, insbesondere also die Transkription der Nachlaßtexte, die der kritischen Edition zugrunde liegt und deren Publikation zum ursprünglichen editorischen Gesamtkonzept gehört.“ Dabei deutet sich hier schon ein grundsätzlicher Perspektivenwandel an, wenn gesagt wird, dass ohne diese Teile, die nur elektronisch gegeben werden können, die Edition „unvollständig“ sei. Erst die hybride Form würde dann die Gesamtedition ausmachen.

<sup>213</sup> Van Vliet, *Electronic Editions* (2002), S. 70 plädiert für ein imaginiertes Editionsprojekt sogar für eine Unterscheidung der edierten Texte selbst in wichtigere und unwichtigere Werke – die dann nur digital veröffentlicht werden sollten. Klar ist die Trennung in der Hybridedition „Der junge Goethe in seiner Zeit“, hg. von Karl Eibl, Fotis Jannidis und Marianne Willems, Frankfurt a.M. 1998 durchgehalten: hier liegen die „Autortexte“ gedruckt vor, während die beigelegte CD-ROM eine Fülle von Kontextmaterialien enthält, die von den Herausgebern als „semantische Vorräte“ bezeichnet werden.

gerechtfertigt werden.<sup>214</sup> Nicht von der Hand zu weisen sind aber auf der anderen Seite Begründungen, die z.B. auf die Erwartungshaltung des Publikums<sup>215</sup> oder auf die verschiedenen Nutzungsformen Bezug nehmen. Hier wird mit den Schlagworten „lesen“ vs. „benutzen“ auf grundverschiedene Rezeptionssituationen verwiesen: die eher kontemplative Beschäftigung mit dem aus der Überlieferung herausgeschälten, gesicherten und fixierten „edierten Text“ einerseits und die systematische, kritische und analytische Beschäftigung mit der Überlieferung und dem wissenschaftlichen Prozess andererseits, der zum edierten Text geführt hat. Der Druck kann in diesem Szenario dann auch als „Startpunkt für eine Reise in das Werk“ aufgefasst werden. Damit ist dann aber auch die wertende Unterscheidung von „Wichtigem“ und „Unwichtigem“ hinfällig. An ihre Stelle tritt eine Sichtweise, die eher zwischen einem Archiv der Ausgangsmaterialien und wissenschaftlichen (Vor-)Verarbeitungsstufen auf der einen und einem Lesevorschlag als Endprodukt auf der anderen Seite unterscheidet.<sup>216</sup> Sieht man beide Argumentationsweisen prozedural, dann hat sich der

<sup>214</sup> Das Plädoyer für das Buch entspringt zumeist dem Versuch, am Gewohnten festzuhalten. Dies schimmert zuweilen auch bei durchaus progressiven Editoren durch. Schepers, *Elektronische Edition* (1998), S. 206 konstatiert zwar, dass eine wirkliche Benutzung von Editionen bald nur noch über CD-ROM oder Internet möglich sein werde, dies dürfe aber „kein Argument für die Abschaffung des Buches werden. Im Gegenteil, wir müssen immer wieder geltend machen, daß historisch-kritische Editionen seltene Pflanzen sind, denen droht, von der überwuchernden Tagesproduktion erstickt zu werden. Anders als im Garten oder Freiland, wo das erstickende Unkraut ausgerottet werden kann, sind zu ihrer Pflege und Aufzucht ihnen vorbehalten Gewächshäuser einzurichten. Denn die historisch-kritische Edition als Buch, als in die Hand zu nehmende Einheit, muß und wird auch bleiben. Darüber dürfte Konsens herrschen, mindestens unter uns Editoren. Was aber nicht bedeutet, daß das Buch das einzige Medium der Präsentation unserer Forschungsergebnisse bleiben muß. Im Gegenteil, historisch-kritische Editionen wären schlecht beraten, wenn sie auf die Nutzung der neuen Medien verzichten zu müssen oder zu dürfen glauben.“ Bereits früh hat Sutherland, *Challenging* (1993), S. 65 darauf hingewiesen, dass die Verteidigung der Druckform vor allem eine politische Frage sei: Solange dieser Form die Etiketten „real“ und „authentisch“ (statt „virtuell“ und „unauthentisch“ bei den elektronischen Formen) anhafteten, käme selbst sie nicht umhin, den Buchdruck zu nutzen, um ihrer editorischen Arbeit das nötige (soziale) Gewicht zu verleihen. Reid, Conrad (2000), S. 138 argumentiert teils explizit, teils implizit: Hier wird ausdrücklich die zusätzliche Druckausgabe als Absicherung gesehen („Wer weiß, was aus dem Internet wird?!)“ und als vergleichsweise ubiquitäres Medium, das allen zugänglich sei. Unterschwellig spielen aber auch die Reputation und der Status eine Rolle, die mit dem gedruckten Buch verbunden sind.

<sup>215</sup> In diese Richtung argumentiert z.B. Stolz, [Sammelrezension] (2001): „Zweifellos kann eine elektronische Mehrtextedition nicht von den wissenschaftlichen Aufgaben einer kritischen Textausgabe entbinden, geschweige denn diese ersetzen. [...] doch wird die große Mehrzahl derjenigen, die mit Texteditionen zu tun haben, nach wie vor einen verbindlichen Lesetext und eine Buchausgabe (mit den ihr eigenen Möglichkeiten des Blätterns und Anstreichens) wünschen. Dies gilt für die wissenschaftlichen Leser im engeren Sinne ebenso wie für eine breitere Öffentlichkeit [...]. Dies gilt aber auch für Verlagshäuser [...] und [...] für die Herausgeber selbst, denen an einer nicht nur virtuellen Publikationsform ihrer jahrelangen editorischen Bemühungen gelegen ist.“

<sup>216</sup> Konzeptionell hat vor allem Vanhoutte, *Where is the Editor?* (1999), Abschnitt 4 ein Modell stark gemacht, das zwischen der Archivfunktion und der Museumsfunktion der Edition unterscheidet.

in der Hybridausgabe realisierte Prozess umgekehrt: Die „Auslagerungsthese“ geht vom edierten Text aus und ergänzt dazu die Grundlagen und Kontexte; sie sieht in der Hybridisierung eine Entlastung der (gedruckten) Edition und eine begrüßenswerte Fokussierung (auf den edierten Text).<sup>217</sup> Die „Archivthese“ geht dagegen von der Abbildung der digitalen Arbeitsumgebung des Editors aus und sieht im Druck nur einen Kulminationspunkt der im Archiv enthaltenen Arbeiten – gewissermaßen die besonders sichtbare Spitze des Eisbergs.

*Rollenverschiebungen.* Die Rollen, die die verschiedenen Publikationsmedien innerhalb der hybriden Edition spielen, verändern sich über die Zeit. Sie verändern sich über die Entwicklung der editorischen Arbeitsprozesse und über die Durchsetzung der „neuen Medien“ als zunächst exotische, dann zunehmend als selbstverständliche Alternative und in Zukunft vielleicht sogar primäre Form der Veröffentlichung.<sup>218</sup> In einer ersten Entwicklungsphase war die Druckform, die die essentiellen Inhalte aufnahm der Kern der Edition, wozu die digitalen Formen im Vergleich nur ergänzenden und entlastenden Charakter hatten. Hier konnten die digitalen Daten auch schon die allgemeine Arbeitsgrundlage der Editoren sein, aber der Druck blieb ebenso das eigentliche, alles leitende Ziel wie der konstituierte, stabilisierte und zitierfähige kritische Text. In einer zweiten Phase wird dann die digitale Arbeitsumgebung bereits als die eigentliche Edition betrachtet, zu der die Druckfassung eines Teils der Inhalte aber nach wie vor als Abschluss, Krönung und Referenzpunkt aufgefasst wird. Das Digitale ist hier im Arbeitsprozess des Editors vorgängig und zeigt mindestens ihm seine Vorzüge in inhaltlicher und arbeitspraktischer Hinsicht. Wenn die eigene Arbeitsumgebung zunehmend digital ist, dann besteht der „Medienbruch“ plötzlich in der Herausgabe eines anders geformten Destillats für den Buchdruck, das erst mühsam für dessen medienpezifische Anforderungen aufbereitet werden muss.

<sup>217</sup> Göttsche / Albrecht, Ingeborg Bachmanns ‚Todesarten‘-Projekt (1996), S. 156f argumentieren z.B. dass man eine Druckfassung zum Lesen und ergänzend ein elektronisches Supplement herstellen solle, weil manche Inhalte zu umfangreich und zu kompliziert für den Druck seien. „Durch die Verzweigung zwischen Transkriptionsedition und kritischer Buchedition bleibt einerseits der historisch-kritische Anspruch einer Transparenz aller editorischen Entscheidungen erhalten, andererseits kann sich die Buch-Edition ganz auf die Rekonstruktion und Darbietung der Texte in ihrer Genese konzentrieren“ ... „Nach der Drucklegung der kritischen Edition wird nun eine umfassende CD-ROM-Edition vorbereitet, die nicht nur die Transkription des ‚Todesarten‘-Nachlasses, sondern auch das Material der Buch-Edition sowie zusätzliche geeignete Dokumente elektronisch erschließen und für die komplexen Recherchen literaturwissenschaftlicher Arbeit aufbereiten soll“. Ähnliche Pläne zur Auslagerung der Varianten in eine digitale Publikation bei „Henrik Ibsen’s Writings“ und bei einem Editionsprojekt zu Adalbert Stifter (siehe Doppler / Wiesmüller, Adalbert Stifter (2000), S. 44).

<sup>218</sup> Dieser Prozess lässt sich gut an der Edition der Korrespondenz Alfred Eschers studieren. Auf der Basis von XML-Daten wurde zunächst eine gedruckte Bandreihe begonnen (kontinuierlich erscheinende Einzelbände, hg. von Joseph Jung, Zürich 2008ff). Erst nach einigen Jahren wurde ein zusätzliche digitale Edition erarbeitet (<http://www.briefedition.alfred-escher.ch>), die aber von ihren Inhalten und Funktionalitäten her weit über die gedruckte Ausgabe hinausging. Die Bände erscheinen dadurch zunehmend als Nebenprodukt der digitalen Edition - und nicht mehr umgekehrt.

Der endgültige Wandel und die Umkehr der Perspektive ist fast zwangsläufig: Wenn alle Arbeiten sich im Digitalen vollziehen, dann ist die Edition selbst ihre digitale Form.<sup>219</sup> Dann ist das Buch ein temporäres Derivat.<sup>220</sup> Eine Momentaufnahme. Wenn die digitale Form diejenige ist, an der immer weiter gearbeitet wird, in die Korrekturen und Ergänzungen eingefügt werden, dann kann auch nur sie die autoritative Fassung sein, während die Druckform mit dem Augenblick ihres Erscheinens bereits veraltet ist und weiter veraltend zurückbleibt. Der Druck ist dann letzten Endes nichts weiter als eine „Fallback-Position“ für diejenigen, die sich einem äußeren Druck ausgesetzt sehen, auch Bücher als Produkte anzubieten. Der Druck dient dann zum Erwerb sozialen Kapitals, der Erfüllung der Wünsche der Geldgeber oder Verlage, der Befriedigung der „Bibliophilen“, „Schmökere“ und Lehrenden, die sich einen einfachen fixierten physischen Text für das Seminar oder den Unterricht wünschen. All diese Wünsche nach einer gedruckten Fassung zentraler Editionsteile sind legitim. Interessant ist aber der Charakter einer solchen Ausgabe und ihr Verhältnis zu der eigentlichen (dann digitalen) Edition: Durchaus im positiven Sinne ist das Buch dann nämlich die Volksausgabe, zum Lesen im Bett, in der Badewanne und am Strand, während die digitale Form die wissenschaftlichen Bedürfnisse befriedigt. „Wir machen eine Edition, digital und in Buchform“ ist an diesem Ende der Entwicklung kein Zeichen der Modernität, sondern eine Beschwichtigungsformel: „Keine Angst, wir machen *auch* ein Buch“. So wird sich dann am Ende begrifflich und konzeptionell das Verhältnis umgekehrt haben: Der Weg führt vom elektronischen „Anhängsel“ des Buches über die „doppelte Erscheinungsform“ zum Buch als „temporärem Output“ der digitalen Edition. Umgekehrt hat sich dann aber auch, was eigentlich die Edition selbst ist: das Buch oder doch die digitalen Daten dahinter.

*Die Hybridedition als Editionsparadigma?* In die Gruppe der Hybrideditionen fallen solche digitalen Editionsformen, die in einer solchen Weise in verschiedenen Medien präsentiert werden, dass es zu einer inhaltlichen und konzeptionellen Rollenverteilung kommt. Ein gedrucktes Buch mit beigelegter CD-ROM ist dann keine Hybride-

---

<sup>219</sup> Diesen Übergang markiert z.B. Schneider, Neuprofilierung eines Autors (2004), S. 141: „Die entstehende Gesamtausgabe wird als Hybrid-Ausgabe vollständig im Internet publiziert, darüber hinaus werden einzelne Texte als CD-ROM erscheinen sowie in Teilen auch als Buchausgabe konzipiert, um die jeweiligen Vorteile der unterschiedlichen Medien auszuschöpfen. Die Basis der Edition bildet grundsätzlich die Internet-Ausgabe, die auch als Arbeitsforum für die Bearbeiterinnen und Bearbeiter dient.“

<sup>220</sup> Kropač, Quellenbanken (1989), S. 260 hatte diesen konzeptionellen Stand schon in den 1980er Jahren erreicht und als Grundprinzip formuliert: „Die gedruckte Edition ist *ein* möglicher Output des Informationssystems neben der inhaltlichen Erschließung unterschiedlichster Sachverhalte in unterschiedlichsten Abstraktionsgraden“. In den frühen 1990ern äußerten dann Hoffmann / Jörgensen, Computer-Edition (1993), S. 220 die Vermutung, dass angesichts umfassender elektronischer Editionen, die über die Buch-Editionen hinausgehen würden, „die Edition in Buchform nur noch eine mögliche Teilform einer Edition sein“ wird.

dition im engeren Sinne, wenn die CD nur den gleichen Inhalt in der gleichen Form (als digitale Druckseite z.B.) bietet wie das Buch. Auch eine Edition, die im Internet auf der Basis von HTML veröffentlicht ist und zugleich mit der selben Technik als CD-ROM angeboten wird, ist streng genommen keine Hybrid-Edition. Entscheidend ist, dass bestimmte Medien die Inhalte und die konzeptionelle Haltung zur Edition beeinflussen. Die Hybridedition ist dann ein Editionsparadigma, wenn sich aus dem Nebeneinander von Zielmedien auch ein Nebeneinander von Editions Konzepten ergibt. Wenn z.B. der digitalen Fassung ein dokumentnahes Editionsverständnis (mit Faksimiles, genauer Transkription, variabler Textkonstitution etc.) und der analogen Fassung ein idealisierendes Editionsverständnis (mit konstituiertem kritischen Text) zugrunde gelegt wird.<sup>221</sup>

Dabei ist klar, dass die Edition wegen der veränderten Arbeitsbedingungen und der Vorgängigkeit der weit ausgreifenden editorischen Arbeitsschritte vor der Konstitution eines Zieltextes zunächst im Digitalen erarbeitet wird und deshalb auch den weiteren und eher dokumentorientierten digitalen Konzepten folgen muss.<sup>222</sup> Jörg Dieter fasst zusammen:

„Hybrid-Editionen werden oft gepriesen als eine Lösung, die die Vorteile von elektronischen Editionen und Bucheditionen miteinander verbindet.“<sup>223</sup>

Dies ist meiner Meinung nach ein Trugschluss. Solange für beide Medien konzipiert wird, werden in aller Regel die Probleme der Buchedition mit in die elektronische Edition hinübergeschleift. Die wirklichen Vorteile elektronischer Editionen, die tatsächlich helfen können, einige der Kernprobleme der Editions wissenschaft in den Griff zu bekommen, kommen erst zum Tragen, wenn konsequent für das neue Medium konzipiert wird.“<sup>224</sup>

In der Hybridedition stehen die Medien in einer Konkurrenz zueinander, in der immer wieder ausgelotet werden muss, welche Medien für welche Inhalte am

---

<sup>221</sup> Ein schönes Beispiel für diese Rollenverteilung bildet „Ulrich von Zatzikhoven – Lanzelet“, hg. von Florian Kragl, Berlin New York 2006 (siehe die Verlagsseite unter <<http://www.degruyter.de/rs/bookSingle.cfm?id=IS-9783110189360-1&l=D>>). Hier bildet die Druckfassung den traditionellen Ansatz ab, indem sie den konstituierten Text (Lesetext) und eine Übersetzung bietet, während die beigelegte CD-ROM Abbildungen der Überlieferungsträger und exakte Handschriftentranskriptionen enthält.

<sup>222</sup> In diesem Sinne betont auch Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002), Absatz „The attitude towards ...“ immer wieder, dass zwar die gedruckte Gesamtausgabe die Krönung der Edition des Nachlasses von Ludwig Wittgenstein wäre, dass aber eine solche Druckausgabe gar nicht anders als auf der Grundlage genauester elektronischer Transkriptionen gewonnen werden könnte, weil man das medienbedingt allzu simple und primitive Textverständnis des Drucks nicht zum Paradigma der Transkription machen könne und weil erst ein auf das Genaueste transkribierter und intensiv ausgezeichneter Text die Grundlage für vernünftige Überlegungen bieten würde, was für ein „edierter Text“ denn schließlich aus ihm zu machen wäre.

<sup>223</sup> „Vgl. Kamzelak [Edition und EDV] 2000: S. 78“.

<sup>224</sup> Dieter, *Historisch-Kritische Edition* (2002), S. 20.

besten geeignet sind, welche Medien in welchen Gebrauchssituationen welche Nutzerbedürfnisse befriedigen können und welche Medien zu welchen methodischen Entscheidungen Anlass geben.<sup>225</sup>

### *Das Markup-Paradigma: SGML und XML*

*Ausgangspunkte.* Der Einsatz von generischem Markup wie SGML oder XML ist eine Antwort auf verschiedene Probleme der bisher beschriebenen Ansätze zu digitalen Editionsformen und der allgemein veränderten Rahmenbedingungen digitaler Erstellung und Publikation von Editionen. Wir hatten gesehen, dass HTML und die WWW-Architektur nicht zuletzt durch ihre Einfachheit dazu geführt hatten, dass die Einstiegsschwelle zur digitalen Editorik deutlich gesenkt worden war. Mit HTML konnten traditionelle Ansätze gut abgebildet werden, bei einer näheren Beschäftigung damit zeigten sich aber oft schon bald enge Grenzen. Bei HTML handelt es sich um einen relativ kleinen Satz an beschreibenden Elementen, die einfache Dokumentstrukturen wiedergeben. HTML als eine eher prozedurale bzw. präsentationale Beschreibungssprache ist aber weder in der Lage, komplexe abstrakte Strukturen adäquat wiederzugeben, noch die spezifischen Bedürfnisse der Editorik zu befriedigen.<sup>226</sup> Von anspruchsvollen digitalen Editionsprojekten wurde deshalb schon früh erkannt, dass man auf der einen Seite spezialisierte Auszeichnungssprachen (Element-Sets) bräuchte,<sup>227</sup> diese aber auf der anderen Seite am besten auf einem Standard für verallgemeinerte (generische), eher deskriptive Meta-Auszeichnungssprachen beruhen sollten.<sup>228</sup> Konzeptionell ging damit unmittelbar

---

<sup>225</sup> In der Medienkonkurrenz können auch ökonomische Aspekte eine Rolle spielen. Ist mit einer medialen Präsentation eine ökonomische Verwertung verbunden, dann zieht das die anderen Formen mit in diesen Bereich. Digitale Editionsfassungen werden den Büchern als CD-ROMs beigegeben und nicht im Internet frei zur Verfügung gestellt, *wenn* die Edition *auch* als Buch vertrieben wird. Die Online-Edition des Teppichs von Bayeux durch Martin K. Foy ist in dem Moment aus dem Netz genommen worden, in dem sie kommerziell als CD-ROM angeboten wurde; der Herausgeber dazu: „The CD-ROM edition supersedes the on-line prototype. It is with some sadness that I must announce that, after four years of operation, the on-line prototype of my Digital Edition of the Bayeux Tapestry has ended“ (<http://www.sd-editions.com/bayeux/baytext.htm>).

<sup>226</sup> Die Kritik an HTML ausdrücklich z.B. bei Ansani, *Diplomatica* (2000), S. 369: HTML sei eher prozedural als deskriptiv oder explikativ, eher typografisch orientiert als inhaltlich und böte nur eine Form des Verweises.

<sup>227</sup> Zu den Projekten, die Markup-ähnliche Datenstrukturen entwickelten, ohne direkt SGML oder XML zu benutzen, gehören die Grazer „Integrierte Computergestützte Edition“ (ICE), die auf dem kleio-Datenbanksystem basierte oder das „Progetto Maurolico“, das seine Grunddaten in einem eigenen Dialekt „Mauro-TeX“ (einer LaTeX-Anwendung) organisierte, der einer Auszeichnungssprache ähnelt (siehe hierzu Mascellani, *Il Mauro-TeX* (2002)). Zu diesen Projekten gehören aber auch jene, die z.B. TUSTEP benutzten.

<sup>228</sup> Siehe hier z.B. Cover / Robinson, *Encoding Textual Criticism* (1995), S. 124, die den Bedarf an inhaltlicher statt typografischer Codierung in der Editorik beschreiben.

die Vorstellung einer Trennung zwischen den „Daten“ im Hintergrund und ihrer Präsentation – dann durchaus wieder in HTML – einher.

Mit dieser Aufspaltung konnten komplexe Editionen mit differenzierten intellektuellen Zugriffs- und Analysemöglichkeiten auf der Datenebene geschaffen werden, die dann nur für die Präsentation in bestimmten Systemen auf eine einfachere Form heruntergebrochen werden mussten. Damit hatte man aber auch eine Antwort auf ein anderes Problem der digitalen Publikationsmedien. Diese waren in den ersten Jahren und sind immer noch von einem raschen Wandel der technischen Ausdrucksmöglichkeiten auf der einen und den etablierten und als gängig akzeptierten strukturellen und visuellen Ausdrucksformen auf der anderen Seite geprägt. Mit der Verwendung von Datenstrukturen jenseits der Präsentation konnte man sich von der Instabilität der gerade gängigen Ausdrucksmuster befreien. Zugleich hatte man damit eine allgemeingültige Datengrundlage auch für hybrid zu publizierende Ausgaben.

Auf diese Weise konnte auch die Frage der langfristigen Nutzbarkeit angegangen werden. Wenn die eigentlichen editorischen Daten in einem „anwendungsneutralen Format“ vorlagen und zugleich auf allgemeinen, weit verbreiteten Standards (wie SGML oder XML) beruhten, dann war sichergestellt, dass die Daten auch in Zukunft benutzbar sein würden, zwischen Projekten ausgetauscht werden und in allgemeinere Systeme der Analyse oder Publikation eingespeist werden könnten.

*Generisches Markup als Standard-Lösung.* In der digitalen Editorik wurde schnell erkannt, dass man mit dem Einsatz von SGML komplexe, hoch abstrahierte, von der Publikation unabhängige und langlebige Editionen würde schaffen können.<sup>229</sup> Trotz der schlechten Unterstützung durch spezielle Software begannen bereits in den 1980er und frühen 1990er Jahren etliche Projekte damit, ihre Daten in SGML zu codieren. Seit der Verabschiedung von XML als W3C-Empfehlung im Jahre 1998 hat diese – im Vergleich zu SGML vereinfachte – Metasprache sich auch in der digitalen Editorik relativ weit durchgesetzt. Insbesondere für umfangreichere, anspruchsvolle Projekte ist der Einsatz von XML derzeit die Standardlösung. Dazu trägt nicht nur bei, dass XML zugleich einfach, ausdrucksmächtig und dokumentorientiert ist, sondern auch, dass man es hier mit einem allgemeinen technischen Standard zu tun hat, der so etabliert und weit verbreitet ist, dass bereits jetzt zahlreiche Software-Werkzeuge zur Verfügung stehen und eine nachhaltige Unterstützung auch in Zukunft zu erwarten ist. Als weiteres Argument kommt hinzu, dass auf der standardisierten Metasprache XML die Guidelines der TEI aufbauen, die wiederum einen allgemeinen Standard für die editorische Auszeichnung elektronischer Dokumente darstellen. Die TEI-Richtlinien haben zwar eine gewisse Schiefelage zugunsten einer philologi-

---

<sup>229</sup> Für manche erschien SGML schon 1995 als Selbstverständlichkeit: „an electronic edition which did not use SGML would be a foolish undertaking“ – Barwell, *Electronic Editions* (1995), S. 81.

schen und linguistischen Perspektive,<sup>230</sup> werden aber bei Editionen aller Disziplinen zunächst als natürlicher Ausgangspunkt akzeptiert. Angesichts spezieller Materialtypen, Überlieferungslagen oder Forschungsinteressen sind die TEI-Guidelines oft nicht hinreichend und werden durch lokal definierte Elemente erweitert. Damit sind die Daten solcher Projekte zwar nicht mehr gänzlich standardkonform, als XML aber immer noch in einem voraussichtlich langfristig gut benutzbaren technischen Format. Mit den Richtlinien der TEI befasst sich aus texttheoretischer Sicht und hinsichtlich ihrer Eignung als universeller editorischer Beschreibungssprache ausführlicher Kapitel 3.4 in Teil Drei dieser Arbeit.

Da der Einsatz von XML als allgemeiner Datenbeschreibungssprache heute die Standardlösung für digitale Editionsprojekte ist, behandeln auch die weiter unten folgenden Kapitel zu theoretischen und praktischen Aspekten digitaler Editorik implizit das Auszeichnungssprachenparadigma, dessen mögliche Nachfolger heute noch nicht in Sicht sind. An dieser Stelle reichen daher einige knappe Anmerkungen zur Einordnung der XML-Editionen in die Evolution der digitalen Editorik.

*Inhalt und Form?* Der Einsatz von Computern führt zu einer Abstraktion von Informationen in „Daten“. Digitale Daten sind nicht per se eine Form der medialen Präsentation. Insbesondere in der Frühzeit des Computereinsatzes waren die Daten (auf Lochkarten gestanzt, in Datenbanken gespeichert, für analytische Werkzeuge aufbereitet, als Grunddaten zur späteren Erarbeitung von Druckvorstufen organisiert) strikt von der Publikation getrennt.<sup>231</sup> Das Potenzial für multiple, auch digitale Präsentationsformen war hier zwar schon angelegt,<sup>232</sup> erst mit dem Internet und HTML wurde „der Computer“ dann aber von der Rechenmaschine zum Massen-

---

<sup>230</sup> Es wiederholt sich damit die Geschichte der traditionellen kritischen Edition, wie sie in Teil Eins dieser Arbeit beschrieben worden ist: Die methodologische Führerschaft in der Editorik liegt bei den Philologen und wird in anderen Disziplinen eher adaptiert, als für die eigenen Bedürfnisse autonom entwickelt.

<sup>231</sup> Sehr aufschlussreich sind hier auch die Selbstbeobachtungen aus den frühen digitalen Editionsprojekten. Die Trennung von Inhalt und Form und die potenziell multiplen Ausgabeformen wurden hier durchaus gesehen. Bereits für Datenbankeditionen erkennt Luehrs, *Verwirklichung* (1994), S. 163 den wesentlichen Unterschied zu gedruckten Editionen darin, dass erstere in verschiedenen Ausformungen daherkommen: „Der vordergründigste Unterschied zwischen einer ‚herkömmlichen‘ Edition im Print-Bereich und der elektronischen Aufbereitung eines Schriftenkorpus für den PC besteht im Fall der Musil-Edition in der zunächst verblüffenden Möglichkeit, identisches Material auf zwei verschiedene Arten, d.h. innerhalb zweier grundsätzlich verschiedener Programme zu lesen und zu bearbeiten“ – ihm ist das allerdings noch kein mediales Prinzip, sondern nur der „gewissen Vorzeitigkeit“ des Projekts, d.h. „fehlenden technischen und editorischen Standards und Erwartungshaltungen“ geschuldet. Er sieht die Variabilität der Präsentation damit noch nicht als Ziel, sondern als ein Problem des Übergangs.

<sup>232</sup> Grundsätzlich können alle Editionen, die auf digitalen Daten beruhen, auch für digitale Medien aufbereitet werden. Exemplarisch ließe sich dies für eine der wirkmächtigsten Editionen der letzten 30 Jahre, nämlich Hans-Walter Gablers Ausgabe von Joyces *Ulysses* zeigen. Diese beruhte auf TUSTEP-Daten, die eigentlich mit dem ausschließlichen Ziel der Druckausgabe angelegt worden waren. Es zeigt sich nun aber, dass sie auch in XML überführt und dann leicht in eine digitale Präsentationsform



medium – zugleich als *Mediengenerator* und als *Präsentationsoberfläche*. Mit den generischen Auszeichnungssprachen wurden beide Aspekte auch auf der Datenebene wieder zusammengeführt. Hier hatte man nun zwar abstrakte, inhaltsorientierte Daten, diese konnten aber unmittelbar in digitale Medien überführt werden. Im Vergleich zu HTML als Präsentationsparadigma folgen XML-Editionen wieder mehr einem Inhaltsparadigma, allerdings auf eine Weise, die verschiedene digitale (oder analoge) Präsentationsformen sehr leicht macht. Die dabei weit verbreitete Rede von (der Trennung) von „Inhalt“ und „Form“ soll hier zunächst noch unkritisch aufgegriffen bleiben. Eine differenziertere Diskussion folgt in Kapitel 2.2.1 und – was die Möglichkeiten und Grenzen von generischen Auszeichnungssprachen als verallgemeinernder Datenstruktur betrifft – in Kapitel 3.2.3.

Wie bereits angedeutet ist die Inhalt-Form-Trennung hinsichtlich der Publikation eine Antwort sowohl auf die Vorzüge als auch die Probleme digitaler Medien. Die Unbestimmtheit der Daten gegenüber ihrer Präsentation ermöglicht nicht nur hybride Ausgaben,<sup>233</sup> die Anpassung an die verschiedenen Erwartungshaltungen an eine digitale Publikation<sup>234</sup> und die rasche Bereitstellung von Ergebnissen vor der endgültigen Veröffentlichung eines editorischen Gesamtprojekts. Sie unterstützt mit dieser Entkoppelung auch die langfristige Nutzbarkeit der Daten, die nun allgemeinen Standards folgen können, ohne auf die langsamen (Übergang vom Buch zu Online-Publikationen) oder schnellen (Ausdrucksmuster in Online-Publikationen) Wandlungen der Publikationsformen Rücksicht nehmen zu müssen. Auf diese Weise können dann auch die hohen Erarbeitungskosten gegenüber den u.U. kurzlebigen Ausgabeformen abgesichert werden.<sup>235</sup>

Der Begriff der „Einfachheit“, z.B. der Erstellung und weiteren Verarbeitung von digitalen Editionen mit generischem Markup ist vor allem systematisch zu verstehen: Markup steht einer abstrahierenden, inhaltsorientierten Beschreibung von editorischen Materialien nahe, zugleich aber auch prominenten Publikationsformen wie einer HTML-Ausgabe im WWW. Dabei handelt es sich bei der Generierung von Ausgabeformen um „einfache“ Transformationen, während auf der Daten- oder

---

gebracht werden könnten. Siehe hierzu auch Gabler, *For Ulysses* (2002) und Gabler, *Towards an Electronic Edition* (2000).

<sup>233</sup> Die Druckausgabe ist ein mögliches Produkt der gesammelten Daten. Auch wenn dies früher – im Paradigma der Erstellung elektronischer Druckvorstufen – genau anders herum gesehen werden konnte: „Idealerweise sollte also die elektronische Publikation ohne neuerliche Handeingriffe, quasi als ‚Abfallprodukt‘ entstehen.“ – Ott, *Überlegungen* (1997), S. 209.

<sup>234</sup> Dabei ist der Begriff „verschieden“ nicht nur diachron, sondern auch synchron zu verstehen. In der Diskussion um die Publikationsformen wurde in der Vergangenheit weniger das Problem der eigentlich beständig notwendigen „relaunches“ thematisiert als vielmehr die verschiedenen Formen für unterschiedliche Nutzungsszenarien (z.B. Leseausgabe vs. analytisches Werkzeug).

<sup>235</sup> Auf diesen Aspekt verweist z.B. bereits Ott, *Überlegungen* (1997), S. 209, wenn er fordert: „Die Daten sollten nach Abschluß der editorischen Arbeiten in einer anwendungsneutralen Form vorliegen [... – ...] so kann der Kurzlebigkeit der elektronischen Produkte begegnet werden.“

„Code“-Ebene die Beschreibung der Phänomene immer menschenlesbar und relativ intuitiv bleibt.<sup>236</sup> Auf der anderen Seite bedeutet diese „Einfachheit“ nicht unbedingt eine Vereinfachung der editorischen Arbeiten. Mit dem Übergang zu insbesondere SGML, dann auch noch zu XML war vielmehr eine Zunahme an Komplexität und Arbeitsaufwand verbunden.

*Technische Hürden und Umsetzungsaufwand.* Insbesondere die Arbeit mit SGML stellte Editionsprojekte vor große Herausforderungen. Hier musste man sich nicht nur auf ein hohes abstraktes technisches Niveau begeben, man fand sich dabei zunächst auch von keiner allgemeinen Software unterstützt. Nicht nur die ersten Pionierprojekte, sondern eigentlich fast alle SGML-Anwender waren gezwungen, sich ihre technische Infrastruktur zur Erstellung und Verarbeitung der Daten mehr oder weniger selbst zu schaffen.<sup>237</sup> Diese Situation hat sich seit der Etablierung von XML durch leistungsstarke Editoren und die Softwareunterstützung der neuen flankierenden X-Standards zur weiteren Verarbeitung ausgezeichneten Daten verbessert. Umfassende Softwarepakete, mit denen anspruchsvolle TEI-konforme Editionen aber nicht nur erstellt, sondern anschließend auch direkt publiziert werden könnten, fehlen aber immer noch.<sup>238</sup>

Die Trennung von Inhalt und Form führt ohne Zweifel zu einer Verkomplizierung der Editionsarbeiten und zu einer Erhöhung des Aufwandes. In diesem Paradigma wird eine intensive und differenzierte Betrachtung der Inhalte nahegelegt, die zunächst von den Fragen der Publikation und Präsentation unabhängig ist. Sind die Inhalte dann mühsam aufbereitet, ist für die Veröffentlichung erst einmal noch nichts gewonnen. Hier ist man dann nicht nur gezwungen, nach eigenen Lösungen für die Transformation in digitale Ausgabeformen zu suchen, sondern muss die Inhalte und Strukturen unter Umständen auch wieder auf die schwächeren Ausdrucksmöglichkeiten des Zielmediums herunterbrechen.<sup>239</sup>

---

<sup>236</sup> Dies ist eines der Grundprinzipien generischer Auszeichnungssprachen: da sie strikt im ASCII- oder Unicode-Zeichenraum bleiben, von Softwaresystemen zunächst komplett unabhängig sind und den Aufbau komplexer Datenstrukturen durch „sprechende“ Elemente erlauben, sind die Daten selbst auf der Codeebene ohne besondere Kenntnisse der intendierten Strukturen „lesbar“.

<sup>237</sup> Dies hat durchaus auch Kritik hervorgerufen. Leslie, *Electronic Editions* (1993), S. 47f wendet sich grundsätzlich gegen SGML/TEI für elektronische Texte, weil diese überkomplexen, nicht hinreichend von Software unterstützten Ansätze nur verhindern würden, dass schnell große Materialmengen verfügbar gemacht werden könnten.

<sup>238</sup> Der Ruf nach umfassenden Software-Werkzeugen für eine an generischem Markup orientierte Editorik ist so alt wie das Markup selbst. Zu den frühen Überlegungen zu den Leistungsmerkmalen solcher Programme siehe z.B. Greenstein, *Speaking with one Voice* (1995), S. 147.

<sup>239</sup> Exemplarisch ist hier z.B. die „Bergen Electronic Edition“ (BEE) zu Wittgensteins Nachlass. Zur Erstellung der Edition war mit „MECS“ („A Multi-Element Code System“) ein Auszeichnungsschema entwickelt worden, dass sogar über die Möglichkeiten von SGML noch hinausging. Zur Publikation der Edition wurden die Daten dann aber in das „Folio Flat File“-Format konvertiert, um eine CD-ROM mit „Folio Views“ als Anzeigesoftware produzieren zu können. Siehe hierzu z.B. Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002). Zu MECS siehe vor allem Huitfeldt, *MECS* (1992). Die BEE ist „Wittgenstein’s

*Architekturen.* Inzwischen stehen gute allgemeine XML-Editoren zur Verfügung. Es fehlt allerdings an spezialisierten Werkzeugen, die Editoren bei ihren spezifischen Arbeitsprozessen unterstützen würden. Noch schlechter stellt sich die Situation auf der Verarbeitungsseite dar. Nicht zuletzt wegen der Komplexität der TEI-Richtlinien und der häufigen lokalen Erweiterungen zu diesen Richtlinien gibt es nach wie vor keine allgemeine Software zur Präsentation von XML-Editionen oder zur Umwandlung von XML-Editionsdaten in gängige Präsentationsformen. In den 1990er Jahren haben viele Editionen ihre Grunddaten (in SGML oder XML) schließlich so umgeformt, dass sie mit Anzeigeprogrammen dargestellt werden konnten, die inzwischen schon fast alle wieder vom Markt verschwunden sind.<sup>240</sup> In den letzten Jahren geht der Trend dahin, die Grunddaten entweder in einer Datenbank oder einfach auf einem Server abzulegen und dann dynamisch oder statisch HTML-Ausgaben für das WWW, vereinzelt aber auch für CD-ROM-Ausgaben zu erzeugen.

*Methodische Konsequenzen.* Als derzeit vorherrschendes Paradigma fallen die methodischen Aspekte des Einsatzes generischer Auszeichnungssprachen mit der allgemeinen Methodendiskussion digitaler Editionsformen zusammen. Hier sind deshalb nur wenige Kernaspekte kurz anzusprechen. Der Einsatz von SGML und XML ermöglichte eine weitere Präzisierung und Professionalisierung der editorischen (Vor-)Arbeiten. Mit generischem Markup können Beschreibungssprachen entwickelt werden, die eine an Strukturen, visuellen (kodikologischen, bibliografischen, paläografischen, typografischen) Befunden und inhaltlichen Deutungen orientierte Verzeichnung erlauben, die sehr viel genauer und ausdrucksmächtiger ist, als dies in anderen Technologien und Arbeitsweisen möglich wäre. Erfahrungsberichte aus der digitalen Editorik weisen darauf hin, dass der Einsatz von Markup den systematisierenden und abstrahierenden Blick für Textstrukturen und Textphänomene schärft, weil Markup nicht nur eine detaillierte Verzeichnung aller möglichen Befunde ermöglicht, sondern eine relativ präzise Vorstellung davon voraussetzt, was in der Edition eigentlich wahrgenommen und recodiert werden soll.<sup>241</sup> Markup zwingt zur Offenlegung impliziter Annahmen, die in einem Modell der zu edierenden Texte/Dokumente explizit gemacht werden müssen.

---

*Nachlass.* The Bergen Electronic Edition“, Oxford 1998 und 2000, ISBN 0-19-268243-1 und 0-19-268673-9. Das Problem der Konversion für allgemeine Anzeigeprogramme mit eigenem proprietärem Format diskutiert für ein anderes Beispiel auch Will, *Der elektronische Drache* (2002).

<sup>240</sup> Hierzu gehört vor allem „Dyna-Web“, ein SGML-Browser oder das weniger weit verbreitete „Panorama“ (von SoftQuad). „Folio Views“ war dagegen als Software für CD-ROM-Ausgaben noch lange weit verbreitet. Mit DynaWeb wurden z.B. einige Projekte der „Model Edition Partnership“, „The William Elliot Griffis Collection“ und der „Thesaurus musicarum italicarum (TMI)“ veröffentlicht. Folio Views wird verwendet bei „Der junge Gothe in seiner Zeit“ und laut Ankündigung in Zukunft auch für „Robert Musil, Kommentierte Digitale Gesamtedition“.

<sup>241</sup> Siehe z.B. McGann, *Rethinking Textuality* (2000).

Textauszeichnung erlaubt – insbesondere unter dem Aspekt der Loslösung von vorgestellten Publikationsformen – die Befundcodierung auf einer dokumentnahen Ebene. Sie legt nahe, zunächst von den Dokumenten selbst auszugehen und die Prozesse der historischen oder philologischen Kritik, sowie die Herstellung eines endgültigen kritischen Textes als getrennte und nachfolgende Schritte aufzufassen.<sup>242</sup> Viele anspruchsvolle Projekte sind deshalb, von der Konzentration auf eine möglichst detaillierte Verzeichnung aller möglichen Dokumentbefunde und von der Modellierung der Textstrukturen in der verfügbaren Überlieferung geprägt.<sup>243</sup> Damit kann eine Verschiebung in der Gewichtung editorischer Tätigkeiten einhergehen: Die Grundtranskription wird aufgewertet, die darauf aufbauende (Text-)Kritik und Textkonstitution erscheinen als davon unabhängige weitere Schritte; die Textkonstitution verliert ihre exklusive Vorherrschaft im editorischen Prozess, weil ihr Charakter eines qualifizierten Lesevorschlages offensichtlich wird.

Wenn aber die Überlieferung in Form genauer Transkriptionen gegenüber dem abstrahierten kritischen Text einen neuen Stellenwert gewinnt, dann erscheint z.B. auch textuelle Varianz in einem anderen Licht. In der traditionellen Edition wurde die Varianz vom Editor vom kritisch konstituierten Text ausgehend „beschrieben“. Der Variantenapparat war im Grunde ein Editortext. Auch das Phänomen der Varianz wird nun in den Bereich der Grundtranskription, der Modellierung und algorithmischen Verarbeitung verlagert. Textvarianz kann, wenn sie in quellennahen Transkriptionen genau protokolliert und in einem abstrakten Modell gefasst ist, zur automatischen Herstellung von Apparaten zu einem Leittext führen. Sie kann aber auch zu neuen Formen synoptischer Darstellung eher gleichberechtigter Textfassungen führen. Die Aufgaben des kritischen Editors liegen nun nicht mehr in der stellenweisen Sichtung der Dokumente und der Entscheidung über den jeweils vorzuziehenden Text und die jeweils zu verzeichnende Varianz, sondern im modellierenden Design einer allgemeinen und abstrakten Struktur, mit der die Phänomene der Überlieferung und ihre Zusammenhänge systematisch gefasst werden können. Für diese allgemeine Dokument- und Überlieferungsmodellierung stellen generische Auszeichnungssprachen das bisher beste Werkzeug zur Verfügung. Die Grenzen der Allgemeinheit von Markup werden in Kapitel 3.2.3 genauer diskutiert.

---

<sup>242</sup> So bereits frühzeitig Huitfeldt, *Toward a Machine-Readable Version* (1994), S. 40 oder Robinson, ... *but what kind* (1996).

<sup>243</sup> Auch hier ist wieder auf Projekte wie die zu „Wittgenstein’s Nachlass“, zu den „Canterbury Tales“ oder zum „Electronic Beowulf“ hinzuweisen, die allesamt die eigentliche wissenschaftliche Herausforderung in der genauen Transkription gesehen und sich für textkritische Operationen und Entscheidungen dann schon fast nicht mehr zuständig gefühlt haben.

### 2.1.3 Träger und Akteure

Mit den technischen Rahmenbedingungen ändern sich nicht nur die medialen Bedingungen und die Methoden, sondern auch die Rollen der verschiedenen Akteure. Wo kommen die Editionen her? Wer erarbeitet sie? Von wem werden sie publiziert?

#### *Editionen als Projektarbeit*

Die „kleinen“ Projekte. Digitale Editionen bilden neben den etablierten Formen einen „neuen Arbeitsbereich“. Es kann deshalb nicht überraschen, dass die meisten Arbeiten in diesem Bereich in Form von expliziten „Projekten“ und nicht im Rahmen dauerhafter, institutionalisierter Forschung geleistet werden. Der größte Teil dieser „Projekte“ wiederum sind „kleinere Projekte“, getragen von einzelnen Forschern, ggf. ergänzt von einigen unterstützenden Kräften, mit denen Teams von zwei bis fünf Personen gebildet werden. Viele dieser Projekte kommen ganz ohne explizite finanzielle Unterstützung aus, manche haben eine Drittmittelfinanzierung oder werden indirekt durch „institutionelle Bordmittel“, Stipendien oder andere personenbezogene Leistungen möglich gemacht. Ihren Ausgangspunkt haben sie in der Regel in den inhaltlichen oder methodischen Fragestellungen eines Wissenschaftlers. Die notwendigen konzeptionellen und technischen Fertigkeiten werden in der Regel durch die Zusammenarbeit mit IT-Spezialisten von außen geholt oder – das ist ebenfalls sehr häufig – im Projektverlauf selbst erworben und entwickelt.

Die „kleineren Projekte“ sind häufig ausdrücklich experimentell und von großer methodischer Offenheit. Sie leisten damit theoretisch starke Beiträge zur allgemeinen Methodenbildung und sind auch auf der technischen Seite oft äußerst innovativ, indem sie die Möglichkeiten neuer Technologien für den Einsatz in der Editorik ausloten und teilweise sogar erweitern. Ihre Wirkung lässt auf der anderen Seite aber häufig zu Wünschen übrig, weil ihre Sichtbarkeit aus verschiedenen Gründen heraus gering bleibt:

- Viele Projekte aus diesem Bereich werden nicht vollendet, sondern bleiben in einem konzeptionellen oder prototypischen Stadium stecken.
- Als stark methodenorientierte Arbeiten bleiben sie in ihren jeweiligen Fachkontexten unbeachtet.
- Eine allgemeine fachübergreifende Editorik hat sich nicht ausgebildet, so dass sie auch darüber nicht prominent sichtbar gemacht werden können.

Dabei spielt es erstaunlicherweise auch keine Rolle, dass die großen Texttheoretiker unserer Zeit schon recht früh erkannt haben, welche Bedeutung die Entwicklung digitaler Editionsformen für die Konstitution und den wissenschaftlichen Umgang

mit den überlieferten Texten hat.<sup>244</sup> Ebenso wirkungsschwach ist daneben der Ansatz der „teaching resources“ geblieben, mit denen akademisches Personal die für seine Lehre relevanten Texte selbst in digitale Editionsformen zu überführen versucht hat.<sup>245</sup>

In den meisten Fällen ist es bei Ansätzen geblieben, die aber oft ganz bewusst den Charakter von Vorstudien, Prototypen und Demonstrationsobjekten für bestimmte methodische und theoretische Haltungen hatten.<sup>246</sup> Häufig ging es den Trägern solcher kleinen Projekte gar nicht darum, schnell große Materialmengen zu edieren und verfügbar zu machen, sondern eher darum, explorativ und manchmal fast spielerisch neue Wege auszuloten und mit Machbarkeitsstudien aufzuzeigen, dass sich ein daran anschließbares größeres Projekt realisieren ließe.

In den letzten 15 Jahren sind zahlreiche solcher Projekte gestartet worden, die dann nach einigen Jahren „versandeten“, irgendwann abgebrochen und verlassen wurden und teilweise schon gar nicht mehr im Internet auffindbar sind.<sup>247</sup> Dies liegt zum Teil daran, dass sie häufig von jüngeren Wissenschaftlern gestartet wurden, deren institutionelle Anbindung und finanzielle Absicherung starken Schwankungen unterworfen ist, die sich in Qualifikationsphasen befinden und mittelfristig nicht die zeitlichen und finanziellen Ressourcen finden, um die Modellprojekte schließlich vollständig umsetzen zu können.

Dies verringert nicht ihren großen Wert für die Weiterentwicklung von Konzepten und Methoden in der Editorik. Von den ausdrücklichen Vorstudien und Prototypen abgesehen, die den selbst definierten Zweck auch ohne inhaltliche Vollständigkeit schon erreichen, sind auch viele der durch äußere Umstände zugrunde gegangenen Editionsprojekte in Tagungsbänden, Zeitschriftenbeiträgen, Online-Dokumentationen und nicht selten sogar in ganzen monografischen Dissertationen zu digitalen Editions Konzepten festgehalten.<sup>248</sup> Auch wenn es sich dabei zum großen

---

<sup>244</sup> Zu nennen wäre hier nur Bernard Cerquiglini, Jerome McGann, Richard Finneran, David Chesnutt, George Landow, Peter Shillingsburg oder G. Thomas Tanselle. Auf diesen Umstand weist bereits Robinson, ... but what kind (1996), S. 81 hin.

<sup>245</sup> Beispiele hierzu sind „Uncle Tom’s Cabin and American Culture“ von Stephen Railton (Charlottesville, VA), das u.a. einen „interpret mode“ anbietet, „Mark Twain in His Time“ von demselben (ein „interpretive archive“), das „Decameron Web“ unter der Direktion von Michael Papio und Massimo Riva oder das „Willa Cather Archive“ unter der Herausgeberschaft von Andrew Jewell mit einer Sektion „for teachers“.

<sup>246</sup> So ist z.B. dem „Online Chopin Variorum Project“ ganz bewusst eine Pilotstudie vorgeschaltet gewesen.

<sup>247</sup> Siehe z.B. „Con2: An Edition of The Anglo-Saxon Chronicles, 924-983“ (1996) von Craig Branham.

<sup>248</sup> Man vergleiche hierzu z.B. die Abschnitte zur „Digitalen Editionspraxis“ (vielfach Berichte zu laufenden Projekten enthaltend) und zu den (tatsächlich realisierten) „Digitalen Editionen“ im Literaturverzeichnis dieser Arbeit. Die ergiebigste Tagungsserie für Projektberichte zu digitalen Editionen war in den letzten Jahren „Digital Humanities“ (früher: AHC/ALLC-Conference) zu der regelmäßig Tagungsbände mit Abstracts erschienen sind. Im Münchener „Graduiertenkolleg Textkritik“ sind einige Dissertationen entstanden, die theoretisch und methodisch hochstehende Fallstudien zu digitalen Editionen bieten

Teil um eher entlegene Literatur handelt, so sind die in diesen Projekten gemachten Erfahrungen und die dort entwickelten Lösungsansätze nicht für die weitere Forschung verloren.

„Kleinere“ Editionsprojekte scheitern häufig an Unterfinanzierung und personeller Instabilität. Sie scheitern aber auch an technischen Hürden, an einer zu großen Materialmenge und an der manchmal unüberschaubaren und kaum zu bewältigenden Komplexität, die digitale Editionen von ihren traditionellen Vorgängern unterscheiden. Vor diesem Hintergrund ist die eigentlich interessante Frage, auf welche Weise viele kleinere Editionsprojekte doch noch zu einem erfolgreichen Abschluss kommen. Das Erfolgsrezept ist hier zunächst das persönliche Durchhaltevermögen, mit dem selbst bei vervielfachtem Arbeitsaufwand und Zeitverbrauch das ursprüngliche Ziel erreicht werden kann.<sup>249</sup> Eine bessere Realisierungschance haben dann auch Projekte, die sich entweder von Anfang an oder im Laufe der Zeit auf eine überschaubare Materialbasis beschränken, die also einen kleinen Dokumentenbestand oder nur ein einzelnes Werk (und dies dann auch nur für bestimmte Textzeugen) edieren oder – in seltenen Fällen!<sup>250</sup> – ihre methodischen Ansprüche reduzieren. Schließlich kommt die Verfügbarkeit technischer Hilfestellungen hinzu: grundsätzlich sind alle technischen Kenntnisse für eine digitale Edition auch von den Editoren selbst erlernbar, selbst bei den „kleinen“ Projekten werden aber fast immer wenigstens ein oder zwei IT-Spezialisten hinzugezogen, die im besten Fall selbst wieder einen geisteswissenschaftlichen Hintergrund haben um die spezifischen Probleme digitaler Editorik adäquat umsetzen zu können.

Unter diesen Bedingungen ist es durchaus möglich, gute digitale Editionen innerhalb von zwei oder drei Jahren – also im üblichen Rahmen kleiner Drittmittelprojekte oder Qualifikationsarbeiten – zu erstellen,<sup>251</sup> oder aber sehr klein gestartete Vorhaben

---

(Braun-Rau, William Shakespeares ‚King Lear‘ (2004); Malm, *Editing economic history* (2005); Saller, *Ein neues Editions-konzept* (2003); Wolfrum, *Beschreibung der Reiß* (2006)).

<sup>249</sup> Als Fortsetzung traditioneller Editorik wäre dies eigentlich der Normalfall: ein einzelner Wissenschaftler ediert einen kleinen Bestand oder ein Werk und leistet alle Arbeiten von den Vorstudien über die Materialbeschaffung, die Transkription und Kollation, die Textkritik und Textkonstitution bis hin zur Übergabe einer fertigen Edition an einen Verlag (oder einen institutionellen Webserver). Beispiele hierfür wären die CD-ROMs „Bayeux-Tapestry“ (2002) von Martin K. Foy, „Cædmon’s Hymn: A Multimedia Study, Edition and Archive“ (2005) von Daniel Paul O’Donnell, „Dante: Monarchia“ (2006) von Prue Shaw, „The Destruction of Troy“ (2001) von Hiroyuki Matsumoto und „Geoffrey Chaucer’s Book of the Duchess: a hypertext edition“ (1997) von Murray McGillivray oder die Online-Editionen „The Diary, Correspondence, and Papers of Robert ‚King‘ Carter of Virginia, 1701-1732“ (2000-2007) von Edmund Berkeley Jr. oder „Virginie Loveling: In Oorlogsnoed“ (2005) von Bert van Raemdonck.

<sup>250</sup> Ein Beispiel hierfür wäre das Projekt „Ancrene Wisse Preface“ (1999-2003) von Bella Millett u.a., das nicht nur eine Vorstudie („trial electronic edition“) sein sollte, sondern bewusst auch auf „relatively light mark-up“ setzte, um zu einem realisierbaren Editionsprozess zu kommen (siehe das „Editor’s Preface“ unter <<http://www.tei-c.org.uk/Projects/EETS/AW-front-pref.html>>).

<sup>251</sup> Zu diesen Projekten gehören z.B. „Galileo Galilei’s Notes on Motion - Ms. Gal. 72.“ (1999) von Peter Damerow und Jürgen Renn, das „Auchinleck Manuscript“ (2000-2003), bearbeitet von David Burnley

durch kontinuierliche Beschäftigung und beständige Erweiterungen und Relaunches nicht nur am Leben zu erhalten, sondern immer besser und wertvoller werden zu lassen.<sup>252</sup>

Auch bei diesen zunächst erfolgreichen Editionen ergibt sich aber das Problem der dauerhaften Betreuung, Aktualisierung und Verfügbarkeit. Während sich diese Fragen für traditionelle gedruckte Editionen entweder gar nicht stellten (Betreuung und Aktualisierung) oder durch die Bewahrung in Bibliotheken beantwortet waren (Verfügbarkeit), bilden sie für die digitale Editorik neue Herausforderungen, die noch weitgehend ungelöst sind. Zwar können auch digitale Editionen als abgeschlossene Arbeiten bewahrenden Institutionen wie Bibliotheken und Archiven übergeben werden, die dann für eine dauerhafte Verfügbarkeit sorgen würden; mit technisch komplexen Projekten ist diese „Nehmerseite“ aber in der Regel überfordert,<sup>253</sup> wie auf der „Geberseite“ Editionsprojekte wegen ihrer grundsätzlichen Offenheit meistens auch als permanentes „work in progress“ aufgefasst und eben nicht als „abgeschlossen“ aus der Betreuung entlassen werden können.<sup>254</sup> So bleiben die meisten Editionsunternehmen aus diesem Bereich auf Projektservern, auf denen sie grundsätzlich jederzeit erweitert und erneuert werden könnten. Tatsächlich laufen die Projekte aber fast immer nach einiger Zeit aus, die Bearbeiter wenden sich anderen Aufgaben zu und die Editionen bleiben dann auf dem Stand stehen, der bis zum Ende des Projektes erreicht worden ist.

---

und Alison Wiggins, das „Diary of Robert Graves 1935-39 and ancillary material“ (2002-2003) von Beryl Graves, Chris Petter, Linda R. Roberts, die „Workdiaries of Robert Boyle“ (2004) von Michael Hunter oder die „Journals of the Lewis and Clark Expedition“ (2002-2007) von Gary Dunham und Katherine Walter. Diese Projekte gehören zugleich alle zu den technisch besonders fortschrittlichen Beispielen.

<sup>252</sup> Voraussetzung hierfür ist eine stabile institutionelle Verankerung. Zu diesen „kontinuierlichen“ Projekten gehört z.B. das „Aberdeen Bestiary“ (seit 1995) von Iain Beavan und Michael Arnott, „Alciato's Book of Emblems: The Memorial Web Edition in Latin and English“ (1995 bis mindestens 2005) von William Barker u.a. oder „John Foxe's Book of Martyrs“ (1993-2006) von David Loades.

<sup>253</sup> Die eigentlich oft „zuständigen“ Universitätsbibliotheken unterhalten zwar in der Regel „institutionelle Repositorien“, weigern sich aber meistens schlicht, Materialien anzunehmen und dauerhaft anzubieten, die nicht als einfaches PDF-File daherkommen. Editorische Webprojekte werden zwar meistens auf den (dauerhaften) Serverstrukturen der Universitäten oder ihrer Rechenzentren aufgebaut. Die Verantwortung für die Betreuung, den Betrieb und die dauerhafte Pflege liegt dann aber bei den Projekten und nicht bei den Institutionen (Rechenzentren, Instituten, Universitäten). Eine Ausnahme bilden explizite „digital libraries“ an Universitäten oder Fakultäten. Hier ist eine dauerhafte Bereitstellung gewährleistet, wenn die Editionsprojekte als Eigen- oder Kooperationsprojekte der Bibliothek aufgefasst werden und damit Teil der eigenen Sammlungsbildung werden.

<sup>254</sup> Hier kommt noch hinzu, dass es „aus dem Moment heraus“ keinen Anlass dafür gibt, z.B. ein offenes, dynamisches Webprojekt in die bloße statische Trägerschaft einer Fremdinstitution zu geben, wenn die Frage der Publikation und der öffentlichen Vorhaltung auf der Projektseite bereits gelöst ist. Digitale Online-Editionsprojekte publizieren sich selbst in perfekter Verfügbarkeit, eine „verdoppelte“ institutionelle Publikation scheint auf den ersten Blick überflüssig.



Wie also können kleinere digitale Editionsprojekte dauerhaft erfolgreich sein? Zu den oben genannten Faktoren wie der technischen, methodischen und inhaltlichen Selbstbeschränkung kommen institutionelle Aspekte im weiteren Sinne. Kleinere Editionen können in den dauerhaften Sammlungsaufbau „digitaler Bibliotheken“ einfließen, sie können aber auch Teil umfassenderer und langlebigerer Editionsprojekte sein, die selbst wieder so groß sind, dass sie nicht von kurzfristigem Absterben bedroht sind. Als Teil eines größeren Ganzen können diese kleineren Teilprojekte einige Synergien nutzen, wenn sie z.B. auf bestehende Methodologien aufbauen, Hard- und Software mitnutzen, Programmier- und Designaufgaben nicht selbst wahrnehmen und von der dauerhaften Publikation und besseren Sichtbarkeit etablierter Großprojekte profitieren können.

Wie einfach kleine Editionen unter dem Dach eines zusammenfassenden Netzwerkes realisierbar sind, zeigen sehr schön die „Electronic Editions“ im Fachportal „Romantic Circles“.<sup>255</sup> Hier sind inzwischen über 20 Ausgaben verfügbar, die zwar häufig hinsichtlich ihres Umfangs und hinsichtlich ihres methodischen und technischen Anspruches durchgängig „zurückhaltend“ sind, denen man aber den Anspruch, kritische, wissenschaftlich gesicherte digitale Textausgaben zu bieten, nicht absprechen kann. Die Editionen gehen auf die Arbeit einzelner Wissenschaftler oder kleiner Teams zurück, betreffen meistens nur einzelne Werke, Briefe oder Briefsammlungen und beschränken sich auf HTML-Wiedergaben, oft ohne digitale Bilder der überlieferten Dokumente. Sie bieten aber immer einen konsolidierten, annotierten und zitierfähigen Text mit genauer Angabe der Quellen, wissenschaftlicher Einleitung und oftmals kontextualisierendem Material. Unter dem gemeinsamen Dach der „Romantic Circles“ haben inhaltlich orientierte Wissenschaftler die Möglichkeit, die für sie interessanten Texte selbst zu edieren, ohne sich auch um die Fragen der Publikation kümmern zu müssen. Das Portal stellt nicht nur die Publikationsplattform zur Verfügung, sondern leistet auch im Bereich des Oberflächendesigns Hilfestellungen und gibt einen gewissen methodischen Rahmen vor. Das traditionelle Modell des für sich selbst arbeitenden Forschers, der in seinem Bereich ein ausgewiesener Kenner ist und deshalb auch als Editor eine zuverlässige Textausgabe besorgen kann, wird hier sehr produktiv in den digitalen Bereich überführt. Angesichts der relativ simplen Technik stellt sich zwar die Frage nach der Flexibilität für zukünftige Weiterentwicklungen, als statische digitale Veröffentlichungen stehen sie aber zumindest dem gedruckten Vorgängermodell in nichts nach.

*Die „größeren Projekte“.* In einem anderen Szenario können projektorientierte Editionsarbeiten dann erfolgreich sein, wenn sie in einem Verbund erfolgen, der selbst wieder auf längere Laufzeiten angelegt ist und dadurch die nötige institutionelle Stabilität erreicht. Hier ist dann auch der „lange Atem“ gegeben, der für methodisch

---

<sup>255</sup> Siehe <<http://www.rc.umd.edu/editions/>>.

innovative und anspruchsvolle und dadurch oft technisch aufwendige Arbeiten nötig ist. Als einzelne Module erscheinen dann gesondert aufbereitete Werke oder editorische Teilarbeiten, die aber alle unter einem gemeinsamen Dach stattfinden und für die eine übergreifende Methodologie entwickelt werden kann. Zugleich lohnt hier auch die Entwicklung eigener technischer Lösungen, die dann immer wieder verwendet werden können und für neue Ausgaben ggf. zu erweitern und anzupassen sind. Zur Illustration des Typus der größeren Verbundprojekte und seiner Spielarten sei auf einige dieser Unternehmen hingewiesen:

- Die Grazer „Integrierte Computergestützte Edition“ (ICE)<sup>256</sup> unter der Leitung von Ingo Kropáč ist ein seit den frühen 1990er Jahren laufendes konzeptionell ausgerichtetes Projekt, das seine konkrete Anwendung in der umfangreichen Editionsreihe der „Fontes Civitatis Ratisponensis“ (FCR)<sup>257</sup> gefunden hat. Auf der Basis einer gemeinsamen Methodologie und Technik sind hier zahlreiche historische Quellen zur Reichsstadt Regensburg teils auf CD-ROM und teils im WWW veröffentlicht worden.
- Die „Model Edition Partnership“ erarbeitete in den 1990er Jahren ein übergreifendes Modell für den Bereich des „documentary editing“.<sup>258</sup> Hier wurden gemeinsame Richtlinien für die Textauszeichnung entwickelt und es wurde nach übertragbaren technischen Lösungen gesucht. Eine weitere Institutionalisierung hat es aber nicht gegeben, so dass die beteiligten Projekte nach dem Projektende im Jahr 2000 auf ihre eigenen institutionellen Anbindungen angewiesen blieben.
- Aus dem groß angelegten „Canterbury Tales Projekt“,<sup>259</sup> gestartet 1989 unter der Leitung von Peter Robinson, sind inzwischen nicht nur etliche einzelne Editionen auf CD-ROM erschienen. Die im Projekt entstandene methodische und technische Kompetenz hat darüber hinaus auch zur Entwicklung spezialisierter Software<sup>260</sup> und zur Betreuung „externer“ Vorhaben geführt. Eine weitgehende Institutionalisierung erfolgte im Jahr 2000 durch die Schaffung des Publikations- und Beratungs-Unternehmens „Scholarly Digital Editions“<sup>261</sup> und 2005 durch die Gründung des „Institute for Textual Scholarship and Electronic Editing“ (ITSEE) an der University of Birmingham.

---

<sup>256</sup> Das Trägerprojekt ist in den letzten Jahren etwas stiefmütterlich dokumentiert worden. Siehe zur ICE als theoretischem Background für die FCR <<http://www.fcr-online.com/ice/konzeption/konzept4.htm>> (2000).

<sup>257</sup> Die Startseite von FCR-Online: <<http://www.fcr-online.com/>>.

<sup>258</sup> Siehe die Projektseite unter <<http://adh.sc.edu/>>.

<sup>259</sup> Siehe zum Projekt insgesamt <<http://www.canterburytalesproject.org/>>; dort findet sich auch eine kurze Projektgeschichte. Einen ausführlicheren Bericht liefert Robinson, *The History* (2003).

<sup>260</sup> Hier ist zunächst auf die Kollationssoftware „Collate“, dann aber auch auf die Publikationssoftware „Anastasia“ (<http://anastasia.sourceforge.net/>) hinzuweisen.

<sup>261</sup> Siehe <<http://www.sd-editions.com/>>.

- Spätestens 1991 begann Kevin Kiernan an der University of Kentucky mit seiner digitalen Edition des „Electronic Beowulf“.<sup>262</sup> Im Laufe der Zeit entstand daraus das verallgemeinerte Dachunternehmen „Electronic Facsimiles Texts“.<sup>263</sup> Dieses umfasst u.a. mit „ARCHway“<sup>264</sup> der EPPT (Electronic Production Presentation Technology) und dem „Digital Atheneum“ Projekte zur Software-Entwicklung und weitere Editionen.<sup>265</sup>
- Das „Hypermedia Archive“ zu „the complete writings and pictures of Dante Gabriel Rossetti“ wurde 1992 unter der Leitung von Jerome McGann begonnen und hat inzwischen sein viertes „Installment“, also seine vierte digitale Fassung erreicht. Die im Projekt gewonnenen Erfahrungen werden inzwischen in „NINES“ verallgemeinert, einem Portal für Studien zum 19. Jahrhundert.<sup>266</sup> Dieses basiert auf bzw. integriert mit „IVANHOE“, „Juxta“ und „Collex“ Software, die im Rahmen des Rossetti-Archivs entwickelt wurde.<sup>267</sup>

Etliche größere Projekte haben sich darauf beschränkt, über die Jahre hinweg nur die anfangs gesteckten Ziele zu erreichen<sup>268</sup> oder den einmal erreichten methodischen und technischen Stand dazu zu nutzen, kontinuierlich neue digitale Editionen herauszugeben.<sup>269</sup> Es fällt aber auf, dass einige Projekte eine erhebliche Eigendynamik entwickelt haben und in ihrem weiteren Verlauf dazu übergegangen sind, eigene

<sup>262</sup> Siehe die Dokumentation unter <<http://www.uky.edu/~kiernan/eBeowulf/guide.htm>>.

<sup>263</sup> Siehe <<http://beowulf.engl.uky.edu/~eft/>>.

<sup>264</sup> Der vollständige Titel lautet „Architecture for Research in Computing for the Humanities through collaborative research, teaching, and learning“, siehe <<http://beowulf.engl.uky.edu/~kiernan/ARCHway/entrance.htm>>.

<sup>265</sup> Hierzu gehören Erweiterungen und Neufassungen des ursprünglichen Beowulf-Projekts und eigene weitere Editionen wie „Electronic Boethius – Alfred the Great’s Old English *Consolation Book*“ (<http://beowulf.engl.uky.edu/~kiernan/eBoethius/inlad.htm>).

<sup>266</sup> Siehe zu NINES (Networked Infrastructure for Nineteenth-century Electronic Scholarship) <<http://www.nines.org/>>.

<sup>267</sup> „IVANHOE“ bezeichnet sich selbst als „pädagogische Arbeitsumgebung“ zur Unterstützung der Interpretation von Texten und anderer kultureller Materialien. Es handelt sich dabei um eine Art von Rollen-„Spiel“, mit dem ein kritischer Zugang zu literarischen Texten gefunden werden soll (<http://patacriticism.org/ivanhoe/>). „Juxta“ ist ein Werkzeug zur Kollation von Textzeugen (<http://patacriticism.org/juxta/>). „Collex“ ist eine Software zur Anlage digitaler Sammlungen und Erstellung digitaler Ausstellungen (<http://www.nines.org/tools/collex.html>).

<sup>268</sup> Siehe z.B. „The William Blake Archive“ (1997ff) unter der Herausgeberschaft von Morris Eaves u.a. Für den Erarbeitungszeitraum von zehn Jahren verzeichnet dieses Projekt unter den „Project Participants“ insgesamt 52 Mitarbeiter (<http://www.blakearchive.org/>). Die „Dickinson Electronic Archives“, die seit 1994 von Martha Nell Smith und Lara Vetter entwickelt werden, haben ihre Zielstellung allerdings im Laufe der Jahre immer wieder hinsichtlich ihrer Inhalte (Materialien anderer Autoren, Kontexte und andere „kritische Ressourcen“) und ihres Nutzungsszenarios (die Edition als „teaching resource“) ausgeweitet (<http://www.emilydickinson.org>).

<sup>269</sup> Siehe hierzu z.B. den „Codice Diplomatico della Lombardia medievale“ (<http://cdlm.unipv.it/>), der seit 2000 unter der Leitung von Michele Ansani nicht nur bestehende Editionen digitalisiert, sondern auch Neueditionen in der traditionellen Organisationsform einzelner „Urkundenbücher“ mit jeweils einzel-

Software zu entwickeln, neue Arbeitsfelder zu erschließen und ihre Kompetenzen auch für weitere Editionsprojekte zu nutzen. Dabei ist allerdings zu konstatieren, dass die verschiedenen Software-Lösungen nur in einem bestimmten Rahmen übertragbar waren und sind, weil die konzeptionellen editorischen Rahmenbedingungen so stark divergieren, dass eine allgemeine Anwendbarkeit nicht gegeben ist. Dass diese lang laufenden, größeren digitalen Editionsprojekte den größten methodologischen und technologischen Impetus entwickelt haben, steht dennoch außer Zweifel.

### *Die institutionalisierte Edition*

Dass die Methodenentwicklung und die bisherige Praxis der digitalen Edition zum größten Teil in expliziten Projektkontexten erfolgte, ist nicht selbstverständlich. Man hätte ebenso gut erwarten können, dass die bereits seit Langem bestehenden traditionellen Editionsunternehmen mit ihrer großen Erfahrung, ihrem traditionell äußerst hohen methodischen Anspruch,<sup>270</sup> ihren bereits verfügbaren umfangreichen Arbeitsmaterialien, ihrer stabilen institutionellen Anbindung, ihrer langfristigen Perspektive und ihrer zuverlässigen Finanzierung sehr viel bessere Startbedingungen gehabt hätten, um für ihren jeweiligen Aufgabenbereich inhaltlich zuverlässige und methodisch fortschrittliche digitale Editionen zu entwickeln.

Wirft man aber einen Blick auf die etablierten Großunternehmen der Editorik,<sup>271</sup> so zeigt sich hier unmittelbar das weitgehende Fehlen jeder Form von Neuerung.<sup>272</sup> Die

---

nen Bearbeitern herausgibt, und alles unter einer gemeinsamen Oberfläche zusammenführt. Ein weiteres Beispiel bieten die „Editions en ligne de l'École des chartes (ELEC)“ (<http://elec.enc.sorbonne.fr/>), die thematisch nicht zusammenhängende Ausgaben jeweils unter einem gemeinsamen Auszeichnungsstandard (TEI) und einer gemeinsamen technischen Architektur verfügbar machen.

<sup>270</sup> Vor dem Aufkommen digitaler Arbeitstechniken war die Methodendiskussion der Edition fast ausschließlich über die Praxis der großen Ausgaben gelaufen. Bezeichnend dafür ist auch, dass in der Germanistik die Methodengeschichte der Edition entlang der maßgeblichen Schriftsteller(-Ausgaben) geschrieben wird – siehe den Band „Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editionsgeschichte“, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta, München 2005.

<sup>271</sup> Hierunter fasse ich vor allem langfristig angelegte „Gesamtausgaben“ aus dem philologischen und philosophischen Bereich sowie größere Quelleneditionen aus den Geschichtswissenschaften. Diese sind – zumindest in Deutschland – in relativ großer Zahl vor allem an spezialisierten Universitätsinstituten und den Akademien der Wissenschaften angesiedelt. Ein zusammenfassender und fachübergreifender Katalog noch laufender Editionsprojekte scheint nicht zu bestehen. Bereits ein wenig veraltet sind Übersichten der „Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen“ (AGpHE) aus dem Jahr 2001, siehe <<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/agphe/punkt2.html>>.

<sup>272</sup> Ich widerspreche hier ausdrücklich dem Befund von Robinson, Where we are (2004): „it is now probably impossible to find a single large-scale editorial project in western Europe or America which does not already have, or is not actively preparing, a digital dimension“. Nach meiner Einschätzung hat zumindest unter den deutschen editorischen Großunternehmen nur ein sehr geringer Teil eine digitale Fassung realisiert oder auch nur projektiert. Für den geschichtswissenschaftlichen Bereich bietet sich u.a. die große Reihe der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reichstagsaktenedition zur Einzelfallbetrachtung an. Das Vorwort des ersten Bandes der Reihe (Julius Weiszäcker, Deutsche

Einführung elektronischer Werkzeuge ist häufig nur sehr zögerlich und schleppend erfolgt. Aus der inzwischen weitgehend erfolgten Umstellung auf solche Werkzeuge sind keine weiteren methodischen Konsequenzen gezogen worden. Dabei würde die Verwendung von digitalisierten Materialien (Abbildungen der Dokumente, Referenztexte, Sekundärliteratur) und elektronischen Hilfsmitteln (bibliografische Datenbanken, das Internet als Recherchewerkzeug, Textverarbeitungsprogramme, Satzprogramme etc.) eine allmähliche Öffnung für alternative Publikationsformen und methodische Veränderungen nahelegen. Die insgesamt zu konstatierende Verweigerungshaltung gegenüber zeitgemäßen Formen des Edierens und Publizierens hat vielfältige Gründe:

- Leitungsstellen, wissenschaftliche Beiräte und Entscheidungsgremien sind häufig mit renommierten Wissenschaftlern nahe an oder bereits jenseits der Pensionsgrenze besetzt. Diese stehen digitalen Publikationsformen und technologisch inspirierten Methodendiskussionen in der Regel eher fern und sind deshalb nicht in der Lage zukunftsorientierte Impulse für die Editionsprojekte zu geben.
- Wo „von oben“ keine Veränderungen eingefordert werden, haben auch die Mitarbeiter kaum einen Anreiz, selber auf neue Formen der Edition hinzuwirken, mit denen sie nicht nur ihre Arbeit komplexer und umfangreicher, sondern womöglich auch sich selbst als Störer der althergebrachten Ordnung unbeliebt machen würden.
- Die Editionspläne für langfristige Editionsprojekte sind bereits zu Beginn festgelegt worden. Ein Umschwenken mitten in der Arbeit (z.B. nach Band 10 von 30) kommt für kein Unternehmen in Frage, wenn dies bedeutet, eine geplante Publikationsserie einfach abzubrechen.
- Gegen hybride Weiterführungen oder grundsätzliche Weiterentwicklungen, ausgehend von digitalen Retrokonversionen der bereits erschienenen Bände, wird oft (unbelegt) eine Verweigerung der Verlage vorgeschoben, mit denen Verträge über die Gesamtpublikation, und dabei auch über die Abtretung des Copyrights bestehen würden.
- Da ein Abrücken vom ursprünglichen Plan nicht in Frage kommt und alle digitalen Optionen nur zusätzlich verfolgt werden könnten, müssten dafür neue

---

Reichstagsakten, Abt. 1, Bd. 1, München 1867, S. LX-LXXXIV) war mit seinen Ausführungen zur Editionsmethode einer der meistzitierten Referenzpunkte der historischen Editionspraxis. Die gesamte Reihe hatte damit Vorbildfunktion für viele andere Ausgaben. Heute verfügen die Reichstagsakten noch nicht einmal über eine dokumentierende Online-Präsenz und von Bestrebungen oder auch nur Überlegungen zur methodischen oder medialen Weiterentwicklung ist nichts zu erkennen – obwohl das Gesamtunternehmen immer noch über zahlreiche hauptamtliche Mitarbeiter verfügt und an etliche universitäre Lehrstühle angebunden ist.

Finanzmittel eingeworben und bereitgestellt werden, was in der Regel für nicht realisierbar gehalten wird.<sup>273</sup>

- Digitale Editionsweisen erfordern (wie typografische Editionsweisen) spezialisiertes technisches Know-How. Dieses müsste von den vorhandenen Mitarbeitern, die dazu in der Regel weder Zeit noch Motivation haben, erworben oder von außen eingekauft werden – wofür keine Finanzmittel vorgesehen sind. Potenzielle Mitarbeiter mit einer fachlichen und technischen Doppelqualifikation stehen häufig nicht zur Verfügung.
- Von den fachwissenschaftlich orientierten Editionsmitarbeitern wird die Entwicklung digitaler Editionsformen und die Methodendiskussion dazu kaum rezipiert, da sie sich in scheinbar fachfremden und interdisziplinären Diskursen abspielt.<sup>274</sup> Entsprechend nehmen die meisten Bearbeiter großer Editionsreihen auch nicht aktiv an der Methodendiskussion teil.
- Die bestehende Methodologie wird als ausgereift und in ihren Grundzügen als nicht weiter entwicklungsbedürftig angesehen. Da der traditionelle Ansatz in dieser Haltung keine Probleme übrig lässt, besteht auch kein Anreiz, nach neuen Lösungen zu suchen. Werden von außen, von einer oft als fachfremd empfundenen Position heraus, Probleme behauptet oder grundsätzliche Vorannahmen und Zielsetzungen in Frage gestellt, dann wird oft eine grundsätzliche Abwehrhaltung eingenommen. Vertreter des traditionellen Ansatzes sehen sich dann als Hüter und Bewahrer einer kulturellen Tradition und eines Qualitätsanspruches, den man durch methodische, technische und organisatorische Neuerungen in Gefahr sieht. Aus einer solchen Haltung heraus können selbst auf der theoretischen Ebene kaum neue Visionen und Konzepte entwickelt werden.
- Letztlich erfordert der Übergang zu digitalen Editionsformen einen so allgemeinen Wandel der Grundannahmen und Zielsetzungen, dass die Gültigkeit der bisherigen Methodologie grundsätzlich in Frage gestellt scheint. Eine allmähliche Veränderung laufender Großprojekte ist deshalb kaum möglich und erklärt den breiten Widerstand gegen einen umfassenden Umstieg.<sup>275</sup>

---

<sup>273</sup> Dabei wird aber nicht berechnet, welche Einsparungen ein Verzicht auf die Druckfassung bedeuten würde und wie die Rationalisierung durch elektronische Hilfsmittel und Werkzeuge sich auf die Gesamtbudgetierung auswirken müsste. Bekannt sind mir klare Kostenrechnungen nur vom deutschen Bundesarchiv, bei dem ein Editionsband Anfang dieses Jahrhunderts mit ca. 1,8 Mio. DM zu Buche schlug, und wo durchaus überlegt wurde, ob nicht wenigstens die Publikationskosten durch einen Umstieg auf digitale Formen gesenkt werden könnten.

<sup>274</sup> Aus der Sicht einer Einzeldisziplin begegnen hier jeweils nur kleine Bruchstücke der Gesamtdebatte, die sich auf fast alle geisteswissenschaftlichen Fächer erstreckt und zum großen Teil im eigenständigen Bereich des „Humanities Computing“ bzw. der „Digital Humanities“ abspielt.

<sup>275</sup> So auch Vanhoutte, *Where is the Editor* (1999), Abschnitt 5. Er sieht eine grundsätzliche „resistance from the side of the hard-copy focussed German school of *Editionswissenschaft*“, weil die Theorie und

Wo größere Editionsunternehmen überhaupt in der digitalen Welt sichtbar werden, da beschränken sie sich in der Regel auf eine Web-Dokumentation der gedruckten Ausgaben und des Vorhabens im Allgemeinen;<sup>276</sup> nur selten wird dies auch durch inhaltliche Kontextmaterialien ergänzt.<sup>277</sup>

Über den insgesamt negativen Gesamtbefund darf nicht hinwegtäuschen, dass bei einigen Editionen durchaus interessante Experimente jenseits der etablierten Pfade unternommen wurden und werden. Renommiertere und etablierte Großunternehmen wie die Monumenta Germaniae Historica,<sup>278</sup> die Leibniz-Edition,<sup>279</sup> die Marx-Engels-Gesamtausgabe,<sup>280</sup> das Corpus Augustinianum Gissense<sup>281</sup> oder Reihen wie die

---

Praxis digitaler Edition drei Paradigmenwechsel bedeuten würde: 1.) Das Dogma des fixen Textes würde von der toleranteren Idee des Textes als „contextualized possibility“ unterminiert; 2.) die Idee der abgeschlossenen Edition würde von inkrementellen Vorstellungen angegriffen werden; 3.) die Funktion des Editors müsste neu überdacht und ggf. entlang einer dokumentarischen Archivfunktion und einer interpretativen Museumsfunktion der Edition aufgespalten werden.

<sup>276</sup> Ein typischer Fall wären hier Editionen wie die „Carl Maria von Weber Gesamtausgabe“ (<http://www.weber-gesamtausgabe.de/>), die „Max Weber-Gesamtausgabe“ ([http://www.mohr.de/mw/index\\_e.html](http://www.mohr.de/mw/index_e.html)) oder die „Collected Works of Florence Nightingale“ (<http://www.sociology.uoguelph.ca/fnightingale/>).

<sup>277</sup> Siehe z.B. die Web-Dokumentation der – im Bereich der gedruckten Edition äußerst progressiven – Hölderlin-Ausgabe von D.E. Sattler unter <http://www.hoelderlin.de/>.

<sup>278</sup> Die MGH haben bereits zwei digitale Parallelpublikationen herausgebracht, daneben gibt es Versuche zu digitalen Anlagerungen (Erweiterungen, Ergänzungen) und zu gänzlich neuen digitalen Editionen (z.B. im Fall des „Benedictus Levita“ - <http://www.benedictus.mgh.de/>). Siehe hier insgesamt die Besprechung der dMGH von Assmann / Sahle, Digital ist besser (2008).

<sup>279</sup> Hier haben die verschiedenen Arbeitsstellen (siehe zum Gesamtunternehmen <http://www.leibniz-edition.de/>) teilweise jeweils eigene Schritte unternommen. So stehen z.B. die in Hannover erarbeiteten Bände auch in elektronischer Form (PDF) online zur Verfügung (siehe <http://www.gwlb.de/Leibniz/Leibnizarchiv/Veroeffentlichungen/index.html>), zu den Hintergründen auch Gädeke, Ein Dinosaurier im Internet (2004). An der Berliner Arbeitsstelle gibt es neben einer Sammlung digitaler Faksimiles und Vorabeditionen auch ernsthafte Versuche, eine vollständige digitale Edition zu entwickeln (siehe <http://leibnizviii.bbaw.de/>).

<sup>280</sup> Die „MEGA“ verfügt über eine lange Tradition des Computereinsatzes. Bereits 1986 hatte man den Einsatz der „Mikrorechenstechnik“ geplant. Die Editionsarbeiten laufen seit Langem auf der Basis von TUSTEP und entsprechend aufbereiteten Texten. Das Gesamtunternehmen (siehe <http://www.bbaw.de/bbaw/Forschung/Forschungsprojekte/mega/de/Startseite>) konzentriert sich zwar immer noch vor allem auf die zu druckenden Bände, es werden im Internet aber auch digitale Texte (retrospektiv und Handschriftenfaksimiles) bereitgestellt. Zu den elektronischen Aspekten zuletzt anscheinend Herres, Marx and Engels (2001) und „MEGA-Studien 1999“ [Zum Schwerpunktthema „MEGA und EDV“], Amsterdam 2002.

<sup>281</sup> Das CAG verfügt seit Längerem über eine CD-ROM-Ausgabe. Siehe [http://www.augustiner.de/html/texte/tx\\_cag.htm](http://www.augustiner.de/html/texte/tx_cag.htm).

Voltaire-Gesamtausgabe<sup>282</sup> oder das Corpus Medicorum Graecorum<sup>283</sup> verfügen über Projektteile, bei denen es um den Einsatz neuer Werkzeuge und Arbeitsumgebungen, um digitale Vorabpublikationen, um die Bereitstellung von begleitenden Materialien oder sogar um die Entwicklung und Evaluation ganz neuer digitaler Präsentationsformen für die abschließend konstituierten Editionstexte geht. Dabei darf aber nicht übersehen werden, welchen Status diese Versuche innerhalb der Gesamtprojekte haben. Sie laufen in der Regel *neben* den eigentlichen Arbeiten her und beruhen teilweise auf den Initiativen einzelner Mitarbeiter, die solche Versuche gegen die disziplinierende Haltung der Leitungsebene und Reihenherausgeber erst mühsam durchsetzen müssen. Digitale Nebenprodukte und methodische Experimente werden auf den Projektseiten dann oft auch nicht weiter hervorgehoben, sondern eher versteckt – eben weil sie nicht als konstitutiver Teil des Gesamtunternehmens aufgefasst werden, sondern als quer dazu liegend.

Auf dem Weg zur digitalen Edition ist ein evolutionärer Wandel scheinbar nur schwer zu vollziehen. Ein sanfter Übergang ist kaum möglich. Zu unverträglich sind die weitreichenden Auswirkungen typografischer auf der einen und digitaler Arbeitstechniken und Publikationsziele auf der anderen Seite. Ein konzeptioneller Neuanfang ist bei den lang laufenden großen Editionsreihen aber ausgeschlossen. Deshalb bleibt es hier bei Anlagerungen von Materialien, einer potenziellen Hybridisierung der Publikation oder im äußersten Fall einer Retrodigitalisierung des Bestehenden mit digitaler Fortführung. In allen diesen Fällen bleibt man aber weitgehend dem typografischen Paradigma verhaftet. Ein wirklich konsequenter Umstieg mit allen methodischen Konsequenzen ist ohne Abbruch und Neuanfang fast nicht zu realisieren. Zu den Editionsreihen, die genau dies trotzdem versuchen, gehören das Heinrich-Heine-Portal, die Zwingli-Edition oder die Peirce-Ausgabe<sup>284</sup>. Alle drei kommen aus einer starken typografischen Tradition und versuchen diese nun im digitalen Bereich fortzusetzen und weiterzuentwickeln.

Ein solcher Umstieg fällt etwas leichter, wenn Editionen ganz neu begonnen werden und von Anfang an in einer digitalen Arbeitsumgebung auf eine ausschließlich digitale Publikation hinarbeiten können – zu der dann durchaus auch eine gedruckte

---

<sup>282</sup> Die Startseite der „Complete Works of Voltaire“ unter <[http://www.voltaire.ox.ac.uk/www\\_vf/ocv/ocv\\_index.ssi](http://www.voltaire.ox.ac.uk/www_vf/ocv/ocv_index.ssi)>. Die auf über 150 Bände angelegte Reihe erscheint seit 1970 im Druck, 1998 wurde als „Voltaire électronique“ bei Chadwyck-Healey eine CD-ROM mit den bis dahin erschienenen Bänden in SGML-Codierung produziert.

<sup>283</sup> Siehe die Projektseite unter <<http://cmg.bbaw.de/Startseite.html>>. Zu einem Werk (Galen, Kommentar zu Hippokrates, Über die Gelenke) gibt es eine digitale „Probeedition“.

<sup>284</sup> Dabei folgt das „Heinrich-Heine-Portal“ (<http://germazope.uni-trier.de/Projects/HHP>) dem Markup-Paradigma; die „Zwingli-Edition“ (<http://www.unizh.ch/irg/zwi-cd.html>) plant(e ?) eine CD-ROM-Ausgabe; die Werkausgabe zu Charles Sanders Peirce basiert auf TEI-SGML/XML und erscheint bislang nur gedruckt, es gibt aber Pläne für eine (materialmäßige erweiterte!) Online-Edition, siehe <<http://www.iupui.edu/~peirce/>>.



Fassung als Nebenprodukt treten kann. Zu den wenigen neu ansetzenden Gesamtausgaben gehören die Editionen zu Henrik Ibsen, Ben Jonson, Isaac Newton und Frédéric Chopin.<sup>285</sup>

Günstigere Bedingungen herrschen auch dann, wenn als Ausgangspunkt und Zielstellung nicht so sehr ein abstraktes literarisches Werk betrachtet wird, das durch die Edition in eine feste kanonische Fassung gegossen wird, sondern wenn eben dieses Werk oder seine Überlieferungsumstände einen eher dokumentarischen Editionsansatz nahelegen. Wenn das Ziel eher in der Sammlung und Aufbereitung verschiedenartigster Materialien besteht und diese vielleicht sogar schon als geschlossener Bestand einer bewahrenden Institution vorliegen, dann kommen die Vorzüge digitaler Editionsformen voll zum Tragen, weil dann in einem inkrementellen Prozess von der Grunderschließung über die Faksimilierung und die Transkription bis hin zur textkritischen Textkonstitution alle Arbeitsschritte in der gleichen Technologie vollzogen und alle Ergebnisse unmittelbar dem Publikum verfügbar gemacht werden können. Dabei muss es nicht unbedingt um eher archivalische Materialien gehen wie bei den Editionen zu den „Edison Papers“, den „Papers of Benjamin Franklin“ oder den „[Samuel] Hartlib Papers“.<sup>286</sup> Der gleiche (dokumentarische) Ansatz kann auch für literarische Gegenstände im weiteren oder im engeren Sinne gewählt werden, wie z.B. das Projekt zu den „Complete Works of Charles Darwin“ zeigt.<sup>287</sup>

Dabei kann das Ziel auch weiterhin in einer Werkausgabe bestehen. Ein interessanter Fall hierzu ist das Mark-Twain-Archiv in Berkeley, das u.a. auf der Grundlage nachgelassener Manuskripte eine 70-bändige Gesamtausgabe besorgen soll. Obwohl das Unternehmen schon eine Weile lief, hat man sich hier zu einem grundsätzlichen Paradigmenwechsel entschlossen, der mit den veränderten Rahmenbedingungen begründet wird:

---

<sup>285</sup> Zu Henrik Ibsen, der komplett auf der Basis von TEI-XML erarbeitet wird, siehe <<http://www.ibsen.uio.no/>>. Zur „Cambridge Edition of the Works of Ben Jonson“ <<http://www.cambridge.org/uk/literature/features/cwbj/>>. Das „Newton Project“ (<http://www.newtonproject.sussex.ac.uk/>) verzichtet auf eine Druckfassung und publiziert ausschließlich online. Die „Online Chopin Variorum Edition“ (<http://www.ocve.org.uk>) befindet sich noch in der Entwicklungsphase, zielt aber im Moment ebenfalls ausschließlich auf eine Online-Fassung. In diese Reihe von Beispielen gehört eigentlich auch die traditionsreiche Edition zu Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“ (siehe z.B. Huszai, Digitalisierung (2005) oder Fanta, Die Computer-Edition (1994)) – allerdings betrifft diese eben nicht das Gesamtwerk. Eher experimentellen Charakter hat, bzw. eine Vorstudie ist das „Hartmann von Aue – Portal“, siehe <<http://www.fgcu.edu/rboggs/Hartmann/HvAMain/HvAHome.htm>>.

<sup>286</sup> „The Edison Papers“: <<http://edison.rutgers.edu/>>; „The Papers of Benjamin Franklin“: <<http://www.franklinpapers.org/franklin/>>; Die erste Ausgabe der „Hartlib Papers“ erschien 1996 auf 2 CD-ROMs, eine erweiterte zweite Ausgabe 2002. Sie ist inzwischen aber nicht mehr lieferbar.

<sup>287</sup> Siehe <<http://darwin-online.org.uk>>. Weitere Unternehmen aus diesem Bereich, wie die zu „Emily Dickinson“, „Walt Whitman“ oder „William Blake“ gehören weniger dem Typus der „institutionalisierten Edition“ als dem der „größeren Projekte“ an, zeigen aber auch, wie die Grenzen hier fließend sind.

„But by 2001 it became clear that editorial work of any kind on Mark Twain would no longer be supported unless an electronic (digital) edition became the primary focus of their efforts.“<sup>288</sup>

Dass die digitale Edition als eine zeitgemäße Selbstverständlichkeit aufgefasst wird und unzeitgemäße Formen der Edition nicht mehr auf Unterstützung und Förderung hoffen dürften, liegt eigentlich nahe.<sup>289</sup> Es ist dies aber der einzige mir bekannte Fall, in dem von einem etablierten Großunternehmen die Situation so klar wahrgenommen und beschrieben worden ist. Und auch die entsprechenden Konsequenzen daraus gezogen wurden.

### *Die Verlage*

*Verlage als Dienstleister und Initiatoren.* Verlage veröffentlichen die Werke von Autoren oder Herausgebern – unter die auch Editoren fallen. Werkerarbeitung und Werkveröffentlichung sind aber keine voneinander abgekoppelten Prozesse. Verlage setzen Restriktionen: sie vermitteln, was einfach und kostengünstig in einer Veröffentlichung umgesetzt werden kann und was eher schwierig und teuer wäre und daher besser unterbleiben sollte. Verlage können aber auch inspirieren, wenn sie auf technische Möglichkeiten aufmerksam machen, die den Autoren oder Herausgebern neue inhaltliche Optionen eröffnen. Und Verlage nehmen nicht nur fertige „Manuskripte“ entgegen, sondern begleiten den Prozess der Erarbeitung oft von Anfang an oder stoßen Projekte sogar selbst an.

In der Editorik gibt es eine lange Tradition von Verlagsprodukten auf allerhöchstem Niveau. Die Zeiten, in denen für Editionen eigene Schriftsätze geschnitten wurden, sind zwar lange vorbei, dennoch stehen viele kritische Editionen mit ihren diakritischen Zeichensystemen, ihren vielfachen Apparaten, ihren Paralleldrucken, ihren Synopsen, ihren Faksimiles, ihrer hochwertigen Verarbeitung und ihren repräsentativen Einbänden für den hohen Entwicklungsstand der Druckkunst. Die Verlage sind den komplexen Anforderungen der Editoren in der Regel so weit wie möglich entgegengekommen. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auf der anderen Seite viele Wünsche oft auch unerfüllt geblieben sind. Besondere Schriftzeichen, spezielle Layouts, durchgängige Faksimiles, Farbabbildungen oder größere Formate sind dem Kostendruck zum Opfer gefallen und so hört oder liest man öfters von Editoren, man hätte es sich ja eigentlich anders vorgestellt, aber der Verlag hätte nur eine bestimmte Erscheinungsform ermöglicht.

---

<sup>288</sup> Siehe <[http://www.marktwainproject.org/about\\_makingMTPO.shtml](http://www.marktwainproject.org/about_makingMTPO.shtml)>.

<sup>289</sup> Siehe auch Harvey, *Editing* (2001), S. 29. Obwohl es sich hier um ein Handbuch in der typografischen Editionstradition handelt, hält er die Vorteile digitaler Publikationsformen für so offensichtlich, „that a publishing body ought now to commit itself to print only after careful reflection.“

*Verlage als CD-ROM-Herausgeber.* Geht es um digitale Editionen, so haben sich die meisten Verlage in der Vergangenheit eher restriktiv gezeigt. Viele Verlage haben es ganz abgelehnt, elektronische Ausgaben zu veröffentlichen. Einige Verlage waren bereit, zumindest CD-ROMs zu produzieren, wenn dies von den Herausgebern gewünscht wurde. Seit den mittleren 1990er Jahren, bis in die ersten Jahre dieses Jahrhunderts haben etliche Verlage durchaus Experimente auf diesem für sie neuen Gebiet gewagt. Insbesondere die angelsächsischen „University Presses“ betrachteten es darüber hinaus als ihre natürliche Aufgabe, die Arbeiten der den Universitäten angeschlossenen Wissenschaftler in der von diesen gewünschten Form zu veröffentlichen. Seit einigen Jahren hat die Entwicklung im CD-ROM-Bereich allerdings deutlich an Schwung verloren.<sup>290</sup> Einige Verlage haben dem Geschäft wieder den Rücken gekehrt. Zu stark ist inzwischen die Dominanz der Online-Veröffentlichung und das Bewusstsein auch für die Schwächen der CD-ROM als einer abgeschlossen für sich stehenden Publikationsform mit ungewisser Zukunftsaussicht. Dort wo CD-ROMs entweder als Beilage zu einem gedruckten Buch oder als alleiniges Medium publiziert worden sind, konnte man sich oft des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich um bei den Verlagen wenig geliebte Kinder handelte, die nur nachlässig hergestellt<sup>291</sup> und kaum aktiv beworben wurden und so nicht nur im Vertrieb ein Schattendasein fristeten, sondern auch eine entsprechend geringe Durchdringung des Marktes, bestehend aus privaten Käufern und öffentlichen Bibliotheken, erreichten.<sup>292</sup> Durch die Haltung der Verlage sind geplante digitale Editionen teilweise auch gar nicht erschienen<sup>293</sup> oder wenn sie denn publiziert worden sind, nicht wirklich

<sup>290</sup> Robinson, *Current Issues* (2005), beschreibt in §7 die Lage in Großbritannien: „The two major academic publishers, Cambridge University Press (CUP) and Oxford University Press (OUP), both in the last decade actually have stopped publishing scholarly editions in digital form. This is the more remarkable given that, in the first half of the 1990s, both publishers made considerable investments in electronic publication of scholarly editions“.

<sup>291</sup> Siehe oben das Beispiel in Anmerkung 137.

<sup>292</sup> Stichproben in den Besitznachweisen der deutschen Verbunddatenbanken zeigen eine extrem geringe Verbreitung von kritischen Editionen auf CD-ROM. Die Zahlen für die fast vollständig in den Verbunddatenbanken erfassten wissenschaftlichen Bibliotheken belaufen sich danach allenfalls auf wenige Einzelstücken bis zu ein paar Dutzend.

<sup>293</sup> Albrecht / Götsche, *Schicksal* (1998) ist ein Bericht über das Nicht-Zustandekommen eines digitalen Editionsprojektes zu den „Todesarten“ von Ingeborg Bachmann. S. 249 konstatieren sie „daß die neue Verlagsleitung [des Piper-Verlags] aus verlagsstrategischen Gründen kein Interesse mehr hatte“. Man war schließlich gezwungen, die Ergebnisse (Transkriptionen, Datenbank) in einem Archiv zu hinterlegen, um wenigstens irgend eine Form der Benutzbarkeit zu erreichen. Ein weiterer belegter Fall ist die geplante Ausgabe „Benjamin Constant im WWW“. Ein online verfügbarer Vortrag dazu aus dem Jahr 2001 (<http://www.zdv.uni-tuebingen.de/tustep/prot/prot811-con.html>) ist 2006 mit dem Nachtrag versehen worden „Das Lektorat des Max Niemeyer Verlags teilte uns am 19.4.2006 mit: ‚weder die Herausgeber noch der Verlag planen in absehbarer Zeit eine Online-Edition‘. Die diesbezüglichen Ankündigungen dieses Beitrags haben damit keinen Bestand mehr“. Selbst die Projekt-Domain <http://www.constant-online.de> mit dem bereits erarbeiteten Prototypen ist inzwischen

in die Öffentlichkeit gebracht worden, wie H.T.M. Van Vliet anhand einer Emily-Dickinson-Ausgabe konstatiert:

„this press [University of Michigan Press] has done a wonderful job of hiding *Radical Scatters* from interested scholars. It is a shame that the scholarly results of hard and long work have been consigned into oblivion!“<sup>294</sup>

*Verlage als Initiatoren digitaler Editionen.* Verlage begleiten, beraten und fördern editorische Projekte oft bis hin zur schließlichen Drucklegung und zum aktiven Vertrieb. Manchmal werden sie aber auch selbst aktiv, z.B. wenn sie ihrem Programm bestimmte Themen oder Autoren hinzufügen und damit auch Felder „besetzen“ wollen. Für den digitalen Bereich hatten in den 1990er Jahren einige Verlagshäuser begonnen, große Textsammlungen auf CD-ROM herauszubringen. Insbesondere Chadwyck-Healey (inzwischen in ProQuest aufgegangen) und Brepols haben hier mit großem Aufwand und erheblichen Investitionen etliche Korpora z.B. zur englischen Literatur (Chadwyck) oder zu lateinischen Texten und historischen Quellen (Brepols) erstellt. Die CD-ROMs wurden dann meistens zu Preisen im vierstelligen Bereich vor allem an wissenschaftliche Bibliotheken verkauft, die sich angesichts ihres Literaturversorgungsauftrages zu einem Erwerb solcher Sammlungen kanonischer Werke gezwungen sahen. Nach allem, was man halboffiziell zu dem sensiblen Bereich der Amortisation der Investitionen hat erfahren können, hat sich diese Preispolitik für die Verlage durchaus bewährt. Angeblich sind die digitalen Korpora jedenfalls keine Verlustgeschäfte gewesen. Die Tendenz geht inzwischen trotzdem von der CD-ROM zu Online-Datenbanken, die auf Subskriptionsbasis zugänglich gemacht werden.<sup>295</sup> Dabei erwerben Institutionen z.B. ein jährlich zu erneuerndes Zugangsrecht, mit dem die angeschlossenen Institutionsangehörigen die Online-Ressourcen nutzen können. Inhaltlich handelt es sich bei den Angeboten allerdings durchweg *nicht* um „kritische Editionen“ im engeren Sinne, sondern um Textsammlungen, die oft zwar auf wissenschaftliche Editionen zurückgehen, sie aber von den „kritischen“ Teilen, wie Einleitungen oder Anmerkungsapparaten entkleiden

---

nicht mehr erreichbar. Mir liegen aus verschiedenen Editionsprojekten weitere Auskünfte vor, nach denen eigentlich geplante digitale Fassungen aufgrund des Widerstandes der Verlage nicht erscheinen werden.

<sup>294</sup> Van Vliet, *Electronic Editions* (2002), S. 78 zu „*Radical Scatters: Emily Dickinson's Fragments and Related Texts*“, hg. von Marta Werner, University of Michigan Press 1999. Die Ausgabe ist tatsächlich in keiner einzigen deutschen Verbunddatenbank nachgewiesen und auch auf den Seiten des Verlags nicht mehr aufzufinden.

<sup>295</sup> Siehe für Brepols <<http://www.brepols.net/>>, für Chadwyck-Healey <<http://collections.chadwyck.com/>>.

und nur die konstituierten Lesetexte versammeln.<sup>296</sup> Folglich findet sich auch keine Ausgabe der beiden genannten Verlagshäuser im Katalog digitaler Editionen. Neben den kleineren Einzelausgaben, den CD-ROMs als Buchbeilagen und den Korpuspublikationen verdient ein weiterer Ansatz besondere Erwähnung, der als Modellfall verlegerisch initiiertes Editionstätigkeit weit in die Zukunft hätte weisen können. Bereits in den späten 1990er Jahren entstand beim Verlag S. Fischer der Plan, eine neue umfassende Thomas-Mann-Ausgabe zu entwickeln. Diese hätte vollständig auf digitaler Grundlage, unter Verwendung der fortgeschrittensten Datenstrukturen und Technologien – bis hin zum breiten Einsatz semantischer Ansätze (Topic Maps) erarbeitet werden sollen.<sup>297</sup> Hochpreisige CD-ROMs für den Bibliotheksmarkt, eine repräsentative Druckausgabe in 58 Bänden, bedarfsweise zu bestimmten Anlässen oder Themenstellungen hergestellte Einzelveröffentlichungen als sogenannte „Produktbezogene Ausschnitte“ und langfristig auch eine Online-Publikation wären dann vergleichsweise leicht herstellbare „Derivate“ aus einer reichen und nachhaltigen Datenbasis gewesen. Der Verlag hätte alle Inhalte – unabhängig vom beliebig gewordenen Publikationsmedium – in eigener Regie erstellt und gepflegt und sich dabei zugleich dauerhafte Kompetenzen für die Herstellung von nachhaltigen Grunddaten und digitalen Publikationsformen aufgebaut. Nach kurzer Zeit ist dieses Projekt leider wieder abgebrochen worden und S. Fischer beschränkt sich jetzt darauf, ein Thomas-Mann-Portal zu unterhalten, das nicht nur die laufende gedruckte Edition begleitet, sondern auch weiterführende Materialien bietet und z.B. PDF-Fassungen gedruckter Texte teils kostenfrei, teils kostenpflichtig zum Download bereitstellt.<sup>298</sup> Der grundlegende Paradigmenwechsel von einer typografisch bestimmten gedruckten Ausgabe mit digitalen Nachnutzungsformen zu einer verallgemeinerten digitalen Datenbasis mit Druckausgabe als *einer* Präsentationsform neben anderen ist so schließlich doch nicht vollzogen worden.

*Verlage und Editionsmethodik.* Insgesamt ist festzuhalten, dass von Seiten der Verlage in den letzten 15 Jahren kaum ein positiver Impuls für die Entwicklung digitaler Editionsformen ausgegangen ist. Die etablierten Verlage fördern die Durchsetzung elektronischer Publikationsformen in der Regel nicht, sondern behindern sie eher durch wenig ausgereifte Ausgaben, die kaum beworben und nicht als dauerhaftes Standbein betrachtet werden. Möglichst abgeschlossene Publikationen mit nicht speziell auf die Inhalte zugeschnittenen Softwareumgebungen, die oft schon beim

<sup>296</sup> Siehe dazu z.B. die Besprechung der „eMGH“ (bei Brepols) durch Bernhard Assmann und Patrick Sahle, Die elektronischen Monumenta Germaniae Historica auf CD-ROM: eMGH, Lieferung 2, Turnhout 2000, in: Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie 49/5-6 (2002), S. 337-340.

<sup>297</sup> Schmidt / Müller, Die große kommentierte Frankfurter Ausgabe (2003); Schmidt / Müller, Planning a new type of literary edition (2000); Schmidt / Müller, Das Thomas-Mann-Projekt (2001); Ingrid Schmidt, Carolin Müller, Zaubernetz – Inhaltsstrukturen und Topic Maps als Potenzial neuer Informationstechnik, in: iX 11/2000, S. 100-107.

<sup>298</sup> Siehe <<http://www.thomasmann.de>>.

Erscheinen technisch veraltet wirken, angeboten zu fast prohibitiven Preisen, haben einen eigenständigen starken Markt für digitale Editionen aus den Verlagen bis heute nicht entstehen lassen. Eine Änderung ist hier angesichts der ausbleibenden Entwicklungen der letzten Jahre nicht in Sicht.

*Kompetenz und Geschäftsmodell.* Woher rühren diese Probleme? Wieso verweigern sich die Verlage der Weiterentwicklung eines Geschäftsfeldes, auf dem sie vom Beginn der kritischen Edition an so stark vertreten waren? Verkürzt gesprochen liegen die Ursachen für die Misere in den beiden Bereichen „Kompetenz“ und „Geschäftsmodell“. Verlage sind ihrem Wesen nach Publikationsdienstleister. Es läge deshalb nur nahe, dass sie ihre Kompetenzen in diesem Bereich auch auf digitale Publikationsformen ausdehnen würden. Tatsächlich findet ein Aufbau spezifischen Know-hows aber nicht statt. Vielmehr werden Aufgaben aus dem Bereich elektronischen Publizierens entweder gar nicht wahrgenommen oder als scheinbar rein technisch bestimmte Leistungen an externe Agenturen ausgelagert. Dies ist vor allem ein Mentalitätsproblem. Zu groß scheint der Unterschied zwischen den gedruckten Büchern und den digitalen Formen, als dass man sich die Aneignung erweiterter Kompetenzen mit vertretbarem Aufwand zutrauen würde. Hinzu kommt, dass die traditionellen Verlage bei den elektronischen Publikationen nicht an eine kurzfristige und sichere Refinanzierung ihrer Investitionen glauben. Hier fehlt es aus Verlagssicht an einem etablierten Geschäftsmodell, auf dessen Grundlage sich der teure Aufbau von Grundkompetenzen zur Erstellung neuer Publikationsformen lohnen würde.

CD-ROMs fügten sich als einfache Anhängsel zu gedruckten Büchern problemlos in die bestehenden Vertriebswege und Marktstrukturen ein. Auch einzeln publizierte CD-ROMs ließen sich wie Bücher vertreiben, auch wenn hier die Abnehmerseite, also z.B. die Bibliotheken, schon sehr viel zurückhaltender war. Nicht nur die technische Abgeschlossenheit, die zu einem schnellen Veralten der Ausgaben und einer nicht optimalen Benutzbarkeit führte, sondern auch die teilweise extreme Preisgestaltung führten dazu, dass CD-ROMs sich nicht zu einer selbstverständlichen Form der wissenschaftlichen Edition entwickeln konnten. Wenn eine einzelne Ausgabe z.B. für 13.000\$ angeboten wurde,<sup>299</sup> dann schrumpfte der Kreis der Käufer so zusammen, dass zwar der Verlag auf seine Kosten kam, die Edition aber so schlecht erreichbar war, dass sie in der Fachöffentlichkeit kaum als selbstverständliches Arbeitsmittel etabliert werden konnte. Gegenläufige Versuche mit CD-ROM-Ausgaben zu

---

<sup>299</sup>Das Beispiel ist „Asia: Official British Documents 1945-1965. Selected Documents from the End of World War II to Vietnam“, hg. von Michael David Kandiah, Gillian Staerck und Christopher Staerck, London, Routledge, 1999 (ISBN 10 = 0415183308, ISBN 13 = 9780415183307). Die Ausgabe, streng genommen keine kritische Edition im engeren Sinne, sondern eine Quellensammlung, ist in den deutschen Verbundkatalogen für zwei (!) Bibliotheken (nämlich Erfurt und Göttingen) nachgewiesen. In beiden Fällen ist sie „nicht bestellbar“.

„normalen“ Preisen sind kaum unternommen worden. Das Beispiel der „Bayeux Tapestry Digital Edition“ zu 40£ zeigt aber, dass ein solcher Kurs nicht nur zu einer ordentlichen Auflage führen kann, sondern auch zu einer sehr viel breiteren und positiveren Rezeption.<sup>300</sup>

Inzwischen ist die CD-ROM als Publikationsmedium außerhalb bestimmter Nischen fast schon wieder „tot“.<sup>301</sup> Die Tendenz geht eindeutig zur Online-Publikation. Aber hier ist es für die Verlage noch schwieriger, ein tragfähiges Geschäftsmodell auszumachen. Einige Online-Editionen werden über ein Abonnements- bzw. Subskriptionsmodell vertrieben.<sup>302</sup> Der Ansatz des Mikropayment hat sich im Web insgesamt kaum durchsetzen können, für digitale Editionen scheint es kein einziges Beispiel zu geben. Ebenfalls noch ohne Beispiel sind Angebote, die eine Refinanzierung über Werbeflächen versuchen würden – ein Ansatz, dem im wissenschaftlichen Bereich wohl auch mit erheblicher Skepsis begegnet würde. Derzeit noch hypothetisch ist ein weiteres Geschäftsmodell, bei dem die Verlage ihre bisherige Kompetenz in der Erstellung von Publikationen, der Sicherung einer gehobenen Qualität und dem Vertrieb auf digitale Medien ausdehnen und über die Bezahlung dieser Dienstleistung durch die Herausgeber auf ihre Kosten kommen würden. Publikationskosten werden auch bislang schon von den Erstellern wissenschaftlicher Inhalte übernommen, man müsste dies nur konsequent zu Ende denken: die Kosten für die Veröffentlichung wären dann Teil der Forschungskosten. Die öffentlich finanzierten Ergebnisse würden der Allgemeinheit ansonsten kostenfrei zur Verfügung gestellt und müssten nicht – wie bei den Druckausgaben – von anderen öffentlichen Einrichtungen wie den Bibliotheken zusätzlich „zurückgekauft“ werden.

*Medienumbruch als Mentalitätsproblem.* Letztlich liegt das Problem der verlegerischen Betreuung digitaler Editionen darin, dass der Medienwandel das bisherige Grundkonzept der Publikation von Schriftgut umfassend in Frage stellt. Ein Denken in abgeschlossenen Ausgaben, die als physische Produkte in abzählbarer Menge auf den Markt gebracht und in einem bestimmten Zeitraum verkauft werden, passt nicht zu den veränderten Bedingungen digitaler Medien und hier insbesondere der Online-

<sup>300</sup> Siehe zur Edition <<http://www.sd-editions.com/bayeux/index.html>>. Nach Auskunft des Editors ist die CD-ROM allein in den Jahren 2003 bis 2006 über 1500 Mal verkauft worden.

<sup>301</sup> Hier sollen aber auch Gegenbeispiele nicht unterschlagen werden: „Scholarly Digital Editions“ (<http://www.sd-editions.com/>) produziert immer noch CD-ROM-Ausgaben, setzt aber inzwischen auch auf Online-Angebote. Neu auf dem Markt ist die „Evellum“-Reihe (<http://www.evellum.com/>), deren Ausgaben bei Exeter University Press erscheinen sollen.

<sup>302</sup> Dazu gehören die „The Letters of Matthew Arnold“ und „Clotel“ by William Wells Brown: An Electronic Scholarly Edition“ (beide University of Virginia Press, jeweils ab 420\$). Das „Corpus dei Manoscritti Copti Letterari“ (CMCL, <<http://cmcl.let.uniroma1.it>>) ist ebenfalls auf Subskriptionsbasis verfügbar, allerdings ist dies kein Verlagsprodukt, sondern ein universitäres Projekt. Kein traditioneller Verlag, sondern eine spezialisierte Neugründung sind die „Scholarly Digital Editions“, bei denen einige Veröffentlichungen auch als Online-Ausgaben subskribiert werden können (siehe <<http://www.sd-editions.com/online/>>, zwischen 35 und 250£ pro Jahr).

Veröffentlichung. Hier wäre eine kontinuierliche Betreuung und Pflege ebenso gefragt wie ein Denken, das eher an den langfristig nutzbaren Inhalten orientiert ist als an temporären, statischen Präsentationsformen. Wenn die Veröffentlichung nicht von Anfang an durch die Übernahme der Publikationskosten durch die Herausgeber abgegolten ist, dann kann es im Online-Bereich nur darum gehen, mit einem qualitativ überzeugenden und leicht zugänglichen Angebot ein Höchstmaß an Sichtbarkeit und tatsächlicher Benutzung zu erreichen. Nur wenn eine Ressource ausreichend bekannt ist und als unverzichtbar wahrgenommen wird, besteht überhaupt eine Grundlage für weitergehende Geschäftsmodelle, sei es auf Subskriptionsbasis, über Werbung oder Mikropayment. Der bisherige Ansatz aber, die Erstellungskosten einfach auf die kleine Zielgruppe der großen wissenschaftlichen Bibliotheken umzulegen und über die entsprechend hohen Preise die Durchsetzung neuer Medien zu hintertreiben und den eigenen Markt kaputtzumachen, führt jedenfalls nicht zum Erfolg.<sup>303</sup>

Die Feststellung von Ingrid Schmidt und Carolin Müller aus dem Jahr 2001 ...

„Ein Verlag muss sich heute von der an das Buchparadigma gebundenen Herangehensweise an die Produktion literarischer Ausgaben ablösen, wenn er die Weichen für die Zukunft stellen will. Im Zentrum stehen dann die Inhalte; das Buch macht Platz, rückt aus der Mitte in Richtung Rand und gesellt sich zu den anderen Publikationsmedien. Die Kernkompetenz des Verlags, die Buchpublikation, bewegt sich damit ebenfalls aus der Mitte weg. Dabei muss schon heute mit dem Aufbau neuer Kernkompetenzen begonnen werden, um auf die sich ständig verändernde Medienwelt reagieren zu können.“<sup>304</sup>

... lässt sich bislang für die Verlage nicht bestätigen. Der Umschwung vom Denken in Büchern zum Denken in Inhalten, die *auch* in Buchform erscheinen können, hat nicht stattgefunden. Für den Bereich der digitalen Editionen fallen die traditionellen Verlage deshalb weitgehend aus, so dass ihr Platz zwangsläufig von anderen Akteuren übernommen wird. Dies können z.B. neue, spezialisierte Unternehmen sein. Wissenschaftliche Editoren können aber ebenso dazu übergehen, ihre Ausgaben selbst zu publizieren oder sich andere Partner zu suchen.

---

<sup>303</sup> Die tendenziell geringere Nachfrage nach CD-ROM- oder Online-Publikationen durch die Bibliotheken führt in der einfachen Rechnung der Verlage zu der absurden Situation, dass CD-ROMs im Verkauf teurer sind als Bücher, obwohl sie in der Herstellung billiger sind. Das Gleiche gilt dann für die Online-Publikationen (auf Subskriptionsbasis) im Vergleich zu den CD-ROMs.

<sup>304</sup> Schmidt / Müller, Die Große kommentierte Frankfurter Ausgabe (2003), S. 286.



### *Die Bibliotheken, Archive und Museen*

*Der BAM-Sektor.* Die Institutionen, welche für die Bewahrung der Überlieferung zuständig sind, die Bibliotheken, Archive und Museen also, traten in der traditionellen Rollenverteilung der Editorik in eher geringem Ausmaß als aktiv forschende oder unmittelbar publizierende Einrichtungen auf. Zwar gehörte die Erschließung der Bestände schon immer zu ihren Kernaufgaben, dies reichte aber nicht unbedingt bis hin zur kritischen Edition. Auch die Publikation von Erschließungsmitteln, Werk- oder Quellenausgaben übernahmen dann am Ende des Prozesses für den BAM-Sektor wieder die Verlage.<sup>305</sup>

*Erschließung und Edition.* Betrachtet man die Liste der tatsächlich realisierten oder derzeit in der Entwicklung befindlichen digitalen Editionen, so fällt auf, dass insbesondere die Bibliotheken und Archive hier eine immer größere Rolle spielen. Wie kommt das? Archive und Museen verfügen ihrem Wesen nach fast durchweg über unikale Bestände. Sie sind damit für deren Erschließung und Verfügbarmachung unmittelbar „zuständig“. Aber auch in den Bibliotheken befinden sich häufig Unikate, Sondersammlungen, geschlossene Nachlasssammlungen, oder es besteht ein gewachsenes Interesse an bestimmten Themenbereichen, so dass eine weiter gehende Aufbereitung dieser Materialien an einer bestimmten Institution naheliegt. Die Erschließung der Bestände als Kernaufgabe dieser Einrichtungen wird in den letzten Jahren durch die (Bild-)Digitalisierung ergänzt, die in vielen Fällen unmittelbar zu einer Online-Publikation führt. Digitale Bibliotheken bestehen zunächst aus visuellen Repräsentationsformen und Erschließungsinformationen, es liegt dann aber auch eine sukzessive Erweiterung und „Vertiefung“ nahe: Auf die Bilddigitalisate folgen Volltexte, in die auch die bestehenden Erschließungsinformationen eingehen und die selbst immer weiter strukturiert und annotiert werden können. Spätestens wenn der Text auch philologisch und historisch kritisch bearbeitet worden ist, wird man nicht umhin kommen, von einer kritischen Edition zu sprechen – die Schwelle dazu ist aber möglicherweise schon früher überschritten.

Dabei fällt auf, dass dieser Ansatz mit allgemeineren methodischen Entwicklungen in der digitalen Editorik konvergiert. Es wird später im Detail zu diskutieren sein, dass die Tendenz hier zu einer stärkeren Betonung der bildlichen Wiedergabe, zu einem größeren Gewicht des einzelnen materiellen Überlieferungszeugen und zu einer möglichst dokumentnahen Textaufnahme als Grundlage aller weiteren Verarbeitungsschritte geht. Es passt deshalb nur allzu gut in den übergreifenden Trend, wenn in den Bibliotheken und Archiven einzelne Dokumente oder Bestände

---

<sup>305</sup> In Einzelfällen haben die BAM-Institutionen auch selbst veröffentlicht. Im Bereich der digitalen Edition hat u.a. die British Library die Publikation für andere übernommen. Hier ist z.B. 2000 der „Electronic Beowulf“ erschienen.

herausgegriffen und – derzeit zumeist im Rahmen expliziter Projekte – tief erschlossen, digital repräsentiert und z.B. auf CD-ROM oder im Internet publiziert werden. *Bibliotheken*.<sup>306</sup> Zu den Akteuren auf diesem Feld gehören z.B. die in den letzten Jahren entstandenen „Digital Libraries“ als neue Abteilungen vieler großer Bibliotheken. Diese verwalten nicht nur die eingekauften digitalen Publikationen, sondern sind auch für die Digitalisierung der hauseigenen Bestände zuständig. Dabei besteht bei den Universitätsbibliotheken oft eine enge Zusammenarbeit mit technischen Abteilungen auf der einen Seite und Fachwissenschaftlern auf der anderen Seite, die ein eigenes Interesse an der Aufbereitung dieser Bestände haben. Exemplarisch zu nennen wären hier z.B. die Einrichtungen der University of Nebraska Lincoln<sup>307</sup> und vor allem der University of Virginia,<sup>308</sup> oder unter den Nicht-Universitäts-Bibliotheken die Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel.<sup>309</sup>

*Archive*. In den Archiven, hier insbesondere in den größeren staatlichen Archiven, gehört die Herausgabe von Quellen schon lange zum Geschäft. Als Dienstleistung für die Wissenschaft wie für die breitere Öffentlichkeit gedacht, spielen allgemeine Zugänglichkeit und Kosteneffizienz bei den Planungen zur Edition durchaus eine wichtige Rolle. *Digitale* Publikationen wurden und werden in staatlichen Archiven deshalb durchaus als sinnvolle Option angesehen, versprechen sie doch eine höhere „Reichweite“ und eine Verringerung der Publikationskosten. Sowohl das deutsche Bundesarchiv<sup>310</sup> als auch das Schweizerische Bundesarchiv<sup>311</sup> oder das britische

<sup>306</sup> Zu den Bibliotheken als Akteuren in der digitalen Editorik siehe grundsätzlich den Band *Digitale Edition und Forschungsbibliothek, Bibliothek und Wissenschaft* 44 (2011), hg. von Christiane Fritze, Franz Fischer, Patrick Sahle und Malte Rehbein.

<sup>307</sup> Zu den Projekten gehört das „Willa Cather Archive“ (<http://cather.unl.edu>), die „Journals of the Lewis and Clark Expedition“ (<http://lewisandclarkjournals.unl.edu/index.html>) oder die gesammelten Werke von „Charlotte Turner Smith“ (<http://libtextcenter.unl.edu/ctsmithsite>).

<sup>308</sup> Gerade in Virginia verteilen sich die Aktivitäten bei digitalen Editionen auch noch auf andere Einrichtungen, wie das „Institute for Advanced Technology in the Humanities“ (IATH) oder die „University of Virginia Press“. Zu den bekannteren Projekten gehören „The Complete Writings and Pictures of Dante Gabriel Rossetti“ (<http://jefferson.village.virginia.edu/rossetti>) und die „Dickinson Electronic Archives“ (<http://www.emilydickinson.org/index.html>).

<sup>309</sup> Die „Wolfenbütteler Digitale Bibliothek“ hat einen eigenen Tätigkeitsbereich „Digitale Editionen“, siehe <http://www.hab.de/bibliothek/wdb/editionen/index.htm>.

<sup>310</sup> Siehe hier z.B. die „Kabinettsprotokolle der Bundesregierung“ (<http://www.bundesarchiv.de/cocoon/barch/0000/index.html>). Diese gehören zweifellos zu den „kritischen Editionen“, da sie sich nicht auf eine einfache Transkription beschränken, sondern neben der inhaltlichen Erschließung und Kommentierung auch ausdrücklich „Textkritik“ betreiben. Die Online-Fassung folgt zwar inhaltlich der nach wie vor erscheinenden Druckausgabe, ihre Gliederung und Funktionalität ist aber so weit den neuen medialen Bedingungen angepasst, dass es sich nicht einfach nur um ein Retrodigitalisat handelt.

<sup>311</sup> Das Schweizerische Bundesarchiv veröffentlicht mit einer Reihe weiterer Partner aus seinen Beständen die „Diplomatischen Dokumente der Schweiz“ (DDS, <http://www.dodis.ch/>). Inhaltlich und methodisch besteht hier ein Unterschied zwischen der „gedruckten und der digitalen Edition“. Nur die gedruckten Bände sind „wissenschaftlich aufbereitet“, während die Online-Datenbank „digitalisierte

Public Record Office<sup>312</sup> haben bereits digitale Publikationen aufgelegt. In fast allen Archiven zielt die Erschließung und Präsentation der Bestände zunächst auf eine „flache“, zugleich aber schnelle und möglichst umfassende Verfügbarmachung. „Kritische Editionen“ werden dort erstellt, wo ein besonderer Auftrag dazu vorliegt, wo vertiefende Erschließung in Edition umschlägt<sup>313</sup> und wo besondere thematische Interessen, sei es aus dem Archiv selbst oder von externen Fachwissenschaftlern, zu einer umfassenden Bearbeitung der Dokumente führen.

Besonders nahe liegen Archiv und Edition, wenn es sich um Spezialarchive wie die Literaturarchive handelt, die einen besonderen Auftrag zur Aufbereitung und Veröffentlichung z.B. der nachgelassenen Materialien eines Schriftstellers haben. Zu nennen wären hier z.B. das Deutsche Literaturarchiv in Marbach, das seit einiger Zeit an einer Hybrid-Edition arbeitet<sup>314</sup> oder das Mark Twain Archiv in Berkeley, das die Twain-Gesamtausgabe inzwischen ganz auf digitaler Grundlage entwickelt.

*Museen.* Editorische Aktivitäten in den Museen sind bis heute eher selten, dabei wären diese weder von den verfügbaren Materialien, noch von der Aufgabenstellung oder der Methodik her abwegig.<sup>315</sup> Gegenstand kritischer Erschließung können nicht nur „Texte“ im engeren Sinne sein, sondern alle Arten von Kulturgütern. Die digitale Edition des „Teppichs von Bayeux“ hat ein eher museales Objekt zum Gegenstand und auch das „William Blake Archive“ umfasst neben den literarischen Produkten des Künstlers dessen grafisches Werk, das aus zahlreichen Museen zusammengetragen werden musste.<sup>316</sup> Zu den Aufgaben der Museen gehört die ordnende Erschließung und die Präsentation ihrer Sammlungen für das wissenschaftliche und allgemeine Publikum. Darin haben sie traditionell eine hohe Kompetenz, deren Weiterentwicklung auf den Bereich digitaler Medien leicht zu Publikationen führen könnte, die als „Edition“ bezeichnet werden müssten. Erweiterte digitale Ausstellungen oder digitale

---

Quellen“ bietet (Zitate jeweils aus der Selbstbeschreibung). Streng genommen handelt es sich hier also allenfalls um eine Hybrid-Edition und nicht um eine „digitale Edition“ im engeren Sinne.

<sup>312</sup> Hier hatte man mit „Asia: Official British Documents 1945-1965“ bereits 1999 eine CD-ROM herausgegeben, die als „Archiv-Edition“ nicht unbedingt als kritische Edition im engeren Sinne verstanden werden muss. Parallel zu dieser sehr hochpreisigen Ausgabe in Zusammenarbeit mit dem Verlag Routledge hatte man auch einen Versuch zum „self publishing“ unternommen: „M.I.5: the first ten years. 1909-1919“, Surrey, Public Record Office, 1998, ISBN 9781873162514. Der Versuch, damit breitere Abnehmerkreise zu finden, scheint gescheitert zu sein: die CD-ROM ist in keinem deutschen Verbundkatalog nachgewiesen.

<sup>313</sup> An der Grenze zwischen Faksimile und Edition steht z.B. die CD-ROM-Ausgabe zum „Großen Tucherbuch“ des Stadtarchivs Nürnberg (zusammen mit dem „Haus der Bayerischen Geschichte“). Immerhin bietet diese neben den Abbildungen auch einen eingeleiteten und kommentierten Volltext der Handschrift.

<sup>314</sup> Siehe Anmerkung 198.

<sup>315</sup> Als Initiator einer vorbildlichen digitalen Edition ist allerdings das Van Gogh Museum mit der Ausgabe „Vincent van Gogh – The Letters“ (<http://vangoghletters.org/vg/>) einschlägig.

<sup>316</sup> Siehe die Liste der „Contributing Collections“.  
<<http://www.blakearchive.org/blake/public/institutions.html>>.

Ausstellungskataloge sind – wenn sie über eine entsprechende Erschließungstiefe und Repräsentationsformen der Objekte verfügen – digitalen Editionen durchaus vergleichbar. Auch methodisch hat die Theoriebildung der digitalen Edition schon vorgearbeitet, wird doch der Präsentationsaspekt (die „Ausstellung“) der editorischen Inhalte von Edward Vanhoutte als die „Museumsfunktion“ der Edition beschrieben.

*Kompetenzbündelung.* Die optimistisch stimmenden Entwicklungen im BAM-Bereich resultieren daraus, dass es hier zu gelingen scheint, die Inhalte mit den verschiedenen nötigen Kompetenzen zusammenzubringen. Bibliotheken und Archive verfügen über exzellente Kenntnisse in der Grunderschließung und arbeiten häufig mit externen Wissenschaftlern zusammen. Insbesondere die Bibliotheken haben zudem in den letzten 15 Jahren eine eigene technische Kompetenz in der Datenaufbereitung und -präsentation aufgebaut. Damit treten sie teilweise auch in direkte Konkurrenz zu den etablierten Verlagen, wenn sie z.B. die Online-Stellung der in Kooperationsprojekten erarbeiteten Inhalte selbst organisieren. Bibliotheken und Archive ziehen auf diese Weise Unternehmen zur inhaltlichen Tiefenerschließung ihrer Bestände nicht nur an, sondern entwickeln sich zu Orten der kollaborativen Arbeit. Der gesamte Prozess der Editionserstellung in seinen digitalen Umwälzungen scheint eine Konzentration auf die bewahrenden Institutionen zu begünstigen:

- Die Bestände und das beste Wissen über sie liegen bereits hier. Grundlegende Erschließungsinformationen können zum Ausgangspunkt einer vertiefenden Bearbeitung gemacht werden. Zugleich entfällt die Sorge vieler Einrichtungen, die „Herrschaft über die Bestände“ zu verlieren, wenn das Recht zur Publikation von Repräsentationsformen – nicht nur abstrakter Textdestillate, sondern auch der bildlichen Ebene – aus der Hand gegeben wird.
- Größere Bibliotheken und Archive versammeln bereits verteilte Kompetenzen in der Erschließung, Aufbereitung, technischen Verarbeitung und Präsentation und können deshalb leicht mit weiteren spezialisierten Partnern zusammenarbeiten.
- Bei der Betreuung verschiedener Unternehmen entstehen methodisch-technische Schnittmengen. Spezielles Know-how kann immer wieder erweitert und in neuen Projekten nachgenutzt werden. Eine gewisse Standardisierung der Abläufe wird begünstigt.
- In der Publikation geht es – z.B. in der Online-Veröffentlichung – nicht mehr um die Herstellung zahlreicher gleichförmiger physischer Objekte, sondern um den Aufbau und die kontinuierliche Pflege einer einzelnen zentralen serverbasierten Präsentationsform. Die Server – und das Personal zu ihrer Betreuung – stehen in den größeren Einrichtungen aber ohnehin bereits zur Verfügung.

- Im Gegensatz zu anderen Akteuren im Bereich der digitalen Edition bieten die BAM-Einrichtungen eine hohe institutionelle Stabilität und Konstanz. Digitale Editionen sind hier nach dem Auslaufen eines kurzfristigen Projekts weniger stark von der Gefahr der „Verwaisung“ bedroht, sondern können dauerhaft gepflegt werden. Insbesondere dann, wenn gemeinsame technische und inhaltliche Standards eingesetzt werden, reduziert sich sowohl der Aufwand für die Erstellung von digitalen Publikationsformen als auch für ihre weitere Aktualisierung.

Die BAM-Institutionen werden den wissenschaftlichen Editor nicht ersetzen können. Ihre Funktion wird in der Regel eher die eines koordinierenden Partners sein, der auf die Nachfrage der Fachwissenschaften reagiert und mit diesen gemeinsame Projekte durchführt, dabei aber weite Teile des Arbeitsprozesses mit abdecken kann.

#### 2.1.4 Verallgemeinerung: Wie kommt das Neue in die Welt?

*Es ist itzt einander Welt und gehet anders zu.*<sup>317</sup>  
Martin Luther

##### ***Parallele Entwicklungsstränge***

Die Entwicklung digitaler Editionsformen ist in den letzten Kapiteln unter zwei Perspektiven beschrieben worden: Als Serie technischer Entwicklungen mit methodischen Rückwirkungen und hinsichtlich der Akteure und Träger im Bereich der Editorik. In beiden Fällen war festzustellen, dass die Entwicklung nicht nur durch einen einheitlichen, gleichmäßigen, evolutionären Prozess geprägt ist, bei dem sich Neuerungen aus einer allmählichen Fortentwicklung des Bestehenden ergeben, sondern dass es vielfach parallele Stränge gibt, die nebeneinander herlaufen und die nicht immer nur an bestehenden Traditionen anknüpfen, sondern teilweise auch Gegenpositionen aufbauen, die etablierte Grundannahmen in Frage stellen.

Kritische Editionen können auch als Spezialfall analoger und digitaler Medien beschrieben werden. Sie waren angesichts ihrer inhaltlichen und strukturellen Komplexität, die sich in einem besonders komplexen Layout der Druckausgaben äußerte, ein Extremfall der Druckkultur und sind jetzt wieder ein Extremfall digitaler Publikationen.<sup>318</sup> Zugleich bilden sie einen inhaltlich und methodisch abgeschlossenen Bereich. An ihnen lassen sich deshalb Phänomene des Medienumbruchs gut untersuchen, wie auf der anderen Seite allgemeine medientheoretische Ansätze hier exemplifiziert und getestet werden können. Wie das Neue in einer medialen Umbruchsphase in die Welt

<sup>317</sup> In seiner Schrift „An die Radtherren“ (1524), Werkausgabe Bd. 15, 1889, S. 46/47. Interessant ist, dass die Mediengeschichtsforschung Luther als Exempel für den Zusammenhang zwischen Medienwandel (Durchsetzung des Buchdrucks) und inhaltlichen Wandlungen beschreibt.

<sup>318</sup> So auch Dahlström, *Drowning by Versions* (2000).

kommt, lässt sich nach Michael Giesecke durch die Unterscheidung von drei Phasen beschreiben:<sup>319</sup>

- Phase der Abhängigkeiten. Alte Medien werden in neuen Medien imitiert. Wie können die alten Ziele schneller, billiger, besser, konsequenter erreicht werden?
- Phase der Gegenabhängigkeiten. Neue Medien definieren sich durch Abgrenzung von alten Medien, suchen nach eigenen Vorteilen und Merkmalen.
- Phase der Unabhängigkeit. Das Medium kommt zu sich selbst. Ausbalancieren von Altem und Neuem, Verwirklichung der spezifischen Stärken, Etablierung eigener Modelle und Standards.

Dieses Modell lässt sich nun auch auf die Entwicklung digitaler Editionsformen beziehen. Ich nehme zwar eine Differenzierung in fünf Ansätze oder Haltungen vor, die durchaus synchron bestehen, sehe darin aber keinen Widerspruch zu der übergeordneten grundsätzlichen Abfolge der Giesecke-Phasen.<sup>320</sup>

*Haltung Eins:* „Das haben wir schon immer so gemacht!“ - Nachahmung. Es gilt wohl für alle Medienumbrüche:

„A new technology usually adapts itself at first to an existing one, camouflaging itself in old forms and not immediately realizing its potential“ – Michael Thomas Clanchy (1979)<sup>321</sup>

„Jedes neue Medium orientiert sich zunächst an einem älteren, bevor es seine eigenen Möglichkeiten entdeckt und gewissermaßen zu sich selber kommt.“ – Hans Magnus Enzensberger (1988)<sup>322</sup>

Das gedruckte Buch imitierte zunächst die Handschrift, die ersten Autos sahen aus wie Kutschen, die ersten Filme zeichneten Theateraufführungen auf. Digitale Medien ahmen gedruckte Bücher nach. Sie befinden sich immer noch im Inkunabelzeitalter.<sup>323</sup>

---

<sup>319</sup> Giesecke, Abhängigkeiten (2001) und ausführlicher Giesecke, Von den Mythen der Buchkultur (2002), S.271ff.

<sup>320</sup> Eine knappe Beschreibung der verschiedenen Entwicklungsstränge habe ich bereits 2000 in einem Vortrag auf dem Deutschen Historikertag gegeben.

<sup>321</sup> M.T. Clanchy, *From Memory to Written Record: England 1066-1307*, Cambridge 1979, S. 257.

<sup>322</sup> Hans Magnus Enzensberger, *Das Nullmedium oder Warum alle Klagen über das Fernsehen gegenstandslos sind*, in: *Mittelmaß und Wahn*, hg. von dems., Frankfurt a.M. 1988, S. 99.

<sup>323</sup> Der Begriff allgemein u.a. bei John Tolva, *The Heresy of Hypertext: Fear and Anxiety in the Late Age of Print* (1996), Online-Fassung: <<http://www.ascentstage.com/papers/heresy.html>> oder Hedstrom, *Understanding Electronic Incunabula* (1991). Auf Editionen bezogen z.B. bei Dahlström, *Digital Incunables* (2000).

Die frühen Werkzeuge dienen dem Zweck, Editionen herzustellen, die genauso aussehen, wie sie im Druck schon immer ausgesehen haben. Nicht nur TUSTEP, sondern auch spezielle Editionswerkzeuge wie der „Classical Text Editor“ (CTE) folgen noch ganz dem typografischen Paradigma. Ihr Ziel ist es, Editionen herstellbar zu machen, die von ihrer Struktur und ihrem Erscheinungsbild ganz der Tradition entsprechen. Die genauso aussehen wie Editionen, die ohne Computer erstellt worden sind – allenfalls ein wenig besser. Selbst wenn daraus dann digitale Publikationen generiert würden, handelte es sich doch vor allem um perfekte Abbilder der Druckformen. Fortschritt findet hier ganz auf der Ebene der Erarbeitung statt. Man nutzt die zeitgemäßen und besseren Werkzeuge in der Hoffnung, damit auf effizientere und genauere Weise die gleichbleibenden Ziele zu erreichen. Fortschritt findet nicht auf der Ebene der Publikation statt. Selbst wenn eine Edition ausschließlich auf CD-ROM oder im Internet bereitgestellt wird, lässt sich die Tendenz zur Nachahmung der Druckform beobachten. Dies ist im Umgang mit den Anmerkungen und der Verzeichnung textlicher Varianz besonders auffällig. Das Konzept des „Apparates“ ist ein Ergebnis der drucktechnischen Vorgaben. Dass Anmerkungen und Varianz in digitalen Editionen in „Apparaten“ abgebildet werden, die sich zudem noch am „Seitenfuß“ befinden und mit Ziffern oder Buchstaben mit dem Editionstext verbunden sind, ist reine Mimikry. Einen sachlichen Grund jenseits medialer Gewohnheiten gibt es dafür nicht. Aber auch auf der Ebene des Editionstextes herrscht das Prinzip der Nachahmung: von neuen Möglichkeiten wie expliziten Hyperlinks oder dem Einsatz von Farben zur Kennzeichnung bestimmter Informationen wird in den meisten Editionen kaum Gebrauch gemacht. Nur eine Randbeobachtung, die aber in das Bild passt, ist, dass es frühe CD-ROM-Ausgaben gab, die beim „Seitenwechsel“ sogar ein Umblättermgeräusch haben erklingen lassen, um die Benutzung eines Buches zu simulieren.<sup>324</sup>

Das Ziel einer digitalen Publikation kann durchaus darin liegen, dem gedruckten Vorbild so nahe wie möglich zu kommen. Als Annäherung an die eingeübten Rezeptionsweisen der Benutzer ist diese Strategie durchaus verständlich. Es ist aber klar, dass auf diese Weise die spezifischen Stärken eines neuen Mediums nicht ausgeschöpft werden können.

*Haltung Zwei: „Das habe ich mir immer schon gewünscht!“ - Erweiterung.* Als regelgeleitetes Unternehmen verlangt die Edition geradezu die Verwendung des Computers als Rechenmaschine. Eine systematische Untersuchung der Textvarianz zur Ausleuchtung der stemmatologischen Verhältnisse ist ab einer bestimmten Menge an Textzeugen gar nicht mehr ohne denkbar. Der Computer erlaubt eine rationalere Textkritik, weil diese sich endlich auf die Gesamtheit der textuellen Daten stützen kann. Erst als Publikationsmedium erweitert der Computer aber

---

<sup>324</sup> Kamzelak, *Eine Editionsform im Aufwind* (1996), S. 487.

auch die grundsätzlichen Möglichkeiten und damit den Anwendungsbereich der Edition. Plötzlich werden Editionspläne und Wünsche, die mit dem Buch nicht umsetzbar schienen, realisierbar. Man greift zu digitalen Medien, weil erst mit diesen bestimmte Gegenstände adäquat edierbar werden.<sup>325</sup> Dies betrifft Texte mit allzu breiter Überlieferung, allzu umfangreiche Textsammlungen (z.B. Briefsammlungen oder Nachlässe) oder stark bildorientierte Werke. Dies betrifft aber auch bestimmte methodische Ansätze wie die *critique génétique* oder Programme der New Philology, der Material Philology oder des Iconic Turn.<sup>326</sup> Für Anhänger dieser Richtungen erschienen die digitalen Medien wie das lang ersehnte gelobte Land, in dem sie nun endlich das in Angriff nehmen konnten, wovon sie schon lange geträumt hatten, was ihnen das gedruckte Buch aber stets verwehrt hatte.<sup>327</sup>

Der Einsatz des Computers bedeutete hier weniger einen Gewinn an Objektivität und Berechnungsmöglichkeiten, sondern vielmehr einen Wegfall von medialen Beschränkungen. Digitale Medien machten mit der Mengenbeschränkung und Bildfeindlichkeit des Buches Schluss. Sie eröffneten neue Strukturierungs- und Ausdrucksmöglichkeiten, formten die impliziten Verweise zu expliziten Hyperlinks aus und erlaubten variable und mehrfache Ordnungssysteme und Präsentationsformen. Trotzdem geschieht der Aufbruch in das gelobte Land zunächst noch in Abhängigkeit von den alten Medien und Methoden. Realisiert werden soll, was man auch vorher schon hypothetisch – also jenseits der verfügbaren Medien – als Bedürfnis identifiziert hatte. Dieser Denkhorizont aber ist ein Effekt der bis dahin als alternativlos und damit als selbstverständlich und als a-technisch internalisierten Medien. Die neuen, die digitalen Medien, dienen nur der Erfüllung von Ideen, die auf dem Boden der alten Medien gewachsen sind. Noch 2001 stellt Chris Tiffin fest:

„we are simply in a transitional period in which we have not yet internalised the resources of the new technology, and that as they are better understood, our electronic scholarly editions will be designed to exploit the resources of the medium.“

*Haltung Drei:* „*Alles so schön bunt hier!*“ – *Inspirationen*. Die neuen technischen Möglichkeiten helfen bei der Erfüllung alter Träume. Sie tun dies, indem sie neue

---

<sup>325</sup> Für die Werke William Blakes beschreibt dies z.B. Viscomi, *Digital Facsimiles* (2002), S. 31. McGann, *The Rationale of Hypertext* (1997), S. 27ff argumentiert ähnlich auch für Dante Gabriel Rossetti, Emily Dickinson und William Wordsworth.

<sup>326</sup> Siehe z.B. Stolz, *New Philology* (2002): „There is no doubt that, on the screen, the variability postulated by New Philology can be presented in much more lucid, visual terms than in conventional editions of text“.

<sup>327</sup> McGann, *Rethinking Textuality* (2000) verweist auf seine editorischen Wünsche von ca. 1983 und sagt: „When the chance came some ten years later actually to build such a work, I thought I had come to the Promised Land“.



Funktionsmerkmale anbieten oder indem sie die technisch-ökonomischen Restriktionen des Vorgängermediums relativieren oder ganz aufheben. Die traditionelle kritische Edition ist entlang der Möglichkeiten der Drucktechnologie entwickelt worden. Alle Medien machen hinsichtlich der mikro- und makrostrukturellen Ausdrucksmöglichkeiten und Funktionalitäten „Angebote“ und sie setzen hinsichtlich der Art und Menge der Inhalte Restriktionen. Die Grundvorgaben des Buchdrucks waren die ökonomisch begrenzte Serie gleichmäßig großer Schrifträume (Seiten) und die Bevorzugung des typografischen Ausdrucks. Die Grundvorgaben digitaler Medien sind die beliebig umfangreichen, verknüpften, multimedialen Inhaltseinheiten in einer interaktiven, dynamischen Benutzeroberfläche.

Neue technische Möglichkeiten können genutzt werden, um alte Modelle zu realisieren; sie können aber auch experimentell eingesetzt werden, um ihre Brauchbarkeit in einem bestimmten Bereich zu testen.<sup>328</sup> Von den neuen Medien geht eine inspirierende Kraft aus, die Lösungen für Probleme aufzeigt, die durch die mediale Sozialisation in einer anderen Medienumwelt gar nicht bewusst wahrgenommen wurden: Das weitgehende Fehlen der bildlichen Ebene,<sup>329</sup> der mangelhafte systematische Zugang zum gesamten Wortbestand, die Auswahlhaftigkeit der Variantenverzeichnung, die restriktive Kontextualisierung, die Reduktion auf eine Textfassung sind Beispiele für solche Probleme, die in der Tradition der gedruckten Edition gar nicht als solche wahrgenommen wurden und die erst durch die alternativen Möglichkeiten der digitalen Medien als Desiderate erkennbar werden.

Das Medium schafft sich seine Editionen. CD-ROMs mit spezialisierter Software führen zu Korpusausgaben, die auf ganz bestimmte Nutzungsformen ausgelegt sind. Das WWW als Publikationsplattform legt das Nebeneinander von Bild und Text, hypertextuelle Netzstrukturen und browsende Navigationsmuster nahe. Es fordert den Editor auf, interaktive Ausgaben zu entwickeln, die auf die Eingaben des Nutzers reagieren. Und es lädt ihn ein, Mengenbeschränkungen zu überwinden, die Editions-inhalte in möglicher Vollständigkeit zu geben und weit zu kontextualisieren. Die neuen Medien führen, wenn man ihre neuen Möglichkeiten auf die Edition überträgt, zu einem Gegenentwurf zu den traditionellen Ansätzen. Im Laufe der

---

<sup>328</sup> So auch schon Hoffmann / Jörgensen / Foelsche, *Computer-Edition* (1993) und Kamzelak, *Eine Editionsform im Aufwind* (1996), S. 487.

<sup>329</sup> Die Rückwirkungen der Faksimilierung auf unseren Umgang mit Editionen und auf unsere Fragestellungen an Editionen diskutiert allgemein Urchueguía, *Edition und Faksimile* (2000), S. 351: „Faksimiles helfen uns Probleme zu lösen, die wir ohne sie (vielleicht) nicht kennen oder in Angriff genommen hätten. [...] Damit haben Faksimiles zweifelsohne den Vorrat an Fragestellungen, die an Texte, an Textträger und an Editionen gestellt werden, in einer Weise erweitert, die alles, was die ‚Erfinder [...] davon gehofft haben, immer [als] Kleinigkeit im Vergleich zu der Reihe nachfolgender Entdeckungen, wovon das Instrument der Ursprung war‘, erscheinen lassen werden“ (das eingeschlossene Zitat ist „François Dominique Arago, zitiert nach Walter Benjamin, *Kleine Geschichte der Photographie* (1931), Frankfurt/Main 1963, S. 69.“).

Durchsetzung der neuen Medien werden sie immer weniger als „das Neue“ diskutiert und als Abweichung von der etablierten, „normalen“ Darstellung im Druck beschrieben. Die Blickrichtung kehrt sich allmählich um, digitale Medien werden als Regelfall betrachtet und die Druckfassung als spezielle Ausgabeform mit unübersehbaren Defiziten.

„Das Buch galt über Jahrhunderte als perfekte Symbiose von Form und Inhalt und erst jetzt, da elektronische Texte in allen Bereichen des Lebens eine immer wichtigere Rolle spielen und den Status der Alltäglichkeit erreicht haben, werden uns die Unzulänglichkeiten von Papier in gebundener Form deutlich vor Augen geführt.“<sup>330</sup>

Das Neue entfaltet seinen Reiz gerade aus der Differenz zum Alten. In der Phase der Gegenabhängigkeit kann es dann auch um die Maximierung der Differenz gehen. Die digitale Edition soll dann die neuen „Features“ nach Möglichkeit ausschöpfen und jede Ähnlichkeit mit dem gedruckten Buch vermeiden.

*Haltung Vier: „... und plötzlich ist es etwas anderes“ – Verschiebungen.* In digitalen Editionen verändert sich nicht nur das Aussehen des Textes. Es verändert sich nicht nur das „Verhalten“ (die Funktionalität). Es verändern sich nicht nur die Inhalte. Vielmehr führt der Weg in die digitalen Medien – wie dies in Kapitel 2.1.2 immer wieder aufschien – auch zu Veränderungen in den zugrunde liegenden Theorien und Modellen. Wie in Teil Eins bereits für die Druckkultur aufgezeigt worden war, besteht ein enger Zusammenhang zwischen den technischen Rahmenbedingungen und den Denkansätzen, die mit bestimmten Medien umgesetzt werden. „Tools always shape the hand that wields them; technology always shapes the minds that use it“<sup>331</sup> – es gehört zu den Grundcharakteristika von Werkzeugen, dass sie beeinflussen, was man wie tun möchte, weil sie bestimmen, was man überhaupt tun *kann*. Willard McCarty stellt dies für die neuen Technologien einmal mehr als Entwicklungsprozess dar:

„what I take to be a common path for a new technology: first, in the imitative phase, it tends to be used as if it were merely an improvement upon and replacement for what is already known; then, after some time, we begin to see it as genuinely new, and to realize that its newness alters how we think about the world.“<sup>332</sup>

Selbst für einen traditionell ausgerichteten Editionswissenschaftler wie Ulfert Ricklefs war früh erkennbar, dass sich mit dem Übergang zur „EDV“ (selbst nur

<sup>330</sup> Steding, Warum noch Drucken? (2001), S. 159. Der ganze Beitrag ist aus der Warte der neuen Medien als Antithese zu den Druckmedien geschrieben.

<sup>331</sup> Sperberg-McQueen, Text in the Electronic Age (1991), S. 34.

<sup>332</sup> Willard McCarty, A Potency of Life: Scholarship in an Electronic Age, in: Serials Librarian 23/3,4 (1993), S. 80f.

als Hilfsmittel zur Editionserstellung) Grundlegendes ändern würde: „Neben die Spezialprobleme [...] treten prinzipielle Metaprobleme der EDV-Benutzung, das sind hermeneutische, texttheoretische und schließlich organisatorische Fragen.“<sup>333</sup>

Die neuen Medien berühren nicht nur die Detailfragen der Edition, sondern ihre theoretischen Grundlagen. Sie stellen *neue* Fragen, für deren Beantwortung die konzeptionellen Fundamente der Edition hinterfragt werden müssen. Dabei fällt auf, dass die neuen Medien in ihren technischen Bedingungen mit bestimmten neueren theoretischen Haltungen konvergieren, die selbst scheinbar ohne direkten Bezug zu irgendwelchen Technologien entstanden sind. Zu denken wäre hier an poststrukturalistische Ansätze, die Auflösung des traditionellen Autorbegriffes oder einen erweiterten Textbegriff, der die Offenheit, Dynamik und Nicht-Linearität des Textes, seinen Aufführungscharakter sowie die grundsätzliche Gleichberechtigung verschiedener Fassungen und Darstellungsformen betrifft.<sup>334</sup>

Zugleich begünstigen digitale Editionsformen bestimmte editorische Ansätze und Schulen und stärken damit ihre Position gegenüber jenen Ansätzen, die bisher von der Druckkultur privilegiert worden waren. Die Visualität und Materialität der Überlieferung kann besser sichtbar gemacht werden, die Aufforderung zur Konstruktion der einen autoritativen editorischen Fassung, die alle anderen Fassungen nahezu unsichtbar macht, wird schwächer. Synoptische Editionen, strikte Leithandschriftenausgaben, Text-Faksimile-Koppelungen liegen nun näher als die Beschränkung auf den kritischen Editionstext, zu dem variante Fassungen rein als illustrative Apparateinträge geboten werden. Gestärkt wird ein dokumentarischer Editionsansatz, der zunächst die Überlieferung in ihrer ganzen Breite verfügbar machen will und zu dem der schließliche kritische Text nur noch als mögliches Fernziel erscheint. Mit der einstweiligen Verlagerung der Schwerpunkte auf quellen-nahe Repräsentationsformen verschiebt sich nicht nur der Status des Editionstextes hin zu *einem* möglichen Lesevorschlag und zu einer bloßen weiteren „Aufführung“ des Textes. Es verschwimmen auch die Grenzen zwischen der kritischen Edition und den ihr zugrunde liegenden Arbeiten der Bestandserschließung, Transkription und kritischen Sichtung der Dokumentbefunde. Die neuen technischen Rahmenbedingungen legen ein Vorgehen nahe, bei dem das Material zunächst in „digitalen Bibliotheken“ organisiert wird. Aus diesen Bibliotheken können dann aber kritische Editionen herauswachsen, wenn die Dokumente immer tiefer erschlossen und einer historischen und philologischen Kritik unterzogen werden.

---

<sup>333</sup> Ricklefs, Zur Systematik historisch-kritischer Ausgaben (1999), S. 8.

<sup>334</sup> Tiffin, Issues in Electronic Scholarly Editions (2001) weist auf das wachsende Bewusstsein dafür hin, dass ein Text aus der Menge seiner Fassungen besteht. Während die Bedeutung des ggf. angenommenen einzelnen Urtextes dadurch zurückging, erschienen elektronische Editionen die unmittelbare Antwort auf diese methodische Entwicklung zu sein.

*Haltung Fünf: „Zurück zum Anfang“ – Neu denken.* Wenn die Beschäftigung mit den neuen Medien dazu geführt hat, die historische und technische Relativität der etablierten Ansätze im Bereich der Edition klar zu erkennen, dann verbietet sich eine naive Orientierung an den gerade verfügbaren Möglichkeiten neuer Medien. Dann muss die Antwort auf die Veränderungen der Rahmenbedingungen in einer Verallgemeinerung des Ansatzes liegen. Dieser hat sich dann aber nicht auf eine Synthese der alternativen Medienformen zu beschränken, sondern muss noch dahinter zurückgehen. Er muss von den Zielmedien absehen und sich den Ausgangsbedingungen zuwenden, die von der Überlieferung gesetzt werden. Die Offenheit computergestützter Verfahren, die Variabilität digitaler Medien und die Alternativität analoger und elektronischer Publikationsformen erlauben es uns, die Grundfrage nach der Edition neu zu stellen.<sup>335</sup>

Der Buchdruck mit seinen spezifischen technischen und ökonomischen Bedingungen hatte den Editoren schon in der Methodenentwicklung viele Fragen abgenommen, weil er sie gar nicht erst zugelassen hatte.<sup>336</sup> Die Offenheit digitaler Datenorganisation weist nun – im Verbund mit der grundsätzlichen Einfachheit und „Dummheit“ des Computers – in die andere Richtung. Er verlangt ein Denken in klaren Kategorien, die konsequent angewandt werden müssen. Er erfordert eine Abstraktion des Gegenstands und eine Verobjektivierung der beschreibenden und verarbeitenden Tätigkeiten des Editors. Komplexe digitale editorische Systeme können nur funktionieren, wenn sie auf einem kohärenten theoretischen Modell aufgebaut werden und wenn die „Daten“ nach festen, nachvollziehbaren Regeln erarbeitet worden sind. Der Medienwandel eröffnet die Chance auf eine grundsätzliche Rekonzeptionalisierung der Edition. Wenn Michael Giesecke in seinem Modell der medialen Übergänge hier von einer Phase der „Unabhängigkeit“ spricht, dann kann der Begriff für den Übergang zu einer digitalen Umwelt zwei Bedeutungen haben. Zum einen verweist er auf einen Entwicklungsstand neuer Medien, die zu einer ihnen gemäßen Form gefunden haben, die nicht mehr durch Abhängigkeiten oder Abgrenzungsreflexe gegenüber dem Vorgängermedium geprägt ist. Zum anderen kann der Begriff der Unabhängigkeit im Bereich des Digitalen auch eine Unabhängigkeit von den medialen Formen überhaupt bedeuten. Ob und in welchem Rahmen eine solche Unabhängigkeit möglich ist, wird später genauer zu beleuchten sein. Für die Edition kann eine konzeptionelle Trennung der „Inhalte“ und ihrer datentechnischen Aufbereitung von den schließlichen Präsentationsformen aber zu einem ganz neuen

---

<sup>335</sup> So bereits früh auch Landow, *Hypertext* (1996), S. 78: „it [the new technology / hypertext] encourages reconceptualizing the scholarly edition“. O'Donnell, *O Captain!* (2005), §3: „With the elimination of (many) traditional constraints faced by their print predecessors, electronic editors have been free to reconceive the intellectual organisation of their work.“

<sup>336</sup> Darauf verweist auch Landow, *Hypertext* (1996), S. 79. Er exemplifiziert dies am Beispiel der editorischen Anmerkungen.

methodischen Fundament werden. Diese Tendenz aber lässt sich wieder an die allgemeinen Gesetze medialer Entwicklungen zurückbinden: Mediengeschichte und Medientheorie beschreiben nämlich jeden Medienwechsel auch als eine Zunahme von Komplexität und eine Steigerung des Abstraktionsgrades.<sup>337</sup> In diesem Sinne würde der Übergang zu digitalen Editionsformen zu einem neuen Theoriegebäude führen, das sich vor allem durch ein höheres Maß an Abstraktion auszeichnet.

Die hier angedeuteten fünf Haltungen zur Edition im Medienwandel wirken auf den ersten Blick wie eine evolutionäre Abfolge von Entwicklungsschritten. Dies ist jedoch nicht zutreffend. Vielmehr handelt es sich um parallele Entwicklungsstränge, für die allerdings Konjunkturen feststellbar sind. Die Nachahmung der gewohnten Erscheinungsformen in neuen Medien ist eine vorübergehende Erscheinung. Sie ist aber auch Jahrzehnte nach dem Beginn digitaler Editionen noch immer ebenso präsent wie die anderen beschriebenen Haltungen. Die Mehrheit der praktisch arbeitenden Editoren denken und handeln immer noch so, als sei der Computer nichts als ein Werkzeug und bestenfalls ein zusätzliches Publikationsmedium, mit dem man einfach etablierte Vorstellungen (vielleicht sogar ein wenig besser) umsetzen würde.<sup>338</sup> Auf der anderen Seite ist die Idee, man müsse die Edition einmal von Grund auf neu denken, so alt wie der Computereinsatz in diesem Feld. Diese theoretisch anspruchsvolle Haltung läuft aber inzwischen sogar Gefahr, etwas in den Hintergrund zu geraten. Je stärker digitale Editionen etabliert sind und je mehr sich Standards der Erstellung, der inhaltlichen Organisation und der Publikationsoberflächen entwickelt haben, umso leichter fällt wieder der Verzicht auf eigene grundlegende Überlegungen und der Anschluss an vorgegebene Verfahrensweisen. Derzeit befinden wir uns noch in einer Phase, in der alle Haltungen gleichzeitig anzutreffen sind. Manche Editoren befinden sich noch ganz in Abhängigkeit vom typografischen Modell, manche versuchen mit den neuen Medien neue editorische Möglichkeiten auszuloten und manchen geht es darum, die Edition konzeptionell neu zu denken. In der hier versuchten Klassifizierung handelt es sich um eine theoretische Beschreibung der Veränderungen. Im Folgenden wird zu untersuchen sein, unter welchen Bedingungen digitale Editionsformen als „das Neue“ sich tatsächlich etablieren und zu einer Veränderung der editorischen Wirklichkeit führen.

---

<sup>337</sup> U.a. Ruth Weichselbaumer, *Mittelalter virtuell – Mediävistik im Internet*, Stuttgart 2005, S. 12f. „Jede Einführung eines neuen Mediums beschleunigt zwar den Prozess der Herstellung, Verbreitung und Rezeption von Informationen, doch macht sie ihn auch komplexer. [... S. 13] Die Mediengeschichte ist [...] eine Geschichte der Abstraktion, des physischen Abstandnehmens und schließlich der sukzessiven Fragmentierung eines ursprünglich ganzheitlich-körperlichen Kommunikationsprozesses.“

<sup>338</sup> Der Befund bei Robinson, *Where We Are* (2004), S. 126: „Almost all we have done, in the first ten years of electronic scholarly editions, is find ways of mimicking on screen elements long present in print and manuscript. [...] At their best, so far, most electronic editions do the same as book editions: they just do more of it, perhaps with marginally more convenience. In essence, their product is not significantly different qualitatively to that of print editions.“

### ***Zur Durchsetzung und Etablierung der digitalen Edition***

*The youth of today are not permitted to approach the traditional heritage of mankind through the door of technological awareness. This only possible door for them is slammed in their faces by a rear-view-mirror society.*<sup>339</sup>

Marshall McLuhan

*Because electronic publishing is incunabular, energetic, and exciting, it is surrounded by hype, exaggeration, ignorance, and skepticism.*<sup>340</sup>

Peter Shillingsburg

Digitale Editionen sind ein Sonderfall elektronischen Publizierens. Es gelten die gleichen Befunde: Der Wandel und die neuen Möglichkeiten sind aufregend und reizen zu neuen Überlegungen, Entwicklungen und Experimenten. Die schöne neue Welt wird aber nicht von allen mit übertriebener Euphorie begrüßt. Viele begegnen den aufkommenden neuen Formen auch mit Skepsis oder schlicht mit Ignoranz. Wenn die Wissenschaften von einem Streben nach den immer besseren Lösungen geprägt sind, dann sollte man davon ausgehen können, dass die digitalen Editionsformen die gedruckten Ausgaben allmählich ergänzen und schließlich so weit ganz ablösen müssten, dass Druckausgaben nur noch Nebenprodukte zu den eigentlich digitalen Grundformen wären. Alle Editionen werden heute bereits digital erstellt. Ihre Publikation in digitalen Medien wäre deshalb nur naheliegend und müsste längst ebenso „state of the art“ sein wie ihre digitale Erarbeitung.<sup>341</sup> Mit der Veröffentlichung in digitalen Medien müssten sich dann aber auch die Gewohnheiten und Erwartungen der Benutzer, die Inhalte der Editionen und ihre Funktionalitäten im Wechselspiel langsam ändern. Und schließlich auch die hinter den Editionen stehenden Methoden und die theoretischen Grundannahmen von den Gegenständen und Zielen der Edition.

Die empirisch zu untersuchende Wirklichkeit zeigt aber etwas ganz anderes. Die Liste der existierenden digitalen Editionen mag auf den ersten Blick lang erscheinen. Im Verhältnis zu den in den letzten zehn Jahren ausschließlich gedruckt erschienenen Ausgaben ist die Zahl digitaler Editionen aber verschwindend gering! Eine nachhaltige Entwicklung scheint nicht stattzufinden. Digitale Editionen scheinen aus dem Feld der Experimente nicht herauszukommen. Selbst in der methodischen Diskussion gibt es Bereiche, in denen traditionelle Fragen immer noch ganz ohne Rücksicht auf die veränderte mediale Wirklichkeit behandelt werden. Selbst in den Bereichen, in

<sup>339</sup> Marshall McLuhan und Quentin Fiore, *The Medium is the Massage, An Inventory of Effects*, z.B. Corte Madera (CA) 2001. Ursprünglich New York 1967.

<sup>340</sup> Shillingsburg, *Scholarly Editing* (31996), S. 161.

<sup>341</sup> Herberger, *Plädoyer* (1990), S. 338: „Mit 'elektronischer Edition' ist nicht gemeint, daß EDV-Hilfsmittel zur Vorbereitung der gedruckten Edition verwendet werden (sollen) – dies wird als selbstverständlich vorausgesetzt: Alles andere wäre nicht mehr 'state of the art'.“

denen schon früh eine Hinwendung zu digitalen Formen zu beobachten war, ist ein umfassender Wechsel der Publikationsparadigmen ausgeblieben.<sup>342</sup>

Im letzten Kapitel wurden verschiedene Haltungen und Strömungen skizziert, die für die Entwicklung digitaler Editionsformen typisch sind. Diese parallelen Haltungen scheinen teilweise leicht durchzusetzen zu sein, wenn es z.B. um die bloße Nachahmung gewohnter Formen geht. Manche scheinen sich langsam und unbewusst zu verbreiten, wie die allmählichen methodischen Verschiebungen als Reaktion auf veränderte technische und ökonomische Rahmenbedingungen und dadurch veränderte editorische Praktiken. Manche scheinen durchaus schwierig zu vermitteln, wie die Aufforderung, die Edition angesichts des fundamentalen technischen und medialen Wandels von Grund auf neu zu denken. Aus diesen Haltungen heraus ist aber nicht zu erklären, wieso digitale Editionen auf einen so beharrlichen Widerstand stoßen und sich auch mehr als fünfzehn Jahre nach Etablierung des World Wide Web im editorischen Alltag der Produktion und im wissenschaftlichen Alltag der Rezeption nicht durchgesetzt haben.

Die Vorbehalte und Hindernisse für die Durchsetzung neuer Editionsformen sind äußerst vielfältig. Ich skizziere im Folgenden 12 Teilfelder.

*Hindernis 1: Der Charakter des Wandels.* Die Veränderungen in der Edition sind umfassend. Sie betreffen nicht nur die Darstellung, sondern auch die Inhalte, die zugrunde liegenden Methoden und theoretischen Grundannahmen. Sie betreffen darüber hinaus sogar das Rezeptionsverhalten der Editionsbenutzer. Eine langsame evolutionäre Entwicklung in kleinen Schritten ist deshalb kaum sinnvoll möglich. Der Übergang zu digitalen Editionsformen fordert einen radikalen Schnitt, der weder von den Editoren, noch von den Benutzern einfach zu machen ist. Editionen waren auch bisher schon „schwierig“ genug. Sie waren deshalb darauf angewiesen, dass sie einem etablierten Modell folgen konnten, sei es in der gemeinsamen Grundmethodik, sei es in der Zusammenfassung zu langen Ausgabenreihen und Korpora oder in einigermaßen standardisierten typografischen Präsentation. Editionsmethoden, die Organisation in lang laufenden Reihen und eine eingeübte Wahrnehmung der typischen Editions-inhalte sind deshalb inhärent konservativ. Ein Wandel setzt in der Regel einen kompletten Neuanfang voraus. Eine in den Zeiten allgemeiner Mittelknappheit und zunehmender Beschränkung auf Forschungsprojekte mit kurzer Laufzeit fast unüberwindliche Hürde.

Neuanfänge digitaler Editionen sind im Rahmen kleiner experimenteller Projekte einfacher möglich. Digitale Editionen können ihre Vorteile aber dann am besten ausspielen, wenn sie sowohl in ihrer Tiefe als auch in ihrer Breite „umfassend“ sind. Tief erschlossene Materialien, mehrfache Präsentationsebenen (vom Bild bis hin

---

<sup>342</sup> Robinson, *Current Issues* (2005), §6 berichtet für die Beispiele der EETS (Early English Text Society) und der MEP (Model Editions Partnership), wie man sich hier bereits früh stark engagiert hatte, der Paradigmenwandel letztlich aber doch ausgeblieben ist.

zum kritischen Text), die Berücksichtigung der gesamten Überlieferung (inklusive Kontexten) bilden das Idealziel einer Edition, die eigentlich auch noch explizit mit weiteren Editionen und Ressourcen vernetzt sein müsste. Dieser Anspruch steht aber im Widerspruch zu den zunächst einzig realisierbaren kleineren begrenzten Versuchen.

*Hindernis 2: Die technischen Hürden.* Der Umgang mit digitalen Bildern, die Codierung von Editionsgehalten mittels Textauszeichnung und die Erstellung von Verarbeitungsskripten zur Erzeugung digitaler Publikationen stellen die Editoren vor neue technische Herausforderungen, für die sie nicht ausgebildet sind. Für externe Technikspezialisten steht in der Regel kein zusätzliches Geld zur Verfügung und einfache Werkzeuge, mit denen digitale Editionen ohne tiefere technische Kenntnisse erstellt werden könnten, sind nicht verfügbar.<sup>343</sup> Die technischen Herausforderungen scheinen für die meisten Editoren so hoch, dass sie von Anfang an abschreckend wirken.

*Hindernis 3: Inhaltliche Komplexität.* Traditionelle Editionen sind kompliziert und erfordern eine große Menge an Spezialwissen auf unterschiedlichen Feldern. Digitale Editionen gehen darüber hinaus und sind noch inhaltsreicher und komplexer. Die scheinbar grenzenlosen Möglichkeiten bei der Umsetzung alter und neuer Ziele, die inhärente Offenheit für Weiterentwicklungen und permanente Veränderungen führen leicht zu sehr hohen Ansprüchen an die Editoren und zu einer gewissen Orientierungslosigkeit.<sup>344</sup> Zahlreiche digitale Editionen sind in den letzten zehn Jahren versandet und gescheitert. Sie sind irgendwann abgebrochen worden, weil keine klare Linie gefunden wurde, in der man wenigstens zu publikationsfähigen Teilmodulen gekommen wäre. Andere Editionen werden vor dem Hintergrund gestiegener Anforderungen gar nicht erst als digitale Projekte begonnen, wie Peter Robinson feststellt: „For me, the reason few electronic editions are now being made is rather simple: the task is too large for any one scholar or group.“<sup>345</sup>

*Hindernis 4: Fehlende Vorbilder.* Es gibt etliche gute digitale Editionen. Allerdings sind die Überlieferungslagen, die Textsorten, die fachlichen Zugänge und die editorischen Methoden so unterschiedlich, dass fast jeder neu anzugehende Editionsfall immer noch ein Sonderfall ohne vergleichbaren Beispielfall zu sein scheint. Eine Orientierung an etablierten Vorbildern oder gar eine Übernahme von methodischen Ansätzen, technischen Lösungen und digitalen Benutzeroberflächen ist deshalb kaum möglich. Für fast alle zu projektierenden Editionen scheint in allen Bereichen

---

<sup>343</sup> Auch Robinson, *Current Issues* (2005) sieht einen Hauptgrund des Scheiterns digitaler Editionen im Fehlen einfacher und überzeugender Werkzeuge, mit denen Editionen erstellt werden könnten, ohne jedes Mal alles selbst entwickeln zu müssen.

<sup>344</sup> Schon früh bemerkt Unsworth, *Electronic Scholarship* (1996), S. 241: „electronic editions have, at least potentially, the disturbing quality of open-endedness, of extensibility, and of collectivity“.

<sup>345</sup> Robinson, *Electronic Editions* (2007), S. 10.



konzeptionelles und technisches Neuland zu betreten zu sein. Nirgendwo scheint eine Edition in Beschränkung auf rein inhaltliche Arbeiten und unter Übernahme fertig entwickelter Modelle möglich zu sein.

*Hindernis 5: Psychologische Probleme.* Die gegenwärtige Generation von Editoren und Editionsbenutzern sind 25 bis 60 Jahre lang in einer Buchkultur sozialisiert worden. Das Buch erscheint zunächst als Ausgangspunkt, als Normalzustand, als selbstverständlicher und guter Standard.<sup>346</sup> Allem Neuen wird dagegen mit Skepsis und Misstrauen begegnet. Dies wird noch durch die medienspezifischen Statuszuschreibungen verstärkt. Das scheinbar „autarke“, „medienfreie“, angeblich langfristig sichere gedruckte Buch mit seinem fixierten, abgeschlossenen Ein-Text erhebt einen autoritativen Anspruch.<sup>347</sup> Digitale Medien mit ihrer Variabilität, ihrer Dynamik und ihrer Grenzenlosigkeit erheben diesen Anspruch gerade nicht, sondern relativieren die Gültigkeit der verschiedenen Präsentationsformen. Solange der eine finale, stabilisierte und kanonisierte Text auch als eigentliches Ziel und Zweck der Edition aufgefasst wird, muss das Buch als einziges verlässliches Medium erscheinen.<sup>348</sup> Digitale Editionen wirken dann wie eine Bedrohung der Ordnung und sind abzulehnen.<sup>349</sup> Außerdem ist die Zukunft digitaler Editionen offen: dem gut bekannten Modell Druckedition steht das noch Unbekannte und damit das Unwägbare und

<sup>346</sup> Neue Medien werden dann als Abweichung zu dem diskutiert, was als „normal“ aufgefasst wird. Reuß, Textkritische Editionen (1999) lehnt z.B. Bildschirme als Präsentationsmedien für Editionen ab, weil sie querformatig seien – und nicht hochformatig wie die Bücher! Dabei sieht er den Vorteil von gedruckten Editionen gerade darin, dass man bei aufgeschlagener Doppelseite Faksimile und Transkription gegenüberstellen könne – was aber eigentlich dem Querformat des Bildschirms entsprechen würde.

<sup>347</sup> Schepers, *Alternative* (1997), S. 204: „Eine dem Buch vergleichbare Unabhängigkeit wird die E-Publikation wohl nie erreichen. Insbesondere wird die Buchausgabe der kritischen Editionen bleiben müssen, denn nur sie geben den authentischen, mit seinem wissenschaftlichen Apparat urheberrechtlich geschützten Text, und nur sie geben ihn mit einer zitierbaren Struktur – bis in die Zählung der Seiten, Zeilen und Fußnoten. [...] Jedenfalls muß der unmittelbare, das soll heißen der medienfreie [...] Zugang zur historisch-kritischen Edition erhalten bleiben.“

<sup>348</sup> Selbst ein Vertreter digitaler Editionsformen wie Michael Stolz hält die gedruckte Ausgabe noch 2001 für unverzichtbar: Stolz, [Sammelrezension zu den *Canterbury-Tales-CDs*] (2001): „Zweifelloso kann eine elektronische Mehrtextedition nicht von den wissenschaftlichen Aufgaben einer kritischen Textausgabe entbinden, geschweige denn diese ersetzen. [...] Es] wird die große Mehrzahl derjenigen, die mit Texteditionen zu tun haben, nach wie vor einen verbindlichen Lesetext und eine Buchausgabe (mit den ihr eigenen Möglichkeiten des Blätterns und Anstreichens) wünschen. Dies gilt für die wissenschaftlichen Leser [...] wie für eine breitere Öffentlichkeit. [...] Dies gilt [...] für Verlagshäuser [...] und [...] für die Herausgeber selbst, denen an einer nicht nur virtuellen Publikationsform ihrer jahrelangen editorischen Bemühungen gelegen ist.“

<sup>349</sup> Die neuen Formen als Zumutung z.B. bei Urchueguía, *Edition und Faksimile* (2000), S. 350: „Die Möglichkeiten, die der Computer dem Editor bietet, sind schon lange Gegenstand zum Teil kontroverser, zum Teil visionärer Auseinandersetzungen. Prognosen, zumal solche, die sich auf die Zukunft beziehen, sind immer ein riskantes Unterfangen, es ist aber eine bewährte Maxime, daß nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht wurde. [...] Ob Philologie und Dichtung in dem uns vertrauten Sinne diese Technik überleben, ist m.E. gewiß, sie haben ja schon Schlimmeres ertragen. Ungeschoren werden sie aber sicher nicht davonkommen.“

Riskante gegenüber.<sup>350</sup> Kann man es sich wirklich leisten, ein Projekt, das über viele Jahre hinweg ein ganzes Projektteam beschäftigen wird, tatsächlich auf ein letztlich noch nicht ganz bekanntes Ziel auszurichten?

*Hindernis 6: Fehlende Rezeptionsmethodik.* Auch die Benutzung von Editionen ist auf die Möglichkeiten der Buchkultur ausgerichtet und auf sie beschränkt. Editionen werden „gelesen“ statt „benutzt“. Im Zentrum steht zunächst der kontemplative Zugang zu den Quellen.<sup>351</sup> Bieten digitale Editionen andere Zugangswege (Browse & Search) und Nutzungsformen (Zugänglichkeit für analytische Werkzeuge) an, dann können die meisten Benutzer diese erst einmal nicht voll nutzen. In einer analogen Forschungspraxis bedeuten digitale Forschungsressourcen zunächst einen Medienbruch. Ihr Potenzial würden sie erst entfalten können, wenn auch die Rezeption sich verändert hat. Digitale Editionen erweisen sich dann als überlegen, wenn die dazu passenden Fragestellungen entwickelt sind – auf die gedruckte Editionen keine Antworten geben können. Der im Buchdruck sozialisierte Forscher erwartet, durch den kanonisierten Text entmündigt zu werden. Mit einem Text als Skala von Verarbeitungsschritten, mit einem multiplen, unfesten Text können viele nichts anfangen. Hier fehlt eine differenzierende Rezeption, die sich in spezieller Quellenkritik des jeweiligen Status einer gerade gebotenen Textfassung bewusst ist. Dieses Problem beschränkt sich nicht nur auf die Texte *in* einer Edition, sondern erstreckt sich auf die Wahrnehmung digitaler Publikationen insgesamt! Weil ein differenziertes Verständnis fehlt, weil es kein etabliertes, einfaches und eindeutiges System „bibliografischer Codes“ gibt, werden im digitalen Bereich unkritische Texte und kritische Editionen nicht korrekt unterschieden: die reinen Textwiedergaben ohne editorischen Anspruch werden fälschlich den „digitalen Editionen“ zugerechnet und es wird daraus ein Qualitätsverfall in diesem Bereich abgeleitet.<sup>352</sup> Digitale Editionen werden auf der anderen Seite teilweise gar nicht als „echte“ kritische Editionen wahrgenommen und in der wissenschaftlichen Nutzung schlicht ignoriert.<sup>353</sup>

*Hindernis 7: Scheinbarer Qualitätsverlust.* Zu der Verwechslung von unkritischen elektronischen Texten und kritischen digitalen Editionen kommen weitere Faktoren,

---

<sup>350</sup> Typisch für diese Sichtweise Donaghy, *Look before you leap* (1998), S. 107: Bei der Abwägung zwischen den alten und den neuen Verfahren „zogen wir also den Schluß, daß es unklug wäre, ein eingeführtes und erfolgreiches Publikationsverfahren aufzugeben und dafür ein Vorgehen zu wählen, das auf ein Bekenntnis zum Glauben an die Allmacht von Bill Gates und seinesgleichen hinausläuft.“

<sup>351</sup> Thaller, *Datenbasen als Editionsformen?* (1989), S. 233ff: „These 1. Datenbanken können gedruckte Editionen nicht in dem Sinne ersetzen, daß sie das gedruckte Buch verzichtbar machen: Das hat letzten Endes psychologische Gründe, da die Möglichkeit, einen Text in einer bestimmten statischen Form zu überblicken, einen wesentlichen Bestandteil der Auseinandersetzung mit einer Quelle bildet.“

<sup>352</sup> Diesen Grundfehler begeht z.B. Bein, *Anmerkungen zu digitalen Editionen* (2001).

<sup>353</sup> Robinson, *Current Issues* (2005), §11: „scepticism [of scholars] leads rather easily to the opinion that electronic publication is not ‘real’ publication at all.“ Er beschreibt dann am Beispiel der Editionen des *Canterbury Tales Project*, wie diese unbestreitbar neuesten und besten Ausgaben in den aktuellen Chaucer-Studien nicht benutzt (zumindest aber nicht zitiert!) werden.

die dazu führen, dass „digitale Editionen“ generell unter den Verdacht gestellt werden, von minderer Qualität zu sein.

Viele digitale Editionen entstehen in experimentellen, kurz laufenden, gering finanzierten Projekten ohne stabilen institutionellen Rückhalt. Sie liefern häufig wichtige methodische Beiträge, erreichen aber vom Umfang und vom Grad der Fertigstellung oft keinen Zustand, der sie als vollgültige – und bessere – Konkurrenz zu den gedruckten Ausgaben erscheinen lassen würde. Kurze methodische Vorstudien werden in einer undifferenzierten Wahrnehmung mit gedruckten Bandreihen verglichen, die mit erheblichen finanziellen Mitteln über Jahrzehnte entstanden sind.

Im Übergang von der manuellen zur computergestützten Editionsarbeit gab es schon früh Vorbehalte gegen die damit einhergehende Regelerorientierung und den scheinbar wachsenden Positivismus in der Edition. Wenn die Editorik über die Kunst der divinatorischen Emendation bestimmt wird, dann kann der Computer hier tatsächlich keinen wesentlichen Beitrag leisten.<sup>354</sup> Vollständigkeitsanspruch, Objektivierung und Transparenz der digitalen Verfahren und Publikationsweisen werden dann nicht als Fortschritt, sondern als Gefahr für die editorische „Kunst“ angesehen,<sup>355</sup> der Einsatz des Computers gar als „Verschleierung philologischer und editorischer Inkompetenz“ diffamiert.<sup>356</sup> Dahinter steht allerdings die durchaus richtige Beobachtung, dass digitale Verfahren zu veränderten Schwerpunktsetzungen in der Editionspraxis führen.

---

<sup>354</sup> So argumentiert z.B. Small, *Text-Editing* (1993), S. 30, dass editorische Entscheidungen häufig eben nicht regelbasiert seien und konstatiert „the inability of computers to mimic the non-rule bound nature of human value-judgements. In this sense, then, the computer clearly cannot operate as a substitute for the text-editor. The computer, that is, cannot generate the evaluative principles for making editorial decisions.“

<sup>355</sup> So argumentiert z.B. Fuhrmann, *Sind eben alles Menschen gewesen* (1996), S. 122-126, dass der Einsatz des Computers zu Lasten „inhaltlicher Erkenntnis“ gehen könnte: „Edieren kann hier zu einem artifizialen Spiel werden: der Text wird EDV-gerecht zerlegt, der Inhalt tritt zurück“ (S. 122), S. 126 spricht er von einer „[...] Verkümmern der Erkenntnis vor lauter technischer Geschäftigkeit, und darin liegt eine Gefahr; [...] Die technisch gestützte positivistische Kenntnis von Phänomenen bringt noch keinen Zugewinn an Erkenntnis.“

Jürgen Römer in Stand, Aufgaben und Perspektiven territorialer Urkundenbücher im östlichen Mitteleuropa, hg. von Winfried Irgang und Norbert Kersken, Marburg 1998, S. 143 (Diskussion): „Bei der Vorstellung, daß ein Computer eine Emendation herstellt, stellen sich mir die Haare zu Berge. Selbst wenn der noch so viel Vergleichsmaterial drin hätte, würde ich doch niemals einem Computer gestatten, mir diese Arbeit abzunehmen.“

<sup>356</sup> Gärtner, *Editionsdesiderate* (1994): „Das neue Werkzeug ist freilich gerade aufgrund seiner Vorzüge (automatisches Exzerpieren, Sortieren, Vergleichen, Zählen usw.) früh in Mißkredit geraten, nicht allein etwa wegen der Berührungängste der Philologen, sondern weil der ungeschickte und unpassende Einsatz des Computers leicht philologische und editorische Inkompetenzen verschleiern konnte. Das galt bis zum Anfang der 1970er Jahre für den Einsatz des Computers in der Lexikographie und gilt inzwischen immer mehr auch für Editionen.“ Dies wird wieder aufgegriffen bei Ott, *Elektronische Edition* (1997), S. 200f.

Nur wenn man die Edition auf die subjektive Konstruktion eines verbindlichen Textes reduziert, kann man solche methodischen und inhaltlichen Verschiebungen als Qualitätsverlust auffassen. Tatsächlich wird in der komplexer gewordenen digitalen Edition der konstituierte Editionstext in seiner Bedeutung schon dadurch relativiert, dass er durch viele andere Textpräsentationsformen und kontextualisierende Materialien ergänzt wird.<sup>357</sup> Die gestiegene Bedeutung der bildlichen Wiedergabe und dokumentnaher Textfassungen *kann* dazu führen, dass der philologisch-kritischen Verarbeitung des Textes eine geringere Aufmerksamkeit zuteil wird. Es kommt aber auf die jeweilige editorische Grundhaltung und die Wünsche und Anforderungen der Nutzerseite an, ob man darin einen Qualitätsverlust oder -gewinn sehen möchte. *Hindernis 8: Variabilität und Langfristigkeit.* Gedruckte Editionen sind inhaltlich stabil und als Medium scheinbar langlebig. Dass die Dauerhaftigkeit des Drucks nicht nur eine Frage der physikalischen Haltbarkeit, sondern auch und vor allem der institutionellen Infrastruktur aus wissenschaftlichen Bibliotheken ist, spielt dabei keine Rolle, weil diese Infrastruktur eben schon vorhanden und hoch entwickelt ist. Digitale Medien stehen unter dem Verdacht, nicht nur schnell zu veralten, sondern dann auch ganz unbrauchbar und unlesbar zu werden. Dies trifft auf die physischen Speichermedien für den privaten Sektor sicher zu. Aber auch bei den Bibliotheken ist nicht gewährleistet, dass z.B. CD-ROM-Ausgaben von ihnen dauerhaft in einem Netzwerk lauffähig gehalten werden. Auf der Rezeptionsseite gibt es deshalb erhebliche Vorbehalte gegenüber digitalen Editionen auf physischen Trägern als dauerhafte Referenzausgaben.

Die mediale Tendenz in der digitalen Edition zielt heute aber bereits eindeutig auf Online-Publikationen. Hier bestehen bei der Veröffentlichung auf den Servern dauerhafter Einrichtungen und einem entsprechenden „institutional commitment“ zur dauerhaften Bereitstellung eigentlich gute Aussichten, dass digitale Editionen langfristig verfügbar sein werden. Die Wahrnehmung der „Stabilität“ der Ausgaben hängt aber nicht nur von der grundsätzlichen Online-Präsentation ab, hier geht es auch um das „Aussehen“ der Edition. Während es für den Buchdruck eine etablierte Formensprache gibt, sind die ästhetischen Muster digitaler Publikationen immer noch in schnellem Wandel begriffen. Digitale Editionen sind nicht nur von ihrem Inhalt her variabel, sondern müssen auch in ihrem Erscheinungsbild den jeweiligen Erwartungen der Benutzer angepasst werden. Digitale Editionen müssten eigentlich permanent gepflegt, aktualisiert und von Zeit zu Zeit einem „relaunch“ unterzogen werden. Dies untergräbt aber nicht nur die Stabilitätserwartung auf

---

<sup>357</sup> Walsh, *The Fluid Text* (1993), S. 38 äußert seine Ängste, dass eine unweigerlich zum dokumentarischen tendierende elektronische Edition die hohe Kunst der editorischen Entscheidungen und Textgestaltungen an den Rand drängen würde. Dass der entfesselte Leser als do-it-yourself-Editor und als Laie ohne Fachwissen das zentrale Anliegen des Edierens unterlaufen würde: uns über den Willen und die Absichten des Autors hinsichtlich seines Textes zu unterrichten.

Nutzerseite, sondern erhöht auch den Aufwand auf der Seite der Editoren. Digitale Editionen können theoretisch kaum jemals als fertig „entlassen“ werden. Tatsächlich enden digitale Editionsprojekte am Ende ihrer Finanzierung und müssen dann als grundsätzlich „unfertig“ wahrgenommen werden. Sie können zwar einen inhaltlich gut legitimierbaren Zwischenstand erreicht haben, aber selbst der muss die bibliografischen und ästhetischen Codes seiner Zeit mit sich führen und wird zwangsläufig innerhalb weniger Jahre äußerlich veraltet wirken. Die digitale Edition als Edition ohne Grenzen und als lebender Organismus passt damit weder in die bisherige Methodik der Edition, noch in die derzeitige Organisation der Forschung.

*Hindernis 9: Refinanzierung und Rechtewahrung.* Gedruckte Editionen haben ihren Preis. Sie sind im ökonomischen System der Verlage als Produzenten und Bibliotheken als den typischen Konsumenten wissenschaftlicher Editionen gut eingeführt. Digitale Editionen sind – bis auf wenige Ausnahmen – bislang anscheinend nicht erfolgreich zu vermarkten gewesen. Verschiedene Modelle der Refinanzierung sind in den letzten zehn Jahren diskutiert und teilweise ausprobiert worden.<sup>358</sup> Es zeichnet sich derzeit aber kein einfacher überzeugender Weg ab, auf dem wissenschaftliche Ressourcen durch Vermarktung zu ihrer Refinanzierung beitragen könnten. Mehrheitlich dürften digitale Editionen jetzt und in der näheren Zukunft als kostenfreie Online-Angebote veröffentlicht werden.

Die hervorragende Sichtbarkeit, Zugänglichkeit und Nutzbarkeit dieser Publikationsform geht nicht nur mit einer Entökonomisierung der Produkte wissenschaftlicher Arbeit einher, es bestehen hier teilweise auch Sorgen hinsichtlich des „copyright-control“ und einer drohenden „geistigen Enteignung“.<sup>359</sup> Weil digitale Ressourcen ohne Weiteres kopiert und leicht in anderen Zusammenhängen nachgenutzt, verändert, verarbeitet und neu publiziert werden können, besteht grundsätzlich die Gefahr des Plagiats und der unautorisierten Neu-Herausgabe.<sup>360</sup>

Beide Argumente erweisen sich bei näherer Betrachtung aber als Scheinargumente. In der Ökonomie der gedruckten Edition war die Editionserstellung tatsächlich schon früher von der Vermarktung getrennt. Editionen sind in der Vergangenheit fast nie durch den Verkauf der gedruckten Bände finanziert worden. Die Einnahmen aus den Publikationen fielen fast immer vollständig den Verlagen zu, die damit ihre Aufwendungen für Satz, Herstellung und Vermarktung deckten. Die Erarbeitung von Editionen ist schon immer hauptsächlich durch öffentliche Mittel finanziert worden – das Argument einer notwendigen Refinanzierung über die Vermarktung der Publikationen ist also selten stichhaltig. Für die Ängste vor einer Verfälschung

<sup>358</sup> Für die dokumentarischen Editionen spricht noch Chesnutt, *The Model Editions Partnership* (1997) von der Suche nach einem „self-sustaining economic model“.

<sup>359</sup> Beide Aspekte, Vermarktung und Plagiatsgefahr spricht kurz auch Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 19f an.

<sup>360</sup> Diese Idee z.B. noch bei Donaghy, *Look before you leap* (1998), S. 106f.

der Daten, vor Raubkopien, Plagiaten und kommerzialisierten Neuausgaben gibt es ebenfalls keine empirische Grundlage. Da kein „Markt“ besteht, gibt es kaum ökonomische Anreize zu solchem Tun und auch hinsichtlich des „wissenschaftlichen Systems“ dürfte ein Plagiator in den seltensten Fällen langfristig davon profitieren, wenn er fremde geistige Leistungen für sich zu reklamieren versuchte. Hier könnte statt eines möglichen Schadens für die Editoren sogar umgekehrt argumentiert werden, dass eine Weiterverwendung editorischer Leistungen in der wissenschaftlichen Community nur die Bedeutung und damit den Wert dieser Leistungen erhöhen würde.

Wenn Editionen aus Gründen der schlechten Vermarktungsaussichten oder der Angst vor Missbrauch nicht in die Freiheit der Online-Zugänglichkeit entlassen werden, dann handelt es sich hier in der Regel um wissenschaftslogisch und empirisch nicht nachvollziehbare, vornehmlich psychologisch motivierte Abwehrhaltungen.

*Hindernis 10: Rechte Dritter.* Die gedruckte Edition setzt sich an die Stelle der tatsächlichen Überlieferung der Dokumente und der Forschungstradition aus Textausgaben und weiteren Kontextmaterialien. Sie ist exklusiv. Für die digitale Edition ist eine inklusive Tendenz maßgeblich. Die Beigabe von bildlichen Repräsentationsformen der Überlieferung (digitale Faksimiles) ist methodisch gesehen ebenso selbstverständlich wie die Einbeziehung der bisherigen Ausgaben und wissenschaftlichen Kontexte. Die Rechte für die Publikation dieser Materialien sind aber sehr häufig überhaupt nicht in einem vertretbaren ökonomischen Rahmen zu erlangen!<sup>361</sup> Bibliotheken und Archive verweigern häufig die Erlaubnis zur Veröffentlichung von digitalem Bildmaterial und die maßgebliche rezente gedruckte Literatur unterliegt dem Copyright und kann nicht ohne Weiteres in die digitalen Editionen einbezogen werden. Die gegenwärtige Rechtslage – verstärkt noch durch die allseitige Unklarheit über die genauen Details dieser Rechtslage – verhindert eine Entfaltung inhaltlich umfassender Editionen.<sup>362</sup> Die Durchsetzung digitaler Editionen wird durch die problematische Rechtesituation und die restriktive Vergabe von Bildrechten seitens der bewahrenden Institutionen behindert. Eine Lösung für dieses Problem könnte zwar darin liegen, dass die entsprechenden Materialien in den besitzenden Institutionen digitalisiert und angeboten und in die Editionen nur noch als Referenz eingebunden werden; eine solche Rollenverteilung steht aber immer noch ganz am Anfang ihrer Entwicklung und praktischen Umsetzung.

---

<sup>361</sup> Auch Robinson, *Electronic Editions* (2007), S. 11 sieht eines der größten Probleme für die Etablierung digitaler Editionen in „the expense and difficulty of negotiating capture and permissions rights for high-quality digital images of original materials“.

<sup>362</sup> Probst, Dürrenmatt per Mausclick (1999), S. 217 berichtet davon, dass man überlegt habe, eine CD-ROM-Edition wegen der Rechteprobleme nur als „Ausstellung“ im eigenen Hause zugänglich zu machen.

*Hindernis 11: Marktdurchdringung.* Für gedruckte Editionen gibt es einen klar geregelten und gut berechenbaren Markt. An der Anschaffung relevanter wissenschaftlicher Ausgaben kommt eine bestimmte Zahl von Bibliotheken nicht vorbei. Die Produktion von Editionen ist für die Verlage ein dankbares Geschäft: Herstellungskosten und Mindestgewinn müssen nur durch die Zahl der „sicheren Abnehmer“ geteilt werden um zu einem Preis zu kommen, der ein Verlustgeschäft im Grunde ausschließt. Die gedruckten Editionen finden so zu einer zwar häufig niedrigen, aber doch allgemeinen Verbreitung innerhalb des Systems der Informationsversorgung ihres wissenschaftlichen Zielpublikums. Diese etablierten Mechanismen fehlen für den Bereich digitaler Editionen. CD-ROMs sind in der Vergangenheit von den Verlagen nicht besonders gefördert und auf der Bibliotheksseite sind sie zugleich nur zurückhaltend angeschafft worden. Damit hatten sie von Anfang an eine schlechte Durchdringung des Marktes und eine niedrigere Sichtbarkeit für die Forschung. Online-Editionen laufen vollständig an diesen Strukturen vorbei. Für ihre umfassende Einbindung in die Forschung bedarf es neuer Kommunikationswege und Rezeptionsgewohnheiten – die noch nicht allgemein verbreitet sind.

Mit dem ökonomischen Markt korrespondiert nämlich auch der wissenschaftliche Markt der Aufmerksamkeitsökonomie und der Zuweisung von sozialem Kapital durch Rezeption und Rezension. Gedruckte Werke sind auf dem bestehenden Markt sichtbar, werden angeschafft, nachgewiesen, vorgehalten und in den jeweils einschlägigen Fachzeitschriften besprochen. Für digitale Publikationen besteht noch kein paralleles umfassendes System der wissenschaftlichen Rezeption und Evaluation. Die Landschaft der fachspezifischen Online-Portale, die digitale Editionen erfassen würden und der Online-Zeitschriften, die Rezensionen zu digitalen Editionen veröffentlichen würden, ist immer noch erst im Entstehen begriffen.

*Hindernis 12: Soziale Rahmenbedingungen.* Neben den bereits erwähnten psychologischen Hemmnissen sind es vor allem die sozialen Faktoren, die letztlich für die schleppende Entwicklung und Durchsetzung digitaler Editionsformen verantwortlich sind. Hinsichtlich der Methodenbildung ist die aktuelle Wissenschaftsorganisation latent konservativ. Die akademische Lehre liegt z.B. in den Händen von Wissenschaftlern, die von ihrer medialen und technischen Sozialisation her aus einer anderen Zeit und Welt stammen. Diese ziehen aber Schüler nach sich, die die althergebrachten Methoden eher weitertragen, als sie in Frage zu stellen. Die Methodenentwicklung der digitalen Editorik erscheint dagegen als Spielfeld akademischer Außenseiter, deren Interdisziplinarität als Fachfremdheit wahrgenommen werden kann und die im jeweiligen Mainstream eines Faches kaum durchdringen.

Hinsichtlich der editorischen Praxis kann zwischen den etablierten Großunternehmen und den kleineren Editionsprojekten unterschieden werden. In den „großen“ Editionen besteht grundsätzlich kaum ein Anreiz für Veränderungen. Weder die Editionsmitarbeiter, noch die wissenschaftlichen Leitungen, noch die Gutachter-

gremien sehen in der Regel einen Anlass, bisherige Methodiken und Praktiken in Frage zu stellen und sich mit der Hinwendung zu neuen Methoden und Techniken auf ein offenes und unbekanntes Feld vorzuwagen, das höhere Ansprüche und die Edition vor neue Probleme stellt. Druck kann hier nur von Seiten der Geldgeber kommen, die zeitgemäße Arbeits- und Publikationsweisen einfordern könnten. In der Regel verlaufen hier die Entscheidungswege aber ebenfalls über die etablierten Fachwissenschaftler der letzten oder vorletzten Generation, die methodische und technische Neuerungen nicht als logische Weiterentwicklungen betrachten, sondern ihnen teils distanziert, teils mit Unverständnis gegenüberstehen und sie im äußersten Fall sogar als Angriff auf ihre eigenen methodischen Haltungen wahrnehmen. Einzelne etablierte oder Nachwuchswissenschaftler sind frei, eigene digitale Editionen zu erarbeiten. Die notwendige Begrenztheit solcher Projekte steht zwar in einem gewissen Widerspruch zu den umfassenden und inklusiven Tendenzen der digitalen Editorik, auf der Grundlage einer geschickten Modularisierung und Selbstbeschränkung ist die Realisierung guter Ausgaben aber dennoch möglich. Das Problem liegt dann aber auch noch in der Zuweisung von sozialem Kapital durch die jeweilige Fachwissenschaft. Die in der digitalen Editorik notwendigen technischen Kenntnisse werden z.B. oft als fachfremd wahrgenommen und nicht der fachlichen Kompetenzbildung zugerechnet.<sup>363</sup> Digitale Publikationen werden häufig immer noch nicht als „echte“ Publikationen gewertet und bringen deshalb für die wissenschaftliche Reputation nicht den gleichen Ertrag wie vergleichsweise einfachere gedruckte Publikationen. Der Anreiz, sich mit erheblichem Aufwand zusätzliche Kompetenzen zu erarbeiten, die aufgrund der sozialen Verfasstheit der Forschung nicht hoch geschätzt werden und voraussichtlich nicht dem eigenen Fortkommen dienen werden, ist deshalb selbst für junge Nachwuchswissenschaftler gering.

*Wie können digitale Editionen sich trotzdem durchsetzen?* Offenkundig gibt es für die Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Edition unter den Bedingungen einer entstehenden digitalen Kultur eine große Zahl vielfältiger Hemmnisse. Mit den unmittelbaren technischen Änderungen gehen mediale, methodische, theoretische und schließlich auch gesellschaftliche Wandlungen einher. Dieser umfassende Prozess kann sich nur allmählich entfalten und ist in seinen zukünftigen Facetten auch noch immer nicht klar absehbar. Dass zukünftige Editionen digital erstellt und publiziert werden, daran kann kein Zweifel bestehen. Nur der Weg dorthin ist nicht einfach und geradlinig. Für die nähere Zukunft scheinen aber einige Tendenzen erkennbar zu sein, die bei der allgemeinen Verbreitung und Durchsetzung digitaler Editionsformen eine Rolle spielen dürften.

---

<sup>363</sup> Dieses Problem auch bei Flanders, *Detailism* (2005), S. 60f.



*Langsame Verbreitung (retro-)digitalisierter Editionen.* Bestehende gedruckte Editionen werden retrodigitalisiert. Aktuelle, für den Druck erarbeitete Editionen werden parallel digital zur Verfügung gestellt. In beiden Fällen handelt es sich nicht um digitale Editionen im engeren Sinne; nicht um Editionen „neuen Typs“. Trotzdem gehen bereits mit der neuen Form der Präsentation und Verfügbarkeit einige Veränderungen einher. Die Potenziale der nachträglichen Tiefenerschließung, der Vernetzung mit anderen Ressourcen und der unmittelbaren Zugänglichkeit für die analytische Auswertung und Weiterverarbeitung werden dazu führen, dass diese Editionen gegenüber ihren gedruckten Vorlagen mindestens zum Teil verändert und erweitert werden. Retrodigitalisierte Editionen sind zwar in einem bestimmten historischen Denkmodell gefangen, sie bieten aber dennoch die Möglichkeit, neue Informationen anzulagern und zu inhaltlichen und funktionalen Erweiterungen zu kommen, die auf mittlere Sicht auch unser Verständnis von Editionen und unsere Erwartungshaltungen gegenüber Editionen nicht unberührt lassen werden.

*Mediale Gesamtkonfiguration der Forschung.* Auch die geisteswissenschaftliche Forschung findet am Computer statt. Texte werden am Computer geschrieben, die Werkzeuge zur Auswertung von Quellen und Literaturen sind zunehmend digital und auch die Grundressourcen stehen zunehmend online zur Verfügung. Angesichts einer solchen Arbeitsumgebung kann eine ausschließlich gedruckt vorliegende Edition nur als die Arbeit hemmender Medienbruch wahrgenommen werden: „Wieso ist das Werk nicht unmittelbar verfügbar? Wieso muss ich es erst aus der Bibliothek holen oder per Fernleihe bestellen? Wo ist Strg-F? Wieso kann ich den Text nicht durchsuchen? Wieso kann ich ihn nicht in meine Textverarbeitung übernehmen?“ Die Ressourcen der Wissenschaft müssen sich in die Arbeitsumgebung des Forschers einfügen – sonst laufen sie Gefahr, nicht mehr wahrgenommen und benutzt zu werden. Es verändern sich dann aber nicht nur die Anforderungen an die Zugänglichkeit, sondern auch an die Inhalte: „Wo ist das Bild des überlieferten Dokuments? Wo ist die Grundtranskription? Wieso kann ich den Editionstext und die Editorentscheidungen nicht kontrollieren? Wieso werden mir diese Informationen vorenthalten, die doch eigentlich selbstverständlich sein sollten?“ Editionen werden sich den als „normal“ definierten Anforderungen einer veränderten Forschungspraxis anpassen müssen.

„*Nachhaltige Experimente*“ und die „*kritische Masse*“. Angebot und Nachfrage bedingen sich in ihrer Formierung und Entwicklung gegenseitig. Auf der Angebotsseite muss es darum gehen, experimentelle Ansätze zu institutionell stabilen und inhaltlich breiten editorischen Ressourcen auszubauen, an deren Nutzung die Forschung in einem bestimmten Teilbereich nicht vorbeikommt. Anders formuliert: Erst wenn für einen bestimmten Gegenstandsbereich eine „kritische Masse“ an leicht verfügbarer und gut benutzbarer Information vorliegt, lohnt sich für die auswertende Forschung der Aufwand zum Erlernen neuer Rezeptionsweisen und zur Umstellung der eigenen

Arbeitspraxis. In der Entwicklung der Edition ist, im Hinblick auf die Nutzung, das Ganze mehr als die Summe der einzelnen Teile. Die zwei Dutzend „kleinen“ Editionen aus dem Portal der „Romantic Circles“ oder die unter einem gemeinsamen Dach versammelten 78 Urkundenbücher des „Codice Diplomatico della Lombardia Medievale“ ergeben als Ganzes einen anderen Sinn, weil sie erst gemeinsam zu neuen Nutzungsmöglichkeiten und auch erst neuen Nutzungsanreizen führen. Digitale Editionen können sich zunächst in bestimmten Teilbereichen durchsetzen, die eine größere Nähe zu den spezifischen Vorteilen solcher Ressourcen aufweisen. Dazu gehören z.B. jene Bereiche, die an korpusbasierten Auswertungen interessiert sind, für die eine eher flache (aber breite) Erschließung wichtig sind, die stark an der Bildhaftigkeit der Überlieferung orientiert sind oder die auf Material angewiesen sind, das bislang noch gar nicht in gedruckten Editionen vorgelegen hat.

*Idealismus.* Die Unzulänglichkeiten gedruckter Editionen werden offensichtlicher, je stärker die Druckkultur als besondere historische Epoche und als technisch bedingter medialer Sonderfall sichtbar wird – und je weniger die gedruckten Werke in der Lage sind, den theoretischen Anforderungen der Forschung Genüge zu tun. Mit der Verschiebung dessen, was (einfach) zu realisieren ist, verschiebt sich auch das, was für normal oder zumindest wünschenswert gehalten wird. Gerade unter den jüngeren Editoren besteht häufig der Anspruch, für das jeweilige Material die beste mögliche Edition zu erarbeiten. Wenn dies eine parallele Faksimilierung, eine breite Kontextualisierung, eine zusätzliche quellennahe Fassung, synoptische Editionstexte und die grundsätzliche Zugänglichkeit aller Informationen für digitale Systeme einschließt, dann führt an digitalen Editionsformen kein Weg vorbei. Und dann lassen sich diese Editoren auch nicht davon abschrecken, neue Techniken erst erlernen oder sich die Hilfe weiterer Spezialisten suchen zu müssen.

*Finanzieller und politischer Druck.* Die selbstverwaltete Wissenschaft ist relativ autonom gegenüber allgemeinen Veränderungen im technischen und medialen Bereich. Fundamentale Umwälzungen wie die Bereitstellung wissenschaftlicher Informationen in digitalen Systemen lassen aber auf Dauer auch die Verteilung öffentlicher Mittel nicht unberührt. Zentrale Drittmittelgeber gehen inzwischen teilweise zu einer aktiven Förderung digitaler Projekte über. Akademische Institutionen stehen zum größten Teil unter einem kontinuierlichen Evaluationsdruck und sind gezwungen, ihre Daseinsberechtigung durch innovative oder wenigstens zeitgemäße Arbeit immer wieder nachzuweisen. Und selbst wer bei freien Stiftungen oder öffentlichen Geldgebern eine Finanzierung für ein – möglicherweise weit in die Zukunft reichendes – Editionsprojekt sucht, der erntet inzwischen mindestens deutliches Stirnrunzeln, wenn diese Edition ausschließlich auf eine gedruckte Fassung hinauslaufen soll. Bei aller Bibliophilie ist die Diskrepanz zwischen dem Einsatz öffentlicher Gelder und der miserablen Sichtbarkeit und Zugänglichkeit zwar repräsentativer, aber in

kleiner Auflage gedruckter und entsprechend hochpreisiger Ausgaben inzwischen allzu offensichtlich geworden.

*Standardisierung.* Zu den großen Hemmnissen bei der Durchsetzung digitaler Editionsformen gehört das Fehlen von Standards und einfachen technischen Umgebungen. Im Bereich der Datenstandards besteht mit XML als allgemeinem Datenformat und den Richtlinien der TEI als Beschreibungsstandard für elektronische Texte in den Geisteswissenschaften inzwischen eine stabile und zukunftssichere Ausgangslage. Die Entwicklung allgemeiner Editionswerkzeuge, die den Aufwand für die Einarbeitung in technische Fragen für die Editoren verringern, muss hier der nächste Schritt sein. Dabei erweist sich die Individualität der einzelnen Editionen, bedingt durch die Unterschiede in Überlieferung, Textsorte, fachlicher Tradition, methodischer Ausrichtung, theoretischen Grundlagen und antizipierten Nutzungsinteressen als großes Hindernis. Editionswerkzeuge können deshalb nur entweder (1.) als eigenständige Module für bestimmte Teilaufgaben entwickelt werden,<sup>364</sup> oder (2.) als umfassende Arbeitsumgebungen, die dann aber nur in einem bestimmten Teilbereich der Editorik – z.B. auf bestimmte Textsorten unter Anwendung bestimmter Textbegriffe – übertragbar sind<sup>365</sup> oder (3.) in einer gewissen Reduktion der Ansprüche, bei der zunächst die alten (einfacheren) editorischen Modelle in einer Software abgebildet werden, die dann schrittweise neue Möglichkeiten hinzufügt.<sup>366</sup> Die Schwierigkeiten, zu einer allgemeinen, für alle benutzbaren Software zu kommen, resultieren aus dem Fehlen eines gemeinsamen editorischen Modells einerseits und dem Fehlen etablierter Gliederungsstrukturen und Ausdrucksmuster für die digitalen Benutzeroberflächen andererseits. Standards in diesem Bereich können und werden sich erst im Laufe der Zeit entwickeln, wenn die Phase der Experimente in eine Phase der Konsolidierung überleitet, bei der nicht mehr für jede Edition die methodischen Grundlagen sowie Funktionen und Aussehen der digitalen Publikation neu entwickelt werden müssen.

*Fazit 1: Alternativlosigkeit.* Wenn es darum geht, für die Forschung inhaltsreiche, anspruchsvolle und zeitgemäße Editionen bereitzustellen, dann führt an digitalen Formen kein Weg vorbei. Die stabilisierte, kanonisierte Textfassung in gedruckter

---

<sup>364</sup> Hier wäre an Einzelwerkzeuge zur Bildbearbeitung, Transkription, Annotation, Kollation, Textkritik etc. zu denken.

<sup>365</sup> Als Beispiel wäre hier die Transkriptions- und Editionsumgebung „EditMom“ aus dem Projekt „Monasterium – Das virtuelle Urkundenarchiv Europas“ (<http://www.monasterium.net/>) zu nennen. In diese Gruppe fallen aber auch die Softwareentwicklungen aus anderen Editionsprojekten wie die „Edition Production Presentation Technology“ (EPPT) aus dem Umfeld des „Electronic Beowulf“-Projekts.

<sup>366</sup> Hier wäre zu prüfen, wie weit etablierte Systeme wie TUSTEP oder CTE (Classical Text Editor) ausgebaut werden könnten um den Anforderungen einer auch methodisch an digitalen Paradigmen orientierten Arbeit entgegenzukommen. Kurz diskutiert Möglichkeiten und Grenzen für den CTE Hagel, *The Classical Text Editor* (2006), S. 82-84. Selbst Robinson, *Current Issues* (2005), §6 denkt daran, zunächst die alten Methodologien durch neue Werkzeuge abzubilden um daran neue Verfahren anzuknüpfen.

Form mag für die Arbeit im Seminar eine geeignete Basis sein. Sie ist es aber nicht mehr, wenn es um die ernsthafte wissenschaftliche Beschäftigung mit der Überlieferung geht. Man wird nicht umhin kommen, auch die Erschließung der geisteswissenschaftlichen Basisdaten den veränderten Rahmenbedingungen anzupassen und hier die jeweils besten verfügbaren Methoden, Werkzeuge und Publikationsmittel einzusetzen. Gerade für eine auf die Zukunft ausgerichtete Grundlagenforschung können nicht dauerhaft die Methoden und Medien der Vergangenheit eingesetzt werden. Der allgemeine wissenschaftliche Fortschritt ist vielmehr darauf angewiesen, dass das kulturelle Erbe mit den besten Verfahren immer wieder neu erschlossen und für neue Fragestellungen zugänglich gemacht wird.

*Fazit 2: Offenheit der Entwicklung.* Es ist derzeit noch nicht absehbar, wie breit sich komplexe, inhaltsreiche Editionen „neuen Typs“ durchsetzen werden. Die Theoriebildung in der digitalen Edition führt zu einem Maximalmodell und zu grundsätzlichen Zielstellungen, die in der editorischen Praxis sicher nicht immer erreicht werden können. Auch die Verteilung der Gewichte zwischen Grunder-schließungsleistungen wie Beschreibung, Faksimilierung oder Transkription auf der einen Seite und der Herstellung einer neuen editorischen Textfassung auf der anderen Seite wird sich erst noch – für verschiedene Fachbereiche und Textsorten jeweils unterschiedlich – ausbilden müssen. Ebenso bleibt abzuwarten, in welchem Maße die Entwicklung von einer allmählichen Remedialisierung oder einer tatsächlichen Revolutionierung geprägt sein wird.<sup>367</sup> Für das Szenario der Remedialisierung steht dabei der Ansatz der Retrodigitalisierung mit seiner latenten Eigendynamik hin zu Vertiefungen und Erweiterungen. Für das Szenario der Revolution stehen die ganz neu ansetzenden Editionsprojekte, die sich von den alten Methoden bewusst absetzen und ausdrücklich Maximalvorstellungen nachgehen. Es ist nicht auszuschließen, dass sich beide Ansätze schließlich in der Mitte treffen werden: die Schwelle des Buches ist unweigerlich überschritten; mit deutlichen Konsequenzen für die Methoden, die Inhalte und die Präsentation von Editionen. Auf der anderen Seite geht die Theoriebildung in der gegenwärtigen innovativen Phase möglicherweise erst einmal weit voraus um einer vereinfachenden Praxis, die sich am leicht zu realisierenden orientiert, den Boden zu bereiten.

---

<sup>367</sup> Siehe zu diesem Ansatz auch Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation?* (2004).

## 2.2 Zur Definition und Begriffsbildung „Digitale Edition“

*There's Nothing so Practical as a Good Theory.*<sup>368</sup>  
Kurt Lewin

In Teil Eins dieser Arbeit ist gezeigt worden, in welchem Maße die bisherige Methodologie und Theorie der kritischen Edition in dem Sinne technikgebunden und medienspezifisch ist, dass sie wesentlich aus den technischen Möglichkeiten und Beschränkungen der Drucktechnologie abgeleitet worden ist. Michael Giesecke betont, dass mit dem Ende der Industriegesellschaft und dem Übergang zur Informationsgesellschaft nun auch „die Mentalität, die Programme und die Theorien der Buchkultur“ zu Ende gehen.<sup>369</sup> An ihre Stelle könnte für den Bereich der Editorik eine neue Methodik treten, die sich an den erweiterten Möglichkeiten und Bedingungen digitaler Technologien ausrichten würde. Der Medienwandel bietet neben der Ausbildung einer neuen medienspezifischen Praxis aber auch die Gelegenheit, eine allgemeine Theorie zu entwickeln, die sich der Abhängigkeiten von technischen Rahmenbedingungen bewusst ist, sie aber gerade deshalb auch durch Verallgemeinerung reduziert. Das Ziel läge dann gerade in einer technologisch unabhängigen und medienneutralen Theoriebildung.

Wenn die gegenwärtigen Wandlungen tatsächlich so allumfassend und fundamental sind, wie dies nicht nur in dieser Arbeit immer wieder behauptet wird, dann müssen wir von den technisch bedingten Praktiken und Methodologien sowohl der Druckkultur als auch der frühen digitalen Kultur einen Schritt zurücktreten und die Edition von Grund auf neu denken. Nur so kann eine allgemeine editorische Theorie entwickelt werden, die nicht aus den alten oder neuen Technologien abgeleitet ist und die zugleich alle Fachdisziplinen und Textbegriffe umgreift.

Die Edition muss dazu endlich nicht mehr von ihrem Zielpunkt aus gedacht werden, sondern von ihren Ausgangsbedingungen. Bisher ist die methodische Debatte von den Endprodukten, von den Publikationsformen der Edition aus geführt worden. Es ist immer nur darüber diskutiert worden, wie die gedruckte Edition, das abschließende Buch, aussehen sollte – weniger darüber, welche Bedingungen die verschiedenen Formen der Überlieferung, die verschiedenen Textsorten, die verschiedenen fachlichen Haltungen für den Prozess des Edierens mit sich gebracht haben.

Vielleicht war dieses Dilemma, die einseitige Produktorientierung der Edition, unter den Möglichkeiten des Buchdrucks unausweichlich. Vielleicht ist mithin auch der Gang und der Stand der editorischen Diskussion nur ein Produkt technischer Rah-

---

<sup>368</sup> Kurt Lewin, *Field theory in social science: Selected theoretical papers by Kurt Lewin*, London 1952, S. 169.

<sup>369</sup> Z.B. Giesecke, *Abhängigkeiten* (2001), S. 213.

menbedingungen. Zu den Charakteristika der Druckkultur gehörte auch der Zwang, sich immer wieder auf eine gemeinsame Form der Präsentation von Editionen einigen zu müssen. Eine übergreifende Diskussion jenseits der einzelnen Fachausrichtungen und speziellen Textbegriffe ist aber erst dann möglich, wenn man von den spezialisierten Zielformen absieht und wenn man nicht mehr nur in Publikationsmedien denkt. Vor dem Anbruch des digitalen Zeitalters hatten Editoren kaum eine Chance, über Editionen zu reflektieren, *ohne* dabei ständig eine gedruckte Seite vor Augen zu haben. Die Diskussion über die „Inhalte“ der Edition war eine Diskussion über die typografische Fassung eines Textes, über das Seitenlayout eines Drucks und über die Ordnungsstruktur eines Buches. Dieses legte immer schon die Herstellung des *einen* stabilisierten, statischen Zieltexes nahe und nicht das Nachdenken über die Breite der Überlieferungsformen und die mögliche *Vielfalt* ihrer Verarbeitung und Präsentation. Damit musste die traditionelle Edition immer schon stärker auf *Konstruktion* und *Produktion* ausgerichtet sein als auf *Rekonstruktion* und Repräsentation.

Mit dem Zwang, zu der einen, möglichst einheitlichen Form der Edition zu kommen, leistete die Technologie Buchdruck der Spezialisierung der Edition Vorschub. Der aus einer bestimmten Sicht heraus und für eine bestimmte Fachrichtung konstruierte Editionstext wurde von seinen Belegen – von der tatsächlichen Überlieferung – abgeschnitten. Die produzierte Edition setzte sich ersetzend an die Stelle der Überlieferung, anstatt sie aufzunehmen, sie wiederzugeben und zu erhellen.

Erst mit den digitalen Hilfsmitteln und Medien sind umfassende Modelle möglich, die eine Verallgemeinerung und damit auch eine Entspezialisierung der Edition erlauben. Die tatsächliche Überlieferung rückt wieder stärker in das Zentrum der Aufmerksamkeit und wird nicht mehr von *einer* typografischen Fassung verdrängt, die einen exklusiven Anspruch auf die wahre Deutung und Realisierung erhebt.

Wenn die Edition nun unter diesen Voraussetzungen neu beschrieben werden kann, dann muss es zunächst darum gehen, die allgemeinen Grundlagen und Rahmenbedingungen zu benennen. Diese müssen notwendiger Weise in dem Sinne *trivial* erscheinen, als dass sie eben grundlegend und eigentlich selbstverständlich sind.

Es muss dann auch darum gehen, die bisherigen Ansätze und Modelle aufzuheben.<sup>370</sup> Der technische und methodische Fortschritt darf nicht zu einem Rückschritt in den Grundfertigkeiten der bibliografischen, historischen oder philologischen Kritik führen. In einem neuen Modell haben die bisherigen Kompetenzen ihren Platz ebenso wie alle theoretischen Haltungen zum Text und alle methodischen Schulen innerhalb der Editorik. Es kann nicht darum gehen, einzelne editorische Ansätze auszuschließen und für nicht mehr relevant zu erklären. Vielmehr muss für alle

---

<sup>370</sup> Für die digitale Edition urkundlicher Quellen sagt Ansani, *Diplomatica* (2000), S. 352 ganz klar, dass diese aus der Tradition der kritischen Edition einerseits und dem Methodenstand, der Fachterminologie und der Systematik der Diplomatik andererseits abzuleiten wäre. Auch die digitale Edition muss zunächst von den bestehenden und fachlichen Traditionen ausgehen.

Ansätze aufgezeigt werden, wie sie unter den Bedingungen der neuen Technologien realisiert werden und wie sie in einem allgemeineren Modell aufgehen können.

### 2.2.1 Einige Rahmenbedingungen

*Editionen sind Stellvertreter.* „Die Hauptaufgabe einer Edition, besonders aber einer wissenschaftlichen Edition, ist es, das zu einem Werk vorliegende Material zu sammeln, zu sichten, zu analysieren, zu bewerten und wiederzugeben.“<sup>371</sup> Im Werkbegriff spiegelt sich eine vornehmlich literaturwissenschaftliche Haltung. Hier bündelt die Edition die bisherige Werküberlieferung und schafft einen Stellvertreter des Werkes, der benutzt werden kann, ohne auf die anderen, historischen Formen zurückgreifen zu müssen. Aus eher historischer Sicht sind Editionen Stellvertreter für „Quellen“. Eine Quelle zu edieren heißt, „ihre Informationsstruktur und ihren Informationsgehalt auf eine Weise zugänglich zu machen, die so vollständig als möglich sein soll und den Benutzer der Edition in die Lage versetzt, diese zu benutzen, ohne die eigentliche Quelle einschauen zu müssen“<sup>372</sup>. Entscheidend ist, dass Editionen in der Benutzung an die Stelle der Überlieferung treten und ein Gang in die Archive damit überflüssig gemacht werden soll.<sup>373</sup> Ontologisch betrachtet sind Editionen streng genommen dennoch niemals die Quellen oder Werke selbst. In der ontologischen Haltung zu Dokumenten, Werken oder Texten sind sehr unterschiedliche Positionen möglich. Auf der einen Seite kann man diese Objekte als materielle Gegenstände betrachten – dann wären sie als physische „Originale“ niemals durch andere mediale Formen zu ersetzen. Auf der anderen Seite kann man sie für abstrakte Entitäten halten – dann können Editionen als Publikationen aber wieder nur Ausprägungen der Sache sein und nicht die Sache selbst. In jedem Fall können sie nur funktional (im Gebrauch) an die Stelle der Überlieferung treten, nicht *als* Quelle, Werk oder Text. Stellvertreter zu sein, kann deshalb nur auf eine funktionale Äquivalenz zielen, auf einen funktionalen Ersatz. Von der Ontologie her fügen die Editionen der vorhandenen Überlieferung nur jeweils eine neue Fassung hinzu und sind damit immer unmittelbar selber Teil der Überlieferung.

Ersatzcharakter gewinnen Editionen nur dann, wenn die „originale“ Überlieferung verlorengeht. Unter dem Aspekt der Bestandssicherung treten Editionen dann an die Stelle der Dokumente, wenn diese nicht mehr vorhanden sind und nur noch der Rückgriff auf die späteren Ausgaben erfolgen kann. Für die sich daraus ergebende Funktion einer möglichst quellennahen und umfassenden Wiedergabe der Überlieferung bieten sich im Digitalen ganz neue Realisierungsoptionen, weil die Dokumente in besserer Qualität und in mehrfachen Sichten wiedergegeben werden können.

<sup>371</sup> Scheibe, *Welche Editionsart* (1998), S. 48.

<sup>372</sup> Kropač, *Quellenbanken* (1989), S. 246.

<sup>373</sup> So auch Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 159f.

In der traditionellen Herangehensweise waren Editionen nicht nur Stellvertreter, sondern verstellten auch den Blick auf all jene Eigenschaften und Aspekte der Überlieferung, die durch die Druckfassung *nicht* abgebildet wurden. Die gedruckte Edition war in ihrer Vorstellung der Überlieferung höchst selektiv und repräsentierte *eine* Sicht auf ein Werk oder eine Quelle. Digitale Editionsformen können das Ziel möglichst breiter Repräsentation und multipler Sichtweisen verfolgen.

*Zugänglichkeit und Benutzbarkeit.* Aus der Stellvertreterfunktion der Edition ergibt sich die Bedeutung der Publikation. Editionen müssen als mediale Präsentationsformen öffentlich gemacht werden und möglichst einfach zugänglich sein.<sup>374</sup> In der Edition geht es häufig darum, nur schwer erreichbare Dokumente aus den Archiven und Bibliotheken herauszuholen und einfacher nutzbar zu machen.<sup>375</sup> Editionen sind Vermittlungsinstanzen zwischen den Fragen der Wissenschaft und den u.U. schwer verständlichen Quellen in den Archiven. In einem arbeitsteiligen Prozess ist es die Aufgabe der Editoren eine Grunderschließung und eine Vorverarbeitung der Dokumente zu übernehmen, so dass die Überlieferung für die analytischen Fragestellungen der „inhaltlich“ arbeitenden Forschung zugänglich wird. Editionen sind nicht die Quellen oder Werke selbst, sondern eher „Werkzeuge“ der Forschung, zugleich müssen sie aber auch Endpunkt der Forschung sein.<sup>376</sup> Sie müssen den Stand der Forschung aufnehmen und die verfügbare Erkenntnis in die Erschließung und Kritik der Überlieferung einbringen. Zugleich sind sie dann aber Grundlage für die weitere Forschung. In der Auswahl der Gegenstände, in der Erschließung des Materials und in der Vorbereitung bestimmter Fragestellungen beeinflussen sie den Gang der Wissenschaft. Denn benutzt wird hier zunächst das, was gut erschlossen und leicht zugänglich ist. Gestellt werden die Fragen, die sich mit den Editionen beantworten lassen.

*Nutzungsorientierung.* Ediert wird, was für die Forschung von Bedeutung ist. Und umgekehrt. Editionen müssen von den Eigenheiten der überlieferten Dokumente ausgehen. Es ist aber naiv anzunehmen, die Edition würde sich einfach aus den Bedingungen ableiten lassen, die von den zu edierenden Werken oder Quellen

---

<sup>374</sup> Siehe auch das Kapitel „Scholarly editions are prepared for publication“ bei Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 160ff. Für einen konkreten Fall (das Aberdeen Bestiary) bespricht Beavan, *Text and Illustration* (1997), S. 61 den „Surrogatcharakter“ (die „surrogacy method“) der Edition, durch den Material öffentlich verfügbar gemacht würde, das sonst nicht ohne Weiteres zugänglich wäre.

<sup>375</sup> So z.B. Stevens, *Editing* (1997), S. 17f. Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 62: „Bücher und Editionen [werden] mit dem Ziel gemacht, daß sie gelesen werden; eine Ausgabe wird versuchen, alles zu unternehmen, daß sie die Leser erreicht und ihnen die Benutzung erleichtert“.

<sup>376</sup> Shillingsburg, *Resisting Text* (1997), S. 46: „Scholarly editions are open texts in ways that single texts sans apparatus are not, but in the whole scheme of things a scholarly edition is a tool, not ‘the work itself‘“. Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 5: „Scholarly editions can be seen as tools to be used in the process of studying texts. They can also be looked upon as the end product of a scholarly work.“



gestellt werden.<sup>377</sup> Der Editor kann keinen historischen „Autorwillen“ jenseits seiner eigenen Lebenswirklichkeit erfüllen, er kann keine historische Wahrheit jenseits seines eigenen Horizonts aus einer Quelle herausarbeiten. Die Edition ist nicht für die Toten, sondern für die Lebenden. In der Sprache von 1924 beschreibt Georg Witkowski das Spannungsverhältnis von Gegenstandsbedingtheit und Funktionsbedingtheit<sup>378</sup>:

„Grundsatz jeder Herausgabe von Schriftwerken soll die auf Grund der Erfahrung und des pädagogisch-wissenschaftlichen Verantwortungsbewußtseins gewonnene feste Einstellung auf klar erkannte Zwecke sein. Diese sind gegeben in dem Objekt, dem herauszugebenden Werke, und den besonderen Forderungen, die aus der vorauszusetzenden geistigen und seelischen Beschaffenheit der Benutzer herfließen.“<sup>379</sup>

Editionen sind an den erwarteten Nutzern orientiert. Sie müssen deren Fragestellungen vorwegnehmen. Im Idealfall *alle* Fragestellungen *aller* möglichen Benutzer. Das Ziel der Edition ist, „to anticipate as many interests as possible“.<sup>380</sup> Damit ist die Edition aber nicht von den Zeitläuften unabhängig, sondern zukunftsorientiert und zugleich an den Erkenntnisstand der Gegenwart gebunden. Sie muss den Stand und die Perspektiven der Forschung in die Erschließung und Kritik der Überlieferung einbringen. Insofern kann von einer „Diskursivität“ der Edition gesprochen werden. Eine klare Trennung zwischen dem Editor und einer Nutzerschaft, an deren Erwartungen die Edition ausgerichtet ist, ist nur als theoretisches Modell möglich. Die Fragestellungen an eine Edition liegen in der Zukunft und können nicht empirisch ermittelt werden. Die Edition – zumindest die traditionelle Edition – ist nicht mit ihrer Benutzung rückgekoppelt. Sie ist immer eine unsichere Wette auf die Zukunft. Tatsächlich übernimmt der Editor die Rolle des ersten Benutzers. Er kann nur davon ausgehen, was ihm selbst an dem zu edierenden Material wichtig und erkenntnis-

---

<sup>377</sup> Diese Vorstellung noch bei Steding, *Warum noch drucken?* (2001), S. 150: es sei gerechtfertigt, „wenn sich die Editoren (historisch-)kritischer Editionen in erster Linie dem Inhalt, dem Autor und dem Text verantwortlich fühlen. [...] Der Leser wird hierbei nur insofern berücksichtigt, als die Editoren sich ihm gegenüber zur Wahrheit verpflichtet sehen.“ Siehe etwas später dann aber bereits eine andere Blickrichtung in Steding, *Benutzerorientierte Digitale Editionen* (2003). Die idealistische Position auch bei Martens, (1991), S. 20: „Wir müssen nur – als Herausgeber – unsere eigene Interessensposition soweit aus der Textkonstitution fernhalten, daß noch die unterschiedlichsten Leserinteressen ungehindert zur Entfaltung kommen können.“

<sup>378</sup> Siehe dazu bereits ausführlich Seidel, *Die Funktions- und Gegenstandsbedingtheit der Edition* (1970) und Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 38-76.

<sup>379</sup> Witkowski, *Textkritik* (1924), S. 66.

<sup>380</sup> Greco, *The Charette Project* (1997), S. 413.

trächtig erscheint. Insofern ist entscheidend, welche Haltung der Editor selbst zu seinem Gegenstand einnimmt: „editing is to a large extent about attitudes“.<sup>381</sup>

*Edition und Darstellung.* Editionen sind keine Darstellungen. Die Aufbereitung der Überlieferung in Editionen ist die Grundlage der wissenschaftlichen Auswertung, die sich in Darstellungen niederschlägt. Auf der anderen Seite fließt der Erkenntnisstand der Forschung in die Edition ein. Die Auswahl des Materials, seine Aufbereitung zur Publikation und Rezeption, die Einbringung einer bestimmten Perspektive, Gewichtungen und Wertungen sorgen dafür, dass Editionen auch den Charakter von Darstellungen haben können. Insbesondere in den Geschichtswissenschaften haben stark auswählende Editionen mit dem Ziel einer illustrierenden Quellenschau zu einem bestimmten Thema ebenso eine darstellende wie eine dokumentierende Funktion. Neben der selektiven Auswahl der Editions-inhalte entscheidet vor allem der Grad der Verarbeitung der Texte darüber, in welchem Maße eine Edition eher dokumentiert oder bereits die Ergebnisse der Auswertung präsentiert. In der gedruckten Edition neigten die meisten Ausgaben durch ihre Reduktion auf den einen finalen konstruierten Text stark der darstellenden Seite zu. In einem allgemeinen Modell mit möglicherweise multiplen Präsentationsformen bewegt sich der zu edierende Text auf einer Skala von Verarbeitungsschritten, die von einer quellennahen Fassung ausgehen und die durch eine fortschreitende bibliografische, historische, philologische oder inhaltliche Kritik immer mehr den Charakter einer Darstellung gewinnen. Es stellt sich dann auch die Frage nach der Grenze: was ist noch Edition und was schon Auswertung? Hier sind zwei Überlegungen möglich: zum Einen kann möglicherweise schärfer zwischen quasi-neutralen Transkriptionsarbeiten und eher subjektiven und interpretativen Deutungsarbeiten unterschieden werden; dies spräche dann für eine Konzentration editorischer Aufgaben auf den dokumentarischen Bereich. Zum Anderen könnten aber auch stark verarbeitende Schritte als Repräsentationsformen des Textes verstanden werden; hier würden dann alle Formen der textlichen „Aufführung“ bis hin zu Emendationen, Übersetzungen oder inhaltlichen Zusammenfassungen (z.B. als Regestierung) *innerhalb* der Edition bleiben.

*Objektivität und Regelorientierung.* Edition ist Grundlagenarbeit, auf der die weitere Forschung aufbaut. Die Edition darf keine bestimmte Auswertungsrichtung vorgeben und sie muss verlässlich sein. Die Rede ist hier oft vom „gesicherten Text“, den die Edition aus der ungesicherten Überlieferung herausarbeiten würde und mit dem sie der Forschung eine sichere Grundlage bieten würde. Auch aus der Grundforderung, dass die Edition den Rückgriff auf die Überlieferung selbst überflüssig machen möge, ergibt sich, dass sie nicht nur inhaltlich umfassend, sondern auch möglichst neutral

---

<sup>381</sup> Grigely, *Editing Bodies* (2002), S. 71. Zur Rolle der Interessen und Haltungen der Editoren in traditionellen Editionen siehe auch Graber, *Autortext* (1998), S. 47ff.

und nach klaren Regeln erarbeitet sein soll. Es war immer schon der Anspruch der Edition, sowohl die Befunde als auch die editorischen Eingriffe so genau zu dokumentieren, dass dem Prinzip nach eine Rekonstruktion der Dokumente möglich wäre. Wenn die Edition in das Reich der Quellen und nicht in das Reich der Auswertung fällt, dann geht es hier ebenfalls um eine möglichst objektive Wiedergabe. Weil aber in der Editorik viele verschiedene – gleichermaßen berechnete – Schulen und Ansätze miteinander konkurrieren, ist kein allgemeingültiges Regelwerk zu erreichen. Allgemeingültig ist nur die Forderung, dass die Editionsregeln in jedem einzelnen Fall kohärent sind, offengelegt und konsequent angewandt werden.<sup>382</sup> Die zu fordernde Objektivität der Edition liegt nicht unbedingt in der editorischen Methode selbst, sondern darin, dass diese Methode umfassend dokumentiert und gewissenhaft und konsequent angewandt wird.<sup>383</sup> Die Anwendung ist darüber hinaus immer transparent zu machen: alle Eingriffe müssen so weit wie möglich sichtbar und nachprüfbar sein.<sup>384</sup>

Die digitale Edition kann mit ihren mehrfachen Textwiedergaben die Forderung nach Transparenz sehr viel leichter erfüllen, als dies in einer gedruckten Ausgabe möglich war. Eine Erhöhung der Objektivität ist aber vielleicht auch dadurch möglich, dass der Zwang zur Wahl eines bestimmten Standpunktes gemildert wird und multiperspektivische Editionen in den Bereich des Möglichen geraten.

*Rationalität und Effizienz.* Rationalität und Effizienz gehören zu den selbstverständlichen Grundlagen aller wissenschaftlichen Arbeit. In der Edition ist strikte Rationalität von besonderer Bedeutung, da spätere Auswertungen und Analysen sich darauf verlassen können müssen, ein regelgeleitetes, nachvollziehbares Bild der Überlieferung zur Verfügung gestellt zu bekommen. Innerhalb der Geisteswissenschaften gehören Editionen zu den langwierigsten, kompliziertesten und teuersten Formen der Forschung. Gerade in den Zeiten allgemeiner Mittelknappheit müsste ein Zwang zum Einsatz der jeweils besten, effizientesten und kostengünstigsten Werkzeuge selbstverständlich sein.<sup>385</sup> Innerhalb der gesamtgesellschaftlichen Ressourcenzuteilung dürfte es eigentlich gar nicht legitim sein, für ein Editionsprojekt zeitgemäße Werkzeuge bewusst zu ignorieren.

In der Editorik geht es darum, die Überlieferung zu erschließen und benutzbar zu machen. Es handelt sich um eine Dienstleistung für die Nutzer. Zur Rationalität und Effizienz der Edition gehört, dass sie ihr Publikum auch erreicht. Traditionelle

---

<sup>382</sup> Die allgemeine Grundforderung z.B. bei Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 105: „Die Edition muß nach expliziten kohärenten Prinzipien gearbeitet sein“.

<sup>383</sup> Zu Objektivität und Subjektivität in der Edition ausführlich Zeller, *Befund und Deutung* (1971), S. 48–52.

<sup>384</sup> Nach Zeller, *Befund und Deutung* (1971) hängt der wissenschaftliche Wert einer Edition von der Transparenz ihrer Herstellung ab.

<sup>385</sup> Nach Leslie, *Electronic Editions* (1993), S. 41 besteht für die Geisteswissenschaften ein natürlicher Zwang, immer die effizientesten Mittel einzusetzen.

Editionen weisen hier einige Nachteile auf, die es aus einer grundsätzlichen Warte heraus zu überwinden gilt: (1.) Traditionelle Editionen sind von äußerst langen Erarbeitungszeiten geprägt, die meisten dürften zwischen fünf und 30 Jahren gebraucht haben, bis sie im Druck erschienen sind. (2.) Traditionelle Editionen stehen für sich, sind mit dem Druck abgeschlossen und gegenüber jeder Form von Rückmeldung durch die Benutzer verschlossen. (3.) Traditionelle Editionen sind selektiv; sie bieten immer nur das letzte „Ergebnis“ der editorischen Arbeit und unterschlagen damit andere wichtige und wertvolle Wissensressourcen, die im Verlauf der Edition entstanden sind.

Aus einer allgemeinen Sicht heraus wäre zu fordern, dass Editionen möglichst zeitnah verfügbar gemacht werden. Dies kann auch die Veröffentlichung von Teilstücken oder von Vorstufen einer Gesamteition betreffen. Nur so kann die Edition auch bereits während ihrer Erstellung in einen Austausch mit den Benutzern eintreten. Wenn die Nutzerorientierung zu den Grundbedingungen der Edition gehört, dann gehörte zur Rationalität der Edition auch, dass die Nutzergemeinde möglichst früh in die Arbeit einbezogen würde.

Zu fordern wäre auch, dass die editorischen „Vorarbeiten“ zum kritischen Text aufgehoben und sichtbar gemacht werden. Es gibt keinen Grund dafür, in der Edition immer nur den kritisch konstituierten Text sichtbar zu machen und z.B. die bildliche Ebene der Überlieferung oder die Basistranskriptionen, die im editorischen Prozess ohnehin erstellt werden, unter den Tisch fallen zu lassen.<sup>386</sup> Es müsste vielmehr darum gehen, alle Materialien und das gesamte Wissen des Editors verfügbar zu machen – und nicht nur *ein* Ergebnis der Arbeiten.<sup>387</sup>

Weil gedruckte Editionen immer nur *eine* Sicht auf die Überlieferung präsentierten und auf die Vorarbeiten nicht zurückgegriffen werden konnte, mussten sie immer wieder vollständig neu erarbeitet werden, sobald eine andere Sicht gefragt war.<sup>388</sup> Es müsste aber darum gehen, umfassende Editionen zu erstellen, die (soweit realistisch möglich) *alle* Informationen zu einer Quelle oder einem Werk versammeln und verfügbar machen. Dabei käme es auch darauf an, alle editorischen Zusatzinformationen und alle editorischen Wertungen und Entscheidungen kenntlich zu machen. Selbst

---

<sup>386</sup> So mahnt z.B. selbst Rudolf Schieffer an, man möge die Transkriptionen aufheben und später elektronisch verfügbar machen. Stand, Aufgaben und Perspektiven territorialer Urkundenbücher im östlichen Mitteleuropa, hg. von Winfried Irgang und Norbert Kersken, Marburg 1998, S. 39. Für die erhobenen Erschließungsinformationen (z.B. Identifikation von Personen oder Orten) betont auch Kamzelak, Edition und EDV (2000), S.75 und dann S. 79 „daß die mühsam recherchierten Daten nicht in einem Zettelkasten irgendeines Archivs verschwinden. Strukturiert erfaßte Daten können sinnvoll und kostensparend weiterverwendet werden“.

<sup>387</sup> In diesem Sinne auch Wegstein, Zur Edition der „Versus de volucris“ (1993), S. 81.

<sup>388</sup> Dazu auch McGann, The Rationale of Hypertext (1997), S. 21.

das Maß der Sicherheit einer Lesung oder Auflösung müsste streng genommen mit in den Editionsdaten verzeichnet werden.<sup>389</sup>

Denn die editorischen Ressourcen müssten eigentlich auf jeder Stufe ihrer Verarbeitung für die Forschung nachnutzbar sein. Im Idealfall wären durch diese die Kenntlichkeit der editorischen Eingriffe durch den Benutzer auch zu variieren oder rückgängig zu machen: „we require a machine-readable transcription where the encoder’s research agenda and assumptions are reversible or alterable by secondary analysts who will have access to a maximum amount of information contained in the original source“, wie Daniel Greenstein bereits 1995 schreibt.<sup>390</sup>

*Multidisziplinarität.* Die Fragestellungen, mit denen Benutzer an Editionen herantreten, unterscheiden sich von Fach zu Fach. Und sie verändern sich über die Zeit. Schon aus der Forderung nach Rationalität und Effizienz ergibt sich, dass Editionen nach Möglichkeit für alle Disziplinen nutzbar sein sollten, dass sie allen möglichen Zwecken gleichzeitig dienen sollten.<sup>391</sup> Im Idealfall ist jede Quelle nur einmal – oder zumindest nur innerhalb einer Edition – zu bearbeiten und nicht parallel für verschiedene Disziplinen oder immer wieder neu für veränderte Fragestellungen. Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum z.B. eine mittelalterliche volkssprachige Urkunde einmal für die Belange der historischen Sprachforschung und einmal für die allgemeine Geschichtsforschung ediert werden sollte. Grundlage für multidisziplinäre Editionen können aber wiederum nur umfassende Informationsressourcen sein, die zunächst von quellennahen Fassungen ausgehen, hier sukzessive editorisches Wissen anlagern und die fachorientierten Deutungen, Normalisierungen und andere Eingriffe transparent halten. Dabei war es auch bisher schon selbstverständlich, dass eine gute wissenschaftliche Edition vor den verschiedenen fachlichen Wissenshintergründen abgesichert war.<sup>392</sup> Auch bisher schon sollten philologische Editionen historisch gesichert sein, wie in den historischen Editionen philologische Kenntnisse

<sup>389</sup> In den Richtlinien der Text Encoding Initiative (TEI) ist dies durchaus vorgesehen und technisch (auf der Ebene der Textauszeichnung) realisiert. Die Idee selbst ist aber schon alt. Bereits Maas, *Textkritik*,<sup>3</sup> 1957, S. 13 hatte 1927 gefordert, dass zweifelhafte Lesungen und Deutungen kenntlich zu machen seien („Wer Zweifelhafes als sicher vorträgt, entfernt sich vom Ziel weiter, als wer seinen Zweifel eingesteht. Jener braucht viel weniger Worte, aber seine Kürze ist trügerisch“). Die Forderung nach Dokumentation des Grades der Wahrscheinlichkeit einer Deutung auch bei Zeller, *Befund und Deutung* (1971), S. 85.

<sup>390</sup> Greenstein, *Speaking with one voice* (1995), S. 141.

<sup>391</sup> Gegen fachspezifische Editionsmethoden wendet sich z.B. auch Harvey, *Editing* (2001), S. 11 („a proper edition should be adequate for them all, and for many others besides“) oder auch Greenstein, *Speaking with one voice* (1995). Den Bezug zum rationalen Ressourceneinsatz stellt explizit Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 56f her, wenn sie betont, dass die editorischen „Doppelwege“ gerade in Zeiten ökonomischer Knappheit kaum mehr zu vertreten seien. In Bezug auf Simmler, *Edition und Sprachwissenschaft* (1997), S. 853 betont sie: „Für eine derartige Vergeudung wissenschaftlichen Potentials sind die wissenschaftlichen ‚Betriebsmittel‘ (Personal, Geräte, ...) zu teuer in der Erhaltung und die ökonomischen Mittel der Wissenschaft zu knapp.“

<sup>392</sup> Roloff, *Epochenprofilierung* (1997), S. 6f führt die Forderung nach interdisziplinären (kooperativen) Editionen auch darauf zurück, dass die wissenschaftlichen Ansprüche der Nutzer immer schon über

vorausgesetzt wurden. Bisher spielte die Multidisziplinarität aber vor allem in der Editionserstellung eine Rolle. Das Ergebnis, der konstituierte Editionstext selbst, war dann aber oft ganz auf eine bestimmte Disziplin ausgerichtet und damit für andere Fragestellungen unbrauchbar.<sup>393</sup> Dieses Problem ist nur dadurch zu lösen, dass auch die noch allgemeinen, gewissermaßen prädisziplinären quellennahen Repräsentationsformen verfügbar gemacht werden und dadurch, dass die editorischen Wertungen und Entscheidungen transparent gemacht werden – so dass sie bei bestimmten Nutzungsabsichten auch ausgeschaltet werden können. Soweit möglich, müssten in einer Edition zunächst neutrale, nicht fachspezifische Wiedergabeformen angestrebt werden, die dann die Basis für die Anlagerung fachspezifischer Sichtweisen bilden würden.<sup>394</sup> Die Zusammenführung aller Repräsentationsweisen und allen Wissens zu einer bestimmten Quelle oder einem bestimmten Werk in einer Ressource kann dann auch zu einer neuen Konvergenz der einzelnen Fächer und ihrer editorischen Methoden führen.<sup>395</sup> Zu ergänzen wären die eher verarbeitenden und auswertenden Sichtweisen z.B. der Philologien oder der Geschichtswissenschaften dann durch eher an den Dokumenten selbst orientierte Sichtweisen, wie sie aus der Archivwissenschaft oder der wissenschaftlichen Bibliografie kommen können. Die Editorik könnte sich dann endlich als „interdisziplinäre Grundwissenschaft“ innerhalb der Geisteswissenschaften etablieren.<sup>396</sup> Die darin eingeschlossene „Re-Konvergenz“ der Teildisziplinen kann für die Entwicklung der notwendigen Methoden und Techniken z.B. im Rahmen der allgemeinen „Digital Humanities“ erfolgen.<sup>397</sup>

---

das eigene Fach hinausgingen und z.B. ein Philologe selbstverständlich erwartet, dass die Edition auch historisch abgesichert ist.

<sup>393</sup> Zu den Problemen einer monodisziplinären Praxis siehe ausführlich Kapitel 1.4 dieser Arbeit. Unbrauchbar waren z.B. häufig die normierten und normalisierten historischen Editionen für die Belange der historischen Sprachforschung. Zu fatalen Zirkelschlüssen kam und kommt es darüber hinaus, wenn in der Lexikografik Wörterbücher nicht auf den tatsächlichen Befunden, sondern auf den bereits geglätteten Editionen aufgebaut werden – siehe dazu z.B. Zeller, *Befund und Deutung* (1971), S. 46f.

<sup>394</sup> Auch Kropač, *Ad Fontes* (1990), S. 466 zieht aus den Unzulänglichkeiten der fachspezifischen Editionen die Schlussfolgerung, dass „nach einer ‚neutralen‘ [nicht fachspezifischen] Repräsentation der Quelle gesucht werden [muss], auf welche sich [dann fachspezifische] voneinander unterscheidende Editionsregeln in halbautomatisierter Weise anwenden lassen“.

<sup>395</sup> Arndt, *Philosophie der Philologie* (1997), S. 3f bezweifelt, „daß die bloße Festschreibung einer weitgehend naturwüchsigen Arbeitsteilung den Gipfel wissenschaftlicher Rationalität darstellt“ und setzt gegen die spezialistischen Autonomieansprüche der einzelnen Disziplinen einen „umfassenden Kritik-Begriff, in dem philologische, historische und philosophische Kritik zusammengeführt werden.“

<sup>396</sup> Die Forderung bereits bei Kranich-Hofbauer, *Editionswissenschaft* (2000), S. 57 („es ist an der Zeit, daß sich die Editorik als tatsächlich interdisziplinäre Grundwissenschaft etabliert“).

<sup>397</sup> Zu der den digitalen Arbeitsweisen inhärenten Tendenz der „re-convergence“ der Spezialdisziplinen Harold Short, *The Role of Humanities Computing: Experiences and Challenges*, in: *Historical Social Research* 27/4 (2002), S. 289ff.

*Informationsverlust und Informationsgewinn.* <sup>398</sup> Wenn es bei der Edition um die Repräsentation und Verarbeitung von Information geht, dann kann sie auch unter einem informationstheoretischen Paradigma betrachtet werden. Editionen sind Stellvertreter; sie sind nicht die Überlieferung selbst, sondern aufbereitete Repräsentationsformen. Die Dokumente sind physisch gebundene Gegenstände und dadurch scheinbar von einem endlichen Informationsgehalt. Ihre Erschließung und Abbildung aber ist perspektivengeleitet. In der Edition ist es unmöglich alle bestehenden und zukünftigen Fragestellungen und Interessen zu kennen und vorwegzunehmen. Die Transformation der Dokumente ist ein Prozess filternder Wahrnehmung und anschließender perspektivengeleiteter Verarbeitung. Ebenso könnte man von einem Prozess der „Übersetzung“ sprechen.<sup>399</sup> Dabei muss es hinsichtlich des theoretischen Informationspotenzials der überlieferten Dokumente auf jeden Fall zu Informationsverlusten kommen. Die Informationsverluste ergeben sich in Relation zu den Fragestellungen. Einzelne Editionen können einzelne Fragestellungen ohne Weiteres vollständig abdecken. Sie enthalten dann gegenüber der tatsächlichen Überlieferung keine Informationsverluste. Sie können aber unmöglich alle möglichen Fragestellungen abdecken und weisen dann u.U. Informationsverluste auf, die zu einem Rückgriff auf die Dokumente zwingen würden. Da diese aber im Gegensatz zu den Editionen nicht unmittelbar verfügbar sind, öffnen und verschließen Editionen Deutungshorizonte.

Auf der anderen Seite erschließen Editionen die Überlieferung und erlauben ihre Einbringung in den gegenwärtigen wissenschaftlichen Kontext. Sie reichern die Überlieferung mit dem verfügbaren Wissen an und erhöhen damit ihren Informationsgehalt. In diesem Sinne bedeuten Editionen immer auch einen Informationsgewinn. In der Edition muss es darum gehen, die Informationsverluste zu minimieren und die Informationsgewinne zu maximieren. Es ist klar, dass ein Medium wie der Buchdruck mit seiner Beschränkung auf nur eine Form der Wiedergabe und mit seinem Zwang zur Knappheit der Informationen ein denkbar schlechtes Medium ist, um den umfassenden Informationsanspruch einer allgemeinen Editorik zu befriedigen.<sup>400</sup> Nur in digitalen Ressourcen ist es möglich, die Dokumente auf der einen Seite möglichst authentisch und quellennah abzubilden (geringe Informationsverluste)

---

<sup>398</sup> Siehe zu Informationsgewinn und Informationsverlust in der Edition ursprünglich wohl Kropač, *Gain et perte d'information* (1988), dann auch Steding, *Warum noch drucken?* (2001), S. 151, ausführlicher Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 155ff und zuletzt auch der Kropač-Schüler Perstling, *Darstellung* (2007), S. 517ff.

<sup>399</sup> Nowviskie, *Notes Toward a Dissertation* (o.J.): „Editing is translation. Translation involves gains and losses.“

<sup>400</sup> Steding, *Warum noch drucken?* (2001), S. 151 beschreibt, wie das Buch den Editor zu mehr Kompromissen zwingt, „als es den Daten dienlich ist“. Auch wird durch die ineffiziente Komplexität der gedruckten kritischen Edition „der informationelle Wert der Daten verringert und das Informationspotential nachhaltig beeinträchtigt“.

und auf der anderen Seite das verfügbare Wissen zugleich möglichst vollständig in die Repräsentationsformen einer Quelle oder eines Werkes einzubringen (hohe Informationsgewinne). Die Forderung nach Maximierung der Informationsgewinne führt auch zu *offenen* Editionen, die in der Lage sind, immer wieder zukünftige neue Erkenntnisse aufzunehmen.

*Quellennähe und Benutzernähe.* Die Edition bewegt sich in einem Spannungsfeld von Vorlagentreue und kritischer Textkonstitution. In den Zeiten des Buchdrucks ging es um ein Entweder-oder. Der Text konnte entweder nur diplomatisch exakt oder editorisch verarbeitet gegeben werden. Für das Maß der Verarbeitung – von vorsichtigen Eingriffen bei offenkundigen Versehen bis hin zu „normalisierten“, emendierten und aus den Zeugen gemischten Fassungen – gab es zwar eine ganze Reihe von Möglichkeiten, es musste aber daraus genau eine ausgewählt werden. In den Zeiten digitaler Ressourcen muss nicht mehr das eine gegen das andere ausgespielt werden. Es geht jetzt darum, die ganze Skala möglicher Repräsentationsformen abzudecken. Im aktuellen Sowohl-als-auch kommen an den Rändern auch neue Optionen hinzu: die digitale Abbildung als quellennächste Form der Wiedergabe oder die Übersetzung, inhaltliche Zusammenfassung oder datenbankmäßige Modellierung als nutzernächste Präsentationsweise. In einer verallgemeinerten Editorik geht es nicht um die Diskussion der Vor- und Nachteile eines Mittelweges, sondern um die optimale Abdeckung vieler Bedürfnisse. Dabei erlaubt erst die Bereitstellung mehrfacher Wiedergabeformen die Lösung des eben angesprochenen informationstheoretischen Problems: Die Reduzierung der Informationsverluste ist Aufgabe der quellennahen Fassungen, die Optimierung der Informationsgewinne erfolgt durch die Anlagerung editorischen Wissens an die verschiedenen Verarbeitungsstufen und durch die Freiheit zu besonders stark verarbeiteten Formen.

*Produkt und Prozess.* In der Druckkultur wurde die Edition als Produkt diskutiert: wie sollte der endgültige Zustand, die gedruckte Ausgabe aussehen und was sollte sie enthalten? Es wurde aber kaum über den Prozess der Erschließung diskutiert.<sup>401</sup> Dabei muss man unterscheiden: Als Veröffentlichung, als Stellvertreter und im jeweiligen Gebrauch der Forschung hat die Edition den Charakter eines Produkts; als Erschließungsunternehmen ist sie aber ein Prozess. Durch die Rückbindung an den Stand und die sich wandelnden Fragestellungen der Forschung ist die Edition immer zeitgebunden und kann ihrem Wesen nach niemals endgültig und abgeschlossen sein – jede Veröffentlichung markiert nur ein Etappenziel.<sup>402</sup> Auch aus dieser Offenheit ergibt sich ihr Charakter eines potenziell immer wieder weiterzutreibenden oder

<sup>401</sup> Eine Ausnahme bildet hier vielleicht Meyer, *Edition und Ausgabentypologie* (1992), S. 48. Er will ein umfassendes System der Edition aufstellen, das er als „handlungsorientiertes Modell“ auffasst.

<sup>402</sup> Steding, *Warum noch drucken?* (2001), S. 158: „Ein endgültiger, vollständig abgeschlossener Zustand kann ohnehin nur in den seltensten Fällen erreicht werden, und der Druck stellt daher nur die Fixierung einer ‚Etappe‘ auf dem Weg zur ‚perfekten‘ Edition dar (die als solches nur ein Konstrukt ist)“.



neu aufzunehmenden Prozesses. Dabei fällt auf, dass gerade jener Teil, der in der gedruckten Edition für Statik und Abgeschlossenheit stand, der konstituierte Text nämlich, diesen Status am stärksten einbüßt. Es sind eigentlich eher die quellennahen Formen wie digitale Abbildungen oder Basistranskriptionen, die statisch und produktiv sein können, während die interpretativen Aufbauten als variabel, zeitgebunden und dynamisch erkennbar werden. Die Edition ist schließlich ein Prozess fortschreitender Erschließung und Verarbeitung. Dieser lässt sich durch eine Vielzahl verschiedener „Module“ oder Arbeitsschritte beschreiben. Zugleich rückt die Publikation, also die Bereitstellung benutzbarer Produkte, stärker an den Anfang der Edition. Nimmt man beides zusammen, dann kommt man zu Editionen, die als quellennahe Publikationen beginnen, um im weiteren Editionsprozess um immer weitere Erschließungsinformationen und Wiedergabeformen reicher zu werden.

### 2.2.2 Eine verallgemeinerte Definition der Edition

Eine allgemeine Definition der Edition als Grundlage einer allgemeinen Editorik muss gegenstands- und fachübergreifend sein. Sie muss „entspezialisiert“ sein und zugleich auf die beiden Fixpunkte der Edition zielen: die materielle Überlieferung, von der auszugehen ist, und die Nutzung durch die Forschung, die ihren Daseinszweck und ihre Zielstellung bedeutet. Dabei ist zu berücksichtigen, dass es hier immer nur um einen engen Editions begriff gehen kann, der nicht die „Herausgabe“ von Texten oder Dokumenten im Allgemeinen, sondern das wissenschaftliche Unternehmen der „kritischen Edition“ meint.<sup>403</sup>

Wenn Siegfried Scheibe schreibt, „Edition bedeutet [...] zunächst einmal nur die Herausgabe eines Textes, seine Mitteilung an das Publikum, an die Öffentlichkeit“<sup>404</sup>, dann betrifft dies einen einerseits jenseits der wissenschaftlichen Verwendung verallgemeinerten Begriff, andererseits aber einen auf die Philologien reduzierten Begriff vom Gegenstand, der nur „Text“ sein könne. Für die kritische Edition ist der Gegenstand zu verallgemeinern, die Aufgabe aber enger zu fassen. Als Historiker definiert Gerhard Schmitz:

„Die kritische Edition ist die kompetente und wissenschaftlich verlässliche Erschließung einer Quelle in philologischer und sachlicher Hinsicht, und ich füge noch hinzu: mit Blick auf ein bestimmtes Publikum“.<sup>405</sup>

Ingo Kropač (ebenfalls Historiker) hatte bereits aus eher informationstheoretischer Sicht versucht, eine Definition für die Edition historischer Quellen aufzustellen,

<sup>403</sup> Von den zahlreichen Definitionen der „Edition“ verweise ich hier nur auf den einigermaßen verallgemeinernden Ansatz von Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 143-167.

<sup>404</sup> Scheibe, *Welche Editionsart* (1998), S. 44.

<sup>405</sup> Schmitz, *Darstellung* (2002), S. 11.

die den Stellvertretercharakter der Edition und die Nutzungsbedingtheit in den Mittelpunkt rückt:

„Eine Quelle zu edieren bedeutet, ihre Informationsstruktur und ihren Informationsgehalt auf eine Weise zugänglich zu machen, die so vollständig als möglich sein soll und den Benützer der Edition in die Lage versetzt, diese zu verwenden, ohne die eigentliche Quelle einschauen zu müssen.“<sup>406</sup>

*Allgemeine Grunddefinition.* Ich selbst hatte bereits im Jahr 2000 eine sehr einfache Definition vorgeschlagen:<sup>407</sup>

„Edition ist die erschließende Wiedergabe historischer Dokumente“

Diese Definition weist ganz bewusst eine Reihe von begrifflichen Leerstellen auf, die es näher auszuleuchten gilt. Dabei sollen hier nur erste Umriss einer theoretischen Bestimmung der Edition gezeichnet werden.

*Dokumente.* In einem engen Begriffsverständnis ist ein Dokument ein Träger schriftlicher Informationen. In einem weiten Begriffsverständnis ist es eine materiell gebundene Informationseinheit.<sup>408</sup> Dabei ist es nicht nötig, dass die Information schriftlich gegeben ist oder einen sprachlichen Gehalt hat. Für die Edition können alle Arten von Dokumenten zum Gegenstand der Erschließung und Wiedergabe werden. Dazu gehören z.B. Objekte wie Musikpartituren, Bilder, Filme, Siegel oder andere z.B. museale Objekte. Zusammengefasst kann alles, worauf sich das Erkenntnisinteresse der Forschung richtet, zum Gegenstand einer Edition werden. Wie einige andere Dinge auch, wird das Dokument erst durch seine Wahrnehmung und Behandlung *als* Dokument erst zu einem solchen. Alles, was in einem bestimmten Wissensbereich systematisch beschreibbar und von seinem Inhalt her systematisch recodierbar ist, kann zu einem Dokument und somit ediert werden.

In der traditionellen Editorik wurden oft abstrakte Entitäten wie das „Werk“, der „Autorwille“ oder „historische Tatsachen“ als Gegenstand der Edition betrachtet. In einer allgemeinen Theorie können dies aber allenfalls Leitvorstellungen für die Zielrichtung der Edition sein. Im editorischen Prozess sind sie immer zurückgebunden an die tatsächlich überlieferten Dokumente, von denen alle editorische Arbeit ihren Ausgang nehmen muss. Dies konvergiert mit einer allgemeinen Entwicklung in den Geisteswissenschaften der letzten Jahrzehnte. Im zunehmenden Pluralismus der wissenschaftlichen Haltungen und in der Wende zu einer eher materialistischen

<sup>406</sup> Kropač, *Ad Fontes* (1990), S. 466.

<sup>407</sup> Sahle, *Vom editorischen Fachwissen* (2002) – Der Beitrag geht auf einen Vortrag aus dem Jahr 2000 zurück; siehe ggf. auch Sahle, *Digitales Archiv* (2007), Absatz 9.4.

<sup>408</sup> Zum Dokumentbegriff siehe allgemein z.B. Buckland, *What is a „Document“?* (1997) oder spezieller aus philologischer Sicht De Grazia, *What is a Work? What is a Document?* (1993) und als Erwiderung darauf Braunnüller, *Work, Document, and Miscellany* (1993).

Kulturwissenschaft sind der eindeutige „Autorwille“, das finale „Werk“ und seine eindeutige Fassung relativiert worden, wo nicht untergegangen.<sup>409</sup> Als einziges Rätsel bleibt der Leser und als einzig autoritatives, stabiles und verlässliches Element die Überlieferung. Schon seit Längerem geht es auch in der Edition kaum noch um „Intentionen“ und dafür mehr um „Authentizität“.<sup>410</sup> Diese Authentizität aber kann keinem abstrakten Gegenstand – z.B. einem intendierten linguistischen Code jenseits der Medien – mehr zukommen, sondern allein den physisch vorhandenen Dokumenten der Überlieferung.<sup>411</sup>

Die Edition ist in der Wahl der letzten Zielstellungen frei. Diese können durchaus auch abstrakte Konzepte sein, die eben die Brücke zu den Forschungsprogrammen der einzelnen Wissenschaften schlagen. Spätestens die digitale Edition muss aber von den überlieferten Dokumenten ausgehen und zunächst diese möglichst treu erschließen und wiedergeben. Hier würde es der Grundforderung nach Rationalität, Effizienz, Offenheit und Multidisziplinarität widersprechen, wenn eine Edition sich nur auf die Erreichung eines speziellen, abstrakten Zieles reduzieren und den Nutzern ihre Grundlagen vorenthalten würde. Eine umfassende Bereitstellung auch der quellennahen Wiedergabeformen ist ein Gebot der Fairness gegenüber jenen Benutzern, die nicht die gleichen speziellen Ziele verfolgen wie der Editor.<sup>412</sup>

Als Zielstellung bleibt alles legitim, was in ein rationales wissenschaftliches Modell und entsprechende konsistente editorische Handlungsanweisungen umgeformt werden kann. Dies kann selbst die alten Konzepte z.B. vom Editor als „Testamentsvollstrecker“ und als Hersteller des „wahren“, „echten“ oder „Urtextes“ umfassen. Es stellt sich aber die Frage, ob Ausgaben, die sich auf ein solches Ziel beschränken, in Zukunft überhaupt noch als wissenschaftliche Editionen zu bewerten sein werden oder – wie bei Musik- oder Theaterstücken – eher als (vielleicht sogar gute!) Interpretation und Aufführung zu gelten haben.

Die Edition kann eine „Abkürzung“ zu den Quellen oder Werken sein. Sie darf aber nicht zugleich zum Umweg für denjenigen werden, der jenseits des kritisch konstituierten Textes (oder einem anderen Editionsgegenstand) nach den Grundlagen dieser

---

<sup>409</sup> Van Hulle, *Authenticity* (1999), zitiert Manfred Schneider (Original oder hyperreal? Zur neuen Ausgabe von Kafkas ‚Process‘-Roman, in: *Die Zeit* 50/1997 (5. Dezember), S. 5): „Die Literatur und ihre Wissenschaft haben den Autor, das Werk, den Geist dekonstruiert; jetzt bleibt nur noch ein Phantom: der Leser“.

<sup>410</sup> So z.B. Zeller, [Rezension] (1997), S. 248 über eine Heym-Edition: „Die Textdarstellung ist dem Prinzip der *Authentizität* strikt verpflichtet. Ediert wird, was Heym geschrieben hat, bzw. was der Herausgeber aus den autographen Schreibspuren erkennen, entziffern kann, ohne in der Wiedergabe seine Zuflucht zu nehmen bei einer bezeugten, offensichtlichen, geahnten, vermuteten, rekonstruierten Autorintention.“

<sup>411</sup> Dazu ausführlicher van Hulle, *Authenticity* (1999).

<sup>412</sup> Der Begriff der „Fairness“ bei van Hulle, *Authenticity* (1999).

Konstitution und nach dem Aussehen der überlieferten Dokumente selbst fragen will.<sup>413</sup>

„*Historische*“ *Dokumente*. Die Edition beschäftigt sich mit etwas Präexistentem. Es bedarf der historischen Distanz zu den Dokumenten und den Bedingungen ihrer Entstehung, um eine erschließende Kritik und die Abbildung der Dokumente unter anderen technischen und medialen Bedingungen sinnvoll werden zu lassen. Zeitgenössische Dokumente können einfach reproduziert werden. Die durch den Wandel der Technologien und Medien bedingte Unmöglichkeit einfacher und zugleich erschöpfender Reproduktion und die Erklärungsbedürftigkeit der überlieferten Dokumente sind der Ausgangspunkt und der Anstoß der Edition. Die historische Distanz erzeugt das Spannungsverhältnis von Bewahrung der Authentizität auf der einen und der Überbrückung der Differenz durch Erschließung auf der anderen Seite.

*Wiedergabe*. In der Edition geht es um die Herausgabe und damit die Wiedergabe von überlieferten Werken oder Quellen. Etwas präziser meint dies die Abbildung des Informationsgehaltes der Dokumente. Dabei handelt es sich um einen doppelten Prozess zunächst filternder Wahrnehmung und dann regelgeleiteter Verarbeitung. Beide Teilprozesse werden aus den Fragestellungen des Editors abgeleitet, die die angenommenen Fragestellungen der Editionsbenutzer sind. Die editorische Wiedergabe kann deshalb unter dem Aspekt der Nutzungsorientierung diskutiert werden. Sie kann dann aber auch auf der Skala zwischen Quellennähe und zunehmendem Verarbeitungsgrad (Nutzernähe) verortet werden. Schließlich wäre hier die Möglichkeit der Vollständigkeit in der Informationswiedergabe noch genauer auszuloten. Die „Wiedergabe“ ist konstitutiv für die Edition. Eine erschließende Publikation ohne Wiedergabe der Überlieferung in irgendeiner Form der Verarbeitung ist keine Edition. Ein Katalog, ein Repertorium, ein Findmittel, eine Beschreibung, eine aus den Quellen gewonnene Faktendatenbank ist keine Edition. Die Wiedergabe kann nicht auf einen abschließenden konstituierten Text reduziert werden, weil es editorische Schulen gibt, die den Text streng nach den Überlieferungsbefunden wiedergeben und weil es Überlieferungsverhältnisse gibt, die keine von den überlieferten Dokumenten abweichende Textkonstitution nahelegen. Es kann sehr wohl kritische Editionen geben, die bewusst darauf verzichten, einen „finalen“, angeblich „verbindlichen“ Text zu konstruieren.

*Erschließung*. Erschließung ist das zweite konstitutive Element der Edition. Wiedergabe ohne Erschließung ist keine Edition. Eine bloße Reproduktion, ein einfaches

---

<sup>413</sup> Greco / Paff / Shoemaker, *The Charette Project* (1997), S. 408 beschreibt die traditionelle Edition als vereinfachende Zusammenfassung gegenüber der komplexen Überlieferung. Die digitale Edition soll nun auch den Weg zur Überlieferung selbst abkürzen, indem sie sie mit aufnimmt.

Faksimile, eine digitale Bibliothek ist keine Edition.<sup>414</sup> Mit dem Begriff der digitalen Bibliothek ist allerdings das Problem der Grenzziehung aufgeworfen: Welches ist das Mindestmaß an Erschließung, das eine bloße Wiedergabe von einer kritischen Edition unterscheidet?

Erschließung ist die Einordnung der Überlieferung in ein wissenschaftliches Beschreibungssystem, ist die Konfrontation der Überlieferung mit dem wissenschaftlichen Erkenntnisstand und bedeutet die Anlagerung editorischen Wissens an die Repräsentationsformen der Dokumente. Traditionell wird z.B. in den Geschichtswissenschaften zwischen einer äußeren und einer inneren Erschließung oder „Kritik“ unterschieden. Dabei betrifft die äußere Kritik z.B. die Form der Überlieferung, die materiellen Aspekte oder die bibliografische Ebene. Die innere Kritik zielt dann auf den „Text“ oder „Inhalt“ selbst, der einer historischen und philologischen Untersuchung unterzogen wird. Die philologische „Textkritik“ ist eine fachspezifische, besonders weit ausgebauten Methode der Erschließung. Eine intensive äußere und innere Kritik der überlieferten Dokumente unterscheidet die kritische Edition von anderen Formen der Veröffentlichung historischer Quellen oder Werke.

In der technischen Realisierung führt die äußere Kritik, führen aber auch Prozesse der inneren Kritik (Sacherschließung, Identifikation von benannten Entitäten etc.) zu eigenständigen „Metadaten“, also Beschreibungen, die von der Wiedergabe abgelöst sind. Die innere Kritik (Korrekturen, Normierungen etc.) wird dagegen oft in die Wiedergabeformen integriert. Die Grenzen sind hier aber teilweise fließend, wenn z.B. aus der Beschreibung Informationen gewonnen werden, die Teil der Repräsentationsformen sind.

*Differenz von Wiedergabe und Erschließung.* In einer verallgemeinernden Sicht kann Wiedergabe als erweiterte Form der Erschließung aufgefasst werden. Erschließung – z.B. durch Metadaten – bedeutet eine einordnende Beschreibung von Objekten, die den Zugang zu diesen Objekten ermöglichen sollen, sie in bestimmten Nutzungskontexten aber auch bereits vertreten können. Je nach Fragestellung können Erschließungsdaten alle Informationsbedürfnisse abdecken und das entsprechende Dokument damit – aus der Sicht der Benutzung! – *vollständig* wiedergeben. Erschließung kann als Ausgangspunkt einer immer weiter ausgreifenden Wiedergabe verstanden werden. Nach Mats Dahlström ist die Edition, also die umfassende erschließende Wiedergabe, auch als logische Fortsetzung der Grunderschließung (z.B. in Form eines Katalogeintrags oder einer Karteikarte) zu verstehen.<sup>415</sup> An beiden

<sup>414</sup> Dies galt auch schon für die typografische Kultur. U.a. für Urchueguía, *Edition* (2000), S. 325 ist das „Faksimile [...] keine textkritische Leistung“ und unkommentierte Faksimileausgaben keine vollwertigen Editionen.

<sup>415</sup> Dahlström, *How reproductive* (2004), S. 21 führt beides im Begriff der „Iconicity“ zusammen. Er sieht (wohl im Rückbezug auf Ross Atkinson, *An application of semiotics to the definition of bibliography*, in: *Studies in Bibliography* 33 (1980), S. 54-73) Edition als im Grunde bibliografische Arbeitsweise.

Enden der Erschließung und Wiedergabe geht es schließlich um die informationelle Repräsentation von Objekten.

Dieser Prozess der „Erweiterung“ kann auch vom anderen Ende her als Prozess der „Vertiefung“ gedacht und durchgeführt werden. Der editorische Prozess kann – nach einer Identifikation der betreffenden Dokumente – mit einer scheinbar unkritischen Wiedergabe auf bildlicher oder textlicher Ebene beginnen, um dann erschließende Informationen zu gewinnen und an die Repräsentationsformen anzulagern. In der gedruckten Edition wurde dies durch diakritische Zeichen oder über die Fußnotenzeichen realisiert, mit denen die Apparate in den Text eingebunden wurden. Heute wird dieses Konzept mit „embedded markup“, also Textauszeichnung „im Text“ konsequent erweitert.

Erschließung und Wiedergabe sind nicht nur prozedural stark verflochten. Sie sind auch konzeptionell kaum scharf zu unterscheiden. Schließlich gibt es streng genommen keine neutrale Wiedergabe. Jede Wiedergabe ist standpunktabhängig, einen Standpunkt einzunehmen bedeutet aber eine kritische Haltung einzunehmen. Man könnte auch sagen, sowohl Wiedergabe als auch Erschließung sind jeweils Formen des „Sprechens über Befunde“. Eine grundsätzliche Unterscheidung von Wiedergabe und Erschließung nach eher objektiven gegenüber subjektiven Weisen des Umgangs mit der Überlieferung greift deshalb zu kurz. Sehr wohl können hier aber Unterschiede in der Intention und im Ausmaß der standpunktabhängigen Kritik gemacht werden. Mechanisch oder nach strikten Regeln hergestellte Repräsentationsformen können in einem anderen Maß intersubjektiv sein als fragegeleitete Erschließungsprozesse oder Formen der Textkritik, die auf die Herstellung von Textfassungen zielen, die einem bestimmten theoretischen Modell (z.B. von Werk- oder Autorintention) verpflichtet sind. In der Editionserstellung und Editionsnutzung kommt es darauf an, die Subjektivität der editorischen Prozesse zu erkennen und damit auch unterscheiden und – im Hinblick auf die eigene, ggf. abweichende theoretische Position – bewerten zu können.

Eine unterschiedliche Haltung zwischen Erschließung und Wiedergabe ergibt sich auch daraus, dass Erstere eher selektiv, punktuell, aber auch zusammenfassend und synthetisierend ist, während Letztere eher umfassend und gleichmäßig auf die in Frage stehenden Dokumente angewandt wird.

*Vorkritische Edition und interpretativer Aufsatz.* In der editorischen Praxis beginnt die Textwiedergabe mit einer Transkription, die die Dokumentbefunde regelgeleitet wahrnimmt und in ein Zielsystem übersetzt. Diese Arbeit wird häufig als eher „dokumentierend“ denn als deutend oder interpretierend wahrgenommen.<sup>416</sup> Ihr

---

<sup>416</sup> Siehe repräsentativ für diese Haltung Zeller, *Befund und Deutung* (1971).

Ergebnis ist ein Basis-, ein Roh- oder „prä-edierter“ Text<sup>417</sup>, der eine allgemeine Grundlage für weitere, speziellere Verarbeitungsformen des Textes sein kann. In digitalen Arbeitsumgebungen gewinnen scheinbar unkritische Formen der Textwiedergabe, also z.B. digitale Abbildungen und Transkriptionen dadurch eine größere Bedeutung, dass sie besser sichtbar und verfügbar werden und für weitere Verarbeitungsschritte unmittelbar zugänglich sind.<sup>418</sup> Es kommt zu einer Verschiebung der Gewichte zwischen einfachen Wiedergabeformen – den neuen „fundamental editions“<sup>419</sup> – und dem kritisch konstituierten Text.<sup>420</sup> Zugleich führt die methodische Auseinandersetzung mit den Basisrepräsentationsformen dazu, dass ihre scheinbare Objektivität differenzierter betrachtet wird. Beides zusammen führt z.B. Lou Burnard und Allen Renear, als prominente Vertreter im Forschungsfeld elektronischer Texte zur Forderung nach einer „Theorie der unkritischen Edition“.<sup>421</sup> Dabei ist allen bewusst, dass recodierende Textwiedergaben niemals vollkommen „unkritisch“ sein können. Die Abgrenzung zum Begriff der „Kritik“ zielt hier vor allem auf jene Formen der Textbearbeitung, die gemeinhin als „Textkritik“ zu den kritisch konstituierten Texten führen, deren bislang exklusive Position jetzt relativiert wird.<sup>422</sup> Wenn nämlich (philologische) textkritische Fassungen nur nachgeordnete Aufsätze auf einer vorgängigen Basistranskription sind, dann kommt die größere Bedeutung der Genauigkeit und Zuverlässigkeit dieser Transkription zu, die als *allgemeiner* Reprä-

<sup>417</sup> Im Projekt der „Integrierten Computer-gestützten Edition“ (ICE) wird zwischen Roh-text (der direkten Transkription) und prä-ediertem Text (mit normierenden Einfügungen, z.B. im Bereich der Interpunktion) unterschieden. Hier ist der prä-edierte Text also schon weit verarbeitet. Siehe dazu z.B. Kropač, *Ad Fontes* (1990).

<sup>418</sup> Bereits früh konstatiert Walsh, *The Fluid Text* (1993), S. 38: „the logic of the new medium towards a documentary orientation, and away from an authorial orientation“ und entsprechende Verschiebungen in der kritischen Edition: „Editing as an overt exercise of critical interpretative intelligence is diminished, and editorial authority is partly surrendered“.

<sup>419</sup> Schon Leslie, *Electronic Editions* (1993), S. 49 hatte für eine Trennung von Basiseditionen und interpretativen Aufsätzen plädiert, bei der der Editor für den Grundtext zuständig wäre – einer Fundamentaledition, „which present readers with exactly what is there in the source, leaving the power to alter the text in the hands of its ultimate audience“.

<sup>420</sup> Einmal mehr ist hier eine Konvergenz mit den allgemeinen Entwicklungen z.B. in der philologischen Editorik zu beobachten. Nutt-Kofoth, *Schreiben und Lesen* (2000), S. 187 konstatiert hier z.B. eine „Tendenz zum weitgehend dokumentierenden editorischen Arbeiten“.

<sup>421</sup> Burnard, *From two cultures to digital culture* (2003): „I would like to propose an alternative agenda, which I will call ‘Towards the uncritical edition’. An uncritical edition is one which does not attempt to settle controversy, but to ignite it. It invites the exercise of the insights of critical editing and edition philology, re-applying them in a new context. It uses the tools and techniques we have developed in thirty years of applying computers to the processing of human language in order to problematize the textuality that a traditional critical edition tends to gloss over. Its creation thus implies a fruitful synergy of insights from semiotics, from textual study, and from hermeneutics.“; Burnard, *Is Humanities Computing an Academic Discipline?* (1999); Renear, *Literal Transcription* (2001). Das Konzept auch wieder aufgegriffen und weiter ausgebaut bei Ore, *Monkey Business* (2004).

<sup>422</sup> Diese Diskussion bei Vanhoutte, *Editorial Theory in Crisis* (2005).

sentant der Überlieferung einen höheren Wert hat als die speziellen, fachspezifischen und eher zeitlich gebundenen Deutungen.<sup>423</sup>

Eine Theorie der unkritischen oder vorkritischen Edition endet nicht mit der Feststellung, dass alle Formen der Textrepräsentation subjektiv und kritisch sind, sondern beginnt hier erst.<sup>424</sup> An die Stelle einer immer nur scheinbar objektiven Wiedergabe tritt die *dokumentierte* und damit transparent gemachte Subjektivität.<sup>425</sup> Basis-Wiedergabeformen sind in ihrer Haltung zur Überlieferung, in ihrer Distanz zu den Dokumenten und in den angewandten Regeln der Wahrnehmung und Recodierung genau zu beschreiben und erlauben damit auch in ihrer Rezeption und weiteren Nutzung eine präzisere Verwendung. In einer Theorie der vorkritischen Edition sind dann auch die verschiedenen Schritte der Wiedergabe und Erschließung zu differenzieren und je gesondert methodisch zu entwickeln: die bibliografische oder dokumentologische (z.B. kodikologische oder archivische) Erschließung, die digitale Abbildung, die Berücksichtigung der Organisation und Binnengliederung von Schrifträumen, die Wahrnehmung von Schriftzeichen auf einer grafischen, grafematischen, buchstäblichen oder lexikalischen Ebene, die Differenzierung von Zeichen des Interpunktionssystems, die Identifikation von benannten Entitäten – um nur einige Beispiele zu nennen. Mary-Jo Kline differenziert für die Schule der dokumentarischen Edition, dass diese zwar ausdrücklich *nicht-kritisch* („non-critical“) sei, deshalb aber noch lange nicht *unkritisch* („uncritical“).<sup>426</sup>

Fraglich ist, ob in der umfassenden Modellbildung zur digitalen Edition auch eine scharfe terminologische Grenzziehung zwischen der vorkritischen Edition und der kritischen Textkonstitution möglich und wünschenswert ist. Edward Vanhoutte hatte eine solche Unterteilung nach inhaltlichen und vor allem funktionalen Gesichtspunkten vorgeschlagen, als er die Archiv- und Museumsfunktion der Edition beschrieben hat.<sup>427</sup> Für das Verständnis der Inhalte digitaler Editionen wie für die Trennung dauerhafter Grund-Repräsentationsformen und temporären Präsentationsweisen oder „Aufführungen“ könnte eine solche begriffliche Trennung durchaus

<sup>423</sup> Renear, *Literal Transcription* (2001), S.28 argumentiert stark in diese Richtung und spricht von der Beweiskraft der Transkription innerhalb der philologisch-kritischen Arbeit, wenn er für ein Projekt sagt: „we wanted our textbase to provide a resource ‚with the same evidentiary potential as a diplomatic transcription“.

<sup>424</sup> Die Diskussion um Möglichkeit und Unmöglichkeit interpretationsloser Transkription bereits bei Robinson, *Is There a Text in These Variants?* (1996).

<sup>425</sup> Der Begriff der „documented subjectivity“ in diesem Sinne bei Vanhoutte, *Where is the editor?* (1999), Absatz 3.

<sup>426</sup> Kline, *A Guide to Documentary Editing* (1987), S. 24. Die Begriffsverwendung macht dann Sinn, wenn man im ersten Fall einen engen Begriff der philologischen oder sogar literarästhetischen Textkritik konnotiert und im letzten ein eher allgemeines, weites Verständnis von kritischer Haltung zu den überlieferten Dokumenten. Die Diskussion wird auch aufgegriffen bei Eggert / McCauley, *Critical and Scholarly Editing* (1995).

<sup>427</sup> Vanhoutte, *Where is the editor?* (1999), Absatz 3.



fruchtbar sein.<sup>428</sup> Es stellt sich aber die Frage, ob hiermit nicht die Bewegung, in die der Editions-begriff selbst geraten ist, verunklart wird. Der Begriff der Edition wird hier für die traditionellen Praktiken der philologischen Textkritik und Textkonstitution reserviert. Dies würde den Blick darauf verstellen, dass die Edition im digitalen Zeitalter ein weiteres Feld abdeckt und neue Schwerpunkte in Bereichen ausbildet, die auch begrifflich nicht separiert werden sollten.

Die Unterscheidung zwischen vorkritischen Formen der Edition und interpretativen Aufsätzen ist ein Element in der genaueren Kartierung des weiten editorischen Feldes. Wenn die Textkonstitution immer schon als Gipfelpunkt und als Krönung der kritischen Auseinandersetzung mit der Überlieferung gelten durfte, dann geht es jetzt darum, die Edition vom Kopf auf die Füße zu stellen. Eine genaue, zuverlässige und transparente Wiedergabe der Dokumente und der in ihnen gebotenen Texte ist heute die unverzichtbare Basis für weitere analytische und editorische Schritte.<sup>429</sup> Auf einem soliden Fundament können dann aber auch verschiedene kritische Haltungen zum Text nebeneinander operationalisiert werden. Die im ersten Teil dieser Arbeit skizzierten Schulen und Ansätze stehen dann nicht mehr in einer ausschließenden Konkurrenz, sondern können in Koexistenz realisiert werden.

*Logik des Editionsprozesses.* Die traditionelle Edition ist prozesshaft auf einen einzelnen Punkt ausgerichtet. Sie besteht aus der Veröffentlichung eines statischen Produkts. Davor stand ein Editionsprozess, der mit der Publikation unsichtbar gemacht wurde. Der Arbeitsprozess zur Edition löst sich mit der Publikation auf. In der digitalen Edition wird der Editionsprozess sichtbar gemacht. Die Publikation ist nicht mehr der Abschluss, sondern die öffentliche Begleitung der Edition.

Edition ist erschließende Wiedergabe. Dies markiert nicht einfach einen zweischrittigen Prozess. Erschließung und Wiedergabe sind in verschiedene Teilbereiche zu differenzieren, die stark verflochten sind und parallel bearbeitet werden. Ausgangspunkt der Edition ist der im weitesten Sinne erschließende Akt der Gegenstandsdefinition. Wenn die Abbildung und Verarbeitung der überlieferten Dokumente eigentlich nur in der Befolgung festgelegter Regeln besteht, dann wird die eigentlich zentrale Aufgabe des Editors erkennbar: Einen editorischen Gegenstand zu definieren, die dazugehörigen Dokumente zu identifizieren und eine Struktur für die Erfassung und Beschreibung dieser Dokumente zu entwerfen.<sup>430</sup> Der Editor muss

---

<sup>428</sup> Vanhoutte, *Where is the editor?* (1999) verweist ganz zu Recht auch auf die Freiheiten, die „Editoren“ dabei gewinnen, wenn sie ihre Aufführungen als spin-off weitgehend unabhängig vom Archivteil der Edition ausgestalten können.

<sup>429</sup> Bereits Firchow, *Anforderungsprofil* (1988), S. 43 „An der Nützlichkeit der Computertranskription kann aber überhaupt kein Zweifel bestehen, wenn man die Beiprodukte in Betracht zieht, die durch eine genaue Transkription von Manuskripttexten für die weitere editorische, philologische und paläographische Arbeit möglich werden“.

<sup>430</sup> Dieser eigentlich kreative Akt der Edition kennzeichnet die unverminderte Bedeutung des Editors und seiner wissenschaftlichen Leistung. Diese liegt jetzt nicht mehr so sehr in der kreativen Textkonstituti-

entscheiden, was sein Text und was ggf. die Kontexte sind. Er muss Fragestellungen der Forschung aufnehmen und zur Konstitution eines Editionsgegenstandes operationalisieren. Basische Wiedergabeformen wie digitale Abbildungen und diplomatische Abschriften ergeben sich dann fast zwangsläufig aus der Definition des Gegenstandes. Das Gleiche gilt für die Grunderschließung z.B. in bibliografischer, archivischer, historischer oder inhaltlicher Hinsicht. Trotzdem ist auch deren Bedeutung nicht zu unterschätzen: Jede moderne Edition muss von möglichst quellennahen Wiedergabeformen ihren Ausgang nehmen.<sup>431</sup>

Auf die Grundwiedergabe und die Grunderschließung können speziellere Sichtweisen und Verarbeitungsformen aufgesetzt werden – die Erschließung hinsichtlich bestimmter Fragestellungen, die Konstitution eines Editionstextes nach bestimmten Textbegriffen und philologischen oder geschichtswissenschaftlichen Haltungen zum Text. Erst kommt der Text als Dokument, dann kann eventuell ein Werk daraus gemacht werden.<sup>432</sup> Im Idealfall handelt es sich bei diesem Schritt auch in der technischen Umsetzung um die Anlagerung von editorischen Annotationen an eine vorgängige allgemeine Repräsentationsform der Überlieferung oder um die Hinzufügung eines Protokolls des kritischen Sprechens über Befunde. Trotzdem führen diese spezialisierten Erschließungsarbeiten zu gesonderten Wiedergabeformen oder sogar eigenen Publikationsformen - die im Idealfall aus den Grunddaten mechanisch *generiert* werden.<sup>433</sup>

Die Publikation ist in diesem System nicht mehr ein einzelner Endpunkt der Edition, sondern kann ein vielfältiger Begleiter des editorischen Prozesses sein. Die Edition kann z.B. mit der Veröffentlichung der Grunderschließung und Grundwiedergabe als noch nicht-kritische „digitale Bibliothek“ beginnen und allmählich kritisch durchgearbeitete Fassungen öffentlich bereitstellen. Diese können verschiedene Sichten auf das Material realisieren, sie können laufend ergänzt und überarbeitet werden und sind sogar gezwungen, sich den Erwartungshaltungen und Rezeptionsgewohnheiten der Benutzer anzupassen und dementsprechend neu gestaltet zu werden.

---

on, sondern darin, aus der (besten) Kenntnis der Forschung und der Überlieferungsbedingungen heraus die Basis für eine dauerhaft fruchtbare Ressource zu schaffen. Schon Walsh, *The Fluid Text* (1993), S. 34 hatte darüber nachgedacht, wie sich die Position des Editors im Prozess der fortschreitenden Aufbereitung und interpretierenden Durchdringung verändern würde und kommt zu einem klaren Ergebnis: „the professional editor withdraws from the editorial process at a much earlier stage.“

<sup>431</sup> Die Forderung ausdrücklich bei Robinson, *The Canterbury Tales* (2007), S. 74 und 78ff. Über die Bedeutung einer allgemeinen elektronischen Grundtranskription bereits Huitfeldt, *Manuscript Encoding* (1993) und im Rahmen einer Projektbeschreibung Viscomi, *Digital Facsimiles* (2002), S. 31.

<sup>432</sup> Shillingsburg, *Anglo-amerikanische Editionswissenschaft* (2000), S. 161 betont diese „grundsätzliche, erwiesenermaßen dokumentarische Natur von Texten“, der z.B. eine Werk-Sicht nachgeordnet wäre.

<sup>433</sup> Die editorischen Entscheidungen liegen dann nicht mehr auf der Ebene der Publikation, sondern auf der Ebene der Regeln, nach denen der Text konstruiert und in eine Publikationsform gebracht wird. Siehe hierzu auch Boetius, Vorüberlegungen zu einer generativen Editionstheorie (1975).

Der editorische Prozess hat sich in seiner Grundbestimmung durch die Digitalisierung nicht wesentlich verändert.<sup>434</sup> Was sich verändert hat, ist seine Sichtbarkeit und die (Nach-)Nutzbarkeit der einzelnen Editionsarbeiten und Verarbeitungsschritte.<sup>435</sup> Editorische Arbeiten sind jetzt in den Daten „explizit“ zu machen. Dadurch sind sie besser nutzbar, ggf. reversibel und unmittelbar für die Publikation einzusetzen. Wenn nicht mehr am Ende das Produkt an die Stelle des Prozesses gesetzt wird, dann tritt das Prozesshafte der Edition mehr in den Vordergrund. Die Edition erscheint nicht mehr als Publikationsform, sondern als Arbeitsumgebung, deren jeweiliger Entwicklungsstand in einer permanenten Veröffentlichung, zugleich aber temporären Veröffentlichungsformen sichtbar gemacht wird.<sup>436</sup>

Erst dadurch wird auch die alte Einsicht und Forderung der Editorik erfüllt, dass die Edition nicht der Abschluss der Forschung ist, sondern ihre Grundlage.<sup>437</sup> Nur als offenes und dynamisches System kann die Edition immer wieder neue Erkenntnisse aufnehmen und eine Basis für immer neue Fragestellungen bieten.

*Binnendifferenz der Wiedergabe: Repräsentation und Präsentation.* In der digitalen Edition kommt die Reproduktion vor der Produktion. Bevor Texte konstituiert werden, ist zunächst die Überlieferung abzubilden. Die Edition erstreckt sich damit über verschiedene Formen der Wiedergabe, die in unterschiedlichem Maße reproduktiv oder kreativ sind. Dabei ist die Bewertung der Reproduktivität und Produktivität von den eingesetzten Textbegriffen bzw. von den Haltungen, die man zur Überlieferung einnimmt, abhängig.<sup>438</sup> Glaubt man an eine Autorintention, ein abstrakt-reales Werkkonzept oder einen Urtext, dann kann auch ein stark verarbeiteter, konstituierter Text Reproduktion sein. Hält man dagegen nur die materielle Überlieferung für real, dann handelt es sich hier eher um Neuproduktionen. Ebenso kann unter einer medialen Perspektive ein Text im Übergang von einem Medium zu einem anderen niemals identisch reproduziert werden, sondern als Ergebnis einer

---

<sup>434</sup> Auch im traditionellen Ansatz konnte die Edition als Abfolge der Schritte „äußere Erschließung“-„Grundtranskription“ – „Textkonstitution“ beschrieben werden. Siehe z.B. Ricklefs, Zur Systematik (1999), S. 14f.

<sup>435</sup> Ein prozedurales Modell der Verarbeitung vom Bild über den Rohtext bis zum „edierten Text“ bei Kropač, Ad Fontes (1990), S. 470 (mit Schaubild).

<sup>436</sup> In einer terminologischen Übergangsphase verdoppelt sich die „Edition“. Die „digitale Edition“ wird dann z.B. beschrieben als Grundlage für die „eigentliche“ Edition (= Textkonstitution). So z.B. Stolz, New Philology (2002), S. 141: „A critical electronic edition of the manuscript sources would constitute a work-base that would be an indispensable prerequisite for any new edition of Parzival“ – er betont aber, dass die digitale Fassung sehr wohl eine Edition (eigenen Rechts) sei.

<sup>437</sup> Die Edition als Grundlage der Interpretation und nicht als ihr Ergebnis auch bei Zeller, Befund und Deutung (1971), S. 87ff.

<sup>438</sup> Siehe zum Thema insgesamt auch Dahlström, How Reproductive (2004).

filternden Wahrnehmung und am Zielmedium orientierten Verarbeitung allenfalls den Charakter einer Übersetzung haben.<sup>439</sup>

Die editorische Wiedergabe beschränkt sich unter den Bedingungen einer digitalen Arbeitsumgebung allerdings nicht auf die verschiedenen Inhalte in möglicherweise verschiedenen Veröffentlichungsformen. Die erste editorische Wiedergabeform und die Basis für alle Formen der Veröffentlichung ist die Recodierung der Dokumentbefunde mittels digitaler Daten. Dabei stellen diese Daten bereits ein Modell und Abbild der Überlieferung dar. Bernard Cerquiglini und Jean-Louis Lebrave benutzen deshalb die konzeptionelle Unterscheidung von *Représentation* und *Présentation*,<sup>440</sup> die ein gutes Mittel zur Differenzierung und Erhellung meines definitorischen Konzepts von der Edition als (erschließender) Wiedergabe bietet. Sie sprechen von *Représentation*, wenn sie die innere Datenstruktur einer digitalen Edition und die Daten selbst meinen und greifen dabei auf die Bedeutung des Begriffs als „mentale Vorstellung“ einer Sache zurück. Die *Présentation* meint dann die „mediale Vorstellung“, also die Publikationsformen. In der editorischen Wiedergabe kommt also logisch betrachtet nicht nur die Reproduktion vor der Produktion, sondern auch die Repräsentation vor der Präsentation. Insbesondere auf diese letzte Unterscheidung wird später noch genauer einzugehen sein.

### 2.2.3 Begriffsbildung und -abgrenzung Digitale Edition

*Die digitale Edition.* Bislang ist beschrieben worden, was die Grundanforderungen an eine wissenschaftliche Edition sind und wie sie in einem allgemeinen Rahmen definiert werden kann. Was ist nun aber eine „digitale [kritische] Edition“? Die digitale Edition ist zunächst einmal keine Sonderform der Edition im Allgemeinen, sondern ihre Normalform! Für die Umsetzung des editorischen Programms ist es aus Gründen der wissenschaftlichen Rationalität unumgänglich, die jeweils aktuellen konzeptionellen und technischen Möglichkeiten auszuschöpfen. Das Ziel dieser Arbeit besteht darin, einen weiten Rahmen für die editorische Theoriebildung abzustecken. Dieser umfassende Anspruch kann nur mit digitalen Mitteln erfüllt werden. In diesem Sinne wäre zu definieren:

Eine digitale Edition ist dadurch bestimmt, dass sie die allgemeinen Anforderungen an eine wissenschaftliche Edition durch die Berücksichtigung der gegenwärtigen technischen Möglichkeiten und ihrer methodischen Implikationen erfüllt. Sie folgt einem „digitalen Paradigma“.

Umgekehrt erscheint die traditionelle gedruckte Edition dagegen jetzt als spezialistische Sonderform, die nur einen ganz bestimmten Blick auf die zu erschließen-

<sup>439</sup> In diesem Sinne z.B. auch Dahlström, *Digital Incunables* (2000): „Every transmission of a literary work affects its text due to the particular media used and the choices made by the individual transmitter.“

<sup>440</sup> Siehe z.B. Cerquiglini / Lebrave, *PHILECTRE* (1997), S. 89.

de Überlieferung wirft. In einer digitalen Forschungsumgebung reduziert sich die Druckausgabe auf den kleinen Punkt im gesamten Editionsprozess, der auf die Herstellung einer der vielen möglichen Präsentationsweisen zielt. Innerhalb der umfassenden Edition kann der Druck nur ein Nebenprodukt, ein „spin-off“ der allgemeinen Editionsarbeiten sein.

Wollte man dennoch versuchen, die „digitale Edition“ auch in Bezug auf traditionelle gedruckte Editionen zu definieren, dann ließe sich sagen:

Eine digitale Edition ist dadurch bestimmt, dass sie nicht ohne wesentliche Informations- und Funktionsverluste in eine typografische Form gebracht werden kann – und in diesem Sinne über die druckbare Edition hinausgeht.

Dabei bezieht sich das inhaltliche Ausdruckspotenzial zunächst nicht nur auf die technischen Restriktionen des Buchdrucks, sondern auch auf seine ökonomischen Rahmenbedingungen: Alle Transkriptionen und Faksimiles eines reich überlieferten Textes können leicht mehrere 10.000 Seiten ergeben. Diese wären technisch, aber eben nicht ökonomisch druckbar. Die rein technische Übertragbarkeit geht dann aber auch verloren, wenn es z.B. um auditive Wiedergaben geht oder um dynamisch auf Benutzereinstellungen hin generierte Textfassungen, die durch die Kombination der Parameter eine nicht mehr abbildbare Zahl von Texten ergibt.

Entscheidend ist auch die funktionale Übertragbarkeit. Aufgabe der digitalen Edition ist es nicht zuletzt, die analytischen Grenzen des gedruckten Buches zu überwinden.<sup>441</sup> Hyperlinks können im Druck nur angedeutet, nicht aber realisiert werden. Ein Hypertext im engeren Sinne ist nur in digitalen Medien möglich. Einen offensichtlichen funktionalen Unterschied machen auch die browsenden und suchenden Zugänge zum Material und die Zugänglichkeit der Editions-inhalte für analysierende und verarbeitende Werkzeuge.

Die digitale Edition ist dadurch gekennzeichnet, dass ihre Grunddaten in elektronischer Form vorliegen und dass ihr Informationspotenzial über das eines Buches hinausgeht und nur mit digitalen Medien ausgeschöpft werden kann. Deshalb kann eine digitale Edition nicht einfach die digitale Fassung einer auch im Druck realisierbaren Edition sein – zu ihrem Wesen gehört, dass sie über die Beschränkungen der typografischen Edition hinweggeht.<sup>442</sup> Aus genau diesem Grund braucht die

---

<sup>441</sup> McGann, *The Rationale of Hypertext* (1997), S. 22f definiert, dass eine Hyperedition (als damals beliebter Begriff für digitale Editionen) eine Edition ist, die uns von den analytischen Grenzen des gedruckten Textes befreit. Auch er betont, dass etwas, das ohne Informations- und Funktionsverlust hätte gedruckt werden können, keine Hypertextedition sein kann.

<sup>442</sup> CD-ROM-Ausgaben oder Online-Ausgaben, die zu gedruckten Ausgaben identisch sind, indem sie z.B. den Druck als PDF wiedergeben, sind folglich keine digitalen Editionen im engeren Sinne. Ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel für diesen Typus ist das Urkundenbuch des Klosters Sankt

digitale Edition auch nicht durch ihre – scheinbar nur technischen oder medialen – Besonderheiten bestimmt zu werden. Eine Theorie der digitalen Edition ist aus den allgemeinen Anforderungen und Zielstellungen an wissenschaftliche Editionen insgesamt abzuleiten und wird dadurch gekennzeichnet, dass sie hier einen umfassenden Anspruch verfolgt, was die inhaltliche Wiedergabe, die Erschließung, den Einsatz aktueller Technologien und die Berücksichtigung methodischer Rückwirkungen dieser Technologien betrifft. Eine konkrete digitale Edition ist ein Unternehmen, das vor dem Hintergrund einer allgemeinen Theorie der digitalen Edition entsteht und sich in diesem Gesamtgebäude verorten lässt.

Peter Robinson als einer der prominentesten Entwickler und Vordenker digitaler Editionsformen hat 2002 eine Bestimmung digitaler Editionen vorgeschlagen, die aus sechs Punkten besteht:<sup>443</sup>

1. A critical digital edition is anchored in a historical analysis of the materials,
2. A critical digital edition presents hypotheses about creation and change,
3. A critical digital edition supplies a record and classification over time, in many dimensions and in appropriate detail,
4. A critical digital edition may present an edited text, among all the texts it offers,
5. A critical digital edition allows space and tools for readers to develop their own hypotheses and ways of reading,
6. A critical digital edition must offer all this in a manner, which enriches reading.

Diese Aspekte decken zunächst die in der vorliegenden Arbeit als konstitutiv bestimmten Bereiche „Erschließung“ (Punkte Eins bis Drei) und „Wiedergabe“ (Punkt Vier) ab und erweitern sie um den Bereich der Nutzbarkeit (Punkte Fünf und Sechs).<sup>444</sup> Dabei fällt auf, dass der Unterschied zu traditionellen Formen der Edition zum einen darin liegt, dass ein konstituierter kritischer Editionstext gegenüber der Wiedergabe anderer (z.B. quellennaher) Textformen nur noch den Status einer Möglichkeit hat und dass die Funktionen der Publikation sich deutlich von der des Buches unterscheiden. Auch bei Robinson geht es also um den inhaltlichen und funktionalen Mehrwert, den eine digitale Edition erbringt und der im Rahmen der Druckkultur nicht abzubilden wäre.

*Die elektronische und die digitale Edition.* Gerade in der Frühzeit wurden digitale Editionsformen durch ihre Differenz zu den traditionellen Formen beschrieben.

---

Blasien im Schwarzwald, Von den Anfängen bis zum Jahr 1299, Bearbeitet von Johann Wilhelm Braun, 2 Bände und eine CD-ROM, Stuttgart 2003.

<sup>443</sup> Robinson, What is an Electronic Critical Edition? (2002), S. 51-57.

<sup>444</sup> Eine engere Auseinandersetzung mit der Definition von Robinson bei Sahle, Digitales Archiv (2007), Abschnitt 10.2.

Die Unterschiede beziehen sich dabei auf die Erstellung, die Datenhaltung, die Publikationsformen und die Funktionalitäten der jeweiligen Medialisierung. Als Definitionsbegriff wurde dann das jeweils aktuelle technische Paradigma verwendet. So begegnet früh z.B. der Ausdruck „Computeredition“, der vor allem auf den Einsatz des Computers als Hilfsmittel für die Erarbeitung einer zu druckenden Ausgabe zielt.<sup>445</sup> Weiter verbreitet ist der Begriff der „elektronischen Edition“, der manchmal synonym zur „digitalen Edition“ gebraucht wird.<sup>446</sup> „Elektronisch“ und „digital“ sind zwar im allgemeinen Sprachgebrauch identisch, nicht aber in einer fachwissenschaftlichen Bedeutung und Konnotation. Es lassen sich dadurch auch für die Edition unterschiedliche Positionen beschreiben. Der Begriff des Elektronischen steht dabei für eine frühere Phase der Entwicklung und verweist eher auf textzentrierte Formen,<sup>447</sup> den Aspekt der Datenhaltung,<sup>448</sup> den Werkzeugcharakter des Computers und derivative Formen typografischer Vorlagen. Der Begriff des Digitalen ist dagegen eher mit multimedialen Inhalten, einer digitalen Medialisierung und einem allgemeinen Wandel von Inhalten, Konzepten und Präsentationsweisen verbunden.

Von „elektronischen Editionen“ ist oft die Rede, wenn es um inhaltlich und konzeptionell eher traditionelle Ansätze geht, deren Ergebnisse sich grundsätzlich auch im Druck wiedergeben lassen würden. Diese gehören dann eigentlich noch der typografischen Ära an.<sup>449</sup> Von digitalen Editionen in einem engeren Sinne würde man erst sprechen, wenn der weiter ausgreifende konzeptionelle und inhaltliche Ansatz eine solche Rückübersetzung nicht mehr erlauben würde. Im Gegensatz zu den „elektronischen Ressourcen“ kann hier mit John Unsworth auch von „second generation digital resources“ gesprochen werden.<sup>450</sup>

---

<sup>445</sup> Brinkmann / Susen, *Erschließungsaspekte* (2004), S. 84f.

<sup>446</sup> So bestimmt z.B. Weichselbaumer, *Digitale Editionen (!)* (2005), S. 32 „elektronische Editionen“ oder „Computereditionen“ als Editionen, die nicht nur mit Hilfe des Rechners erstellt worden sind, sondern auch mit diesem angezeigt und benutzt werden, und bezieht sich dabei auf Jannidis, *Wider das Altern* (1997), S. 152 und Kropač, *Quellenbanken* (1989), S. 245f.

<sup>447</sup> Unter eTexten würde man tendenziell einen linguistischen Code erwarten, während mit „digitalen Texten“ auch Textbilder oder Hypertexte gemeint sein können. Nicht zufällig folgt in der Digitalisierungsgeschichte der Monumenta Germaniae Historica auf die Volltextdatenbank der eMGH (Elektronische MGH) die dMGH (digitale MGH), die die Editionen sowohl als Bilddigitalisat als auch als ausgezeichnete Volltexte anbietet. Siehe hier grundsätzlich Assmann / Sahle, *Digital ist Besser* (2008).

<sup>448</sup> „Elektronisch“ ist hier in der Regel ein Abgrenzungsbegriff zu „typografisch“. Die Begriffsbildung über die Datenhaltung kann sich auch auf die physischen Träger beziehen: Morgan, *Hypertext* (1991), S. 380 spricht z.B. von Texten „in magnetic form“.

<sup>449</sup> Giesecke, *Abhängigkeiten* (2001), S. 220 (und Giesecke, *Von den Mythen der Buchkultur* (2002), S. 275): „Alle elektronisch gespeicherten Informationen, die sich problemlos in typographische Produkte umsetzen lassen (und umgekehrt), gehören noch der typographischen Ära an“.

<sup>450</sup> Harold Short, *The Role of Humanities Computing: Experiences and Challenges*, in: *Historical Social Research* 27/4 (2002), S. 292.

*Hyperedition.* Die „Hyperedition“ ist zunächst nicht anderes als ein weiteres Beispiel für die Konjunkturabhängigkeit der Begriffsbildung. In der Hochzeit des Hypertext-Hypes wurde der Ausdruck auch auf Editionen übertragen, die sich konzeptionell diesem Ansatz verpflichtet fühlten. Dabei verweist der Begriff durchaus auf wichtige neue Aspekte digitaler Editionen, wenn er zum einen den Netzwerkcharakter der Inhalte und zum anderen den abstrahierenden und verallgemeinernden Ansatz in der Methodik bezeichnet.<sup>451</sup> Die Hyperedition ist dann eine Edition, die konzeptionell und strukturell über ihre typografischen Vorläufer hinausgeht.

*Die digitalisierte und die digitale Edition.* Öfters finden sich unter dem Ausdruck „digitale Edition“ retrodigitalisierte Fassungen kritischer gedruckter Editionen. Diese Selbstzuschreibungen folgen einem weiteren Begriff von „digital“ und „Edition“. Inhaltlich und konzeptionell handelt es sich zwangsläufig immer noch um „typografische Editionen“, die bloß für die Verbreitung in digitalen Medien konvertiert wurden. „Digitalisierte Editionen“ unterfallen deshalb nicht einem engen Begriff von „digitalen Editionen“. Wenn der Unterschied durch inhaltliche (Wiedergabeformen und Erschließung) und funktionale Aspekte zu bestimmen ist, dann stellt sich allerdings die Frage, ob denn nicht aus einer digitalisierten Edition eine digitale Edition entstehen kann, wenn der Zugang zu den Materialien und die Nutzungsmöglichkeiten der Inhalte durch die Digitalisierung entscheidend verbessert und die Erschließung durch die Anlagerung neuer Informationen<sup>452</sup> und durch die Realisierung von internen und externen Verknüpfungen verbessert wird.<sup>453</sup> Diese Frage ist mit Ja zu beantworten, zieht aber unmittelbar die Anschlussfrage nach der Schwelle nach sich, ab der ein begrifflicher Wechsel gerechtfertigt ist. Hier verlangt die Bestimmung der digitalen Edition, nach der sie „nicht ohne wesentliche inhaltliche und funktionale Verluste zu drucken ist“, nach einer Präzisierung, die an dieser Stelle aber nicht geleistet werden kann.

Den grundsätzlichen Unterschied zwischen einer an der Druckkultur orientierten Edition und einer auf die Möglichkeiten der neuen Medien ausgerichteten Edition hat auch Raul Mordenti im Blick, wenn er zwischen einer „edizione digitalizzata“ und einer „edizione informatizzata“ unterscheidet. Die „informierte“ Edition ist dann diejenige, die von Anfang an in informatischen Strukturen gedacht wird und keine unmittelbare Rücksicht auf das typografische Erscheinungsbild nimmt.

---

<sup>451</sup> Der Begriff der Hyperedition z.B. bei Suarez, *Dreams* (2000), S. 172f. Er betont die Aspekte der Dezentralisierung, der Delinearisierung, der Kontextualisierung und damit insgesamt der Befreiung des Lesers von den Vorgaben des Editors. Dies wohl auch im Rückgriff auf McGann, *The Rationale of HyperText* (1997), S.22f, der ebenfalls von Hypereditionen spricht.

<sup>452</sup> Man denke hier z.B. an die Identifikation benannter Entitäten, an die Lemmatisierung des Wortbestandes oder an textkritische Annotationen.

<sup>453</sup> Als Praxisbeispiel zu diesen Überlegungen Assmann / Sahle, *Digital ist Besser* (2008), zusammenfassend Abschnitt 6.3, S. 42-45.



*Das digitale Archiv und die digitale Edition.* Wenn sich Inhalte, Strukturen und Präsentationsformen der Edition grundlegend wandeln, dann müssen die traditionellen Begriffe zur Kennzeichnung dieses Unternehmens neu justiert werden, weil ihr Verhältnis zu benachbarten Konzepten – die ebenfalls in Bewegung geraten – unklar wird und es zu Überschneidungen kommen kann.<sup>454</sup> Für die Edition betrifft das vor allem das Konzept des Archivs. Wenn der Schwerpunkt editorischer Arbeiten sich zunächst in Richtung auf die Erschließung der Überlieferung und die genaue Wiedergabe der Dokumente verschiebt, das digitale Archiv aber zugleich die Grunderschließung durch vollständige bildliche Wiedergaben ergänzt, dann bewegen sich beide Begriffe offenkundig aufeinander zu.<sup>455</sup>

Zahlreiche digitale Editionen bezeichnen sich selbst als „digital archive“ und betonen damit den Anspruch auf die umfassende Erschließung und Wiedergabe eines editorischen Gegenstandes, eine Berücksichtigung der materiell überlieferten Dokumente und zugleich eine angestrebte Neutralität, die auf einer eher weniger kreativen Textkonstitution beruht.<sup>456</sup> Damit wird nicht nur der traditionelle Archivbegriff übernommen, sondern werden auch editorische Modelle weiterentwickelt, die z.B. in der Literaturwissenschaft auch früher schon als „Archivausgaben“ bezeichnet wurden.<sup>457</sup>

Durch die Veränderungen in der technischen und medialen Landschaft bewegen sich die Konzepte des digitalen Archivs und der digitalen Edition aufeinander zu. Auch hier ist eine klare Grenzziehung nicht mehr leicht möglich. Stellt man aber in Rechnung, dass die digitale Edition die Ansprüche und Zielsetzungen der traditionellen Edition aufnimmt und ihr Programm fortführt, dann besteht kein Anlass, die kritische Edition im digitalen Zeitalter auf einen Archivbegriff zu reduzieren. Letztlich kommt es hier stark auf die Haltung und auf die Selbstzuschreibung

---

<sup>454</sup> Shillingsburg, *Principles for electronic archives* (1996), S. 25f : „The first [principle] addresses the potential of electronic editions to be something more and something different from printed editions: electronic editions should be designed for multipurpose, multimedia presentation, effectively breaking down barriers between the concepts: archives, editions, and course materials or tutorials.“

<sup>455</sup> Siehe ausführlicher zu diesem Phänomen Sahle, *Digitales Archiv* (2007). Ein Fallbeispiel liefert Robinson, *Manuscript* (1993), S. 9 (und vor allem Endnote 2, S. 14), der diskutiert, ob man sein Projekt der „*Canterbury Tales*“ z.B. Edition, Archiv, Dossier oder Forschungsbasis nennen solle.

<sup>456</sup> Siehe z.B. „*The William Blake Archive*“. Viscomi, *Digital Facsimiles* (2002), S. 47 dazu: „The Blake Project as a pacesetting instance of a fundamental shift in the ideas of ‘archive’, ‘catalogue’, and ‘edition’ as both processes and products. Though ‘edition’ and ‘archive’ are the terms we have fallen back on, in fact we have envisioned a unique resource unlike any other currently available – a hybrid all-in-one edition, catalogue, database, and set of scholarly tools capable of taking full advantage of the opportunities offered by new information technology.“ Den Aspekt der angestrebten Neutralität betont auch Small, *Text-Editing* (1993), S. 27 in Bezug auf McGanns Rossetti-Projekt: „McGann refers to the Rossetti hypertext database as an ‘archive’, a term which completely denies human agency in its assembly. It implies a neutral, unmediated storehouse of facts awaiting the reader.“

<sup>457</sup> Siehe hierzu z.B. Nutt-Kofoth, *Schreiben und Lesen* (2000), S. 196f.

durch die Editoren an. Der Archivbegriff betont dann den Aspekt der vollständigen Sichtung, Erfassung und Wiedergabe der Überlieferung, während der Begriff der Edition die tiefe Erschließung und die kritische Aufarbeitung des dann eher abstrakt gedachten Textes in den Vordergrund stellt.<sup>458</sup>

Digitales Archiv und digitale Edition können dann durchaus auch in einem prozeduralen Verhältnis stehen. Eine Edition kann mit der Reproduktion der Überlieferung als Archiv beginnen und sich erst danach allmählich zu einer kritischeren Aufbereitung des Materials entwickeln.<sup>459</sup> Da das digitale Archiv aber selbst bereits eine Form der Publikation sein kann, scheint eine Trennung entlang der Medialisierung bzw. Nicht-Medialisierung nicht sinnvoll. Eine Grenze lässt sich eher durch den Grad der Erschließung und den Informationsreichtum der recodierenden Wiedergabe bestimmen. Erst ab einer gewissen historischen und/oder philologischen Durchdringung des Stoffes und erst beim Vorliegen einer vollständigen Textwiedergabe wird man von einer Edition sprechen, davor eher von einem Archiv.

Selbstverständlich sind hier auch Mischformen möglich. Espen Ore schlägt z.B. die Verwendung von Begriffen wie „archival editions“ oder „exhibitory editions“ vor um zu charakterisieren, ob eine Edition eher auf die umfassende Bereitstellung von Material auch für andere Verwendungszusammenhänge zielt („Archiv“) oder die Präsentation einer bestimmten Sicht auf den Text im Vordergrund steht („Ausstellung“).<sup>460</sup>

*Am Ende: die Edition.* Wir befinden uns in einer Übergangsphase, in der begriffliche Neuschöpfungen zur Charakterisierung der neuen Editionsformen im Gegensatz zu den etablierten Ausgabentypen stehen. Die digitale Edition nimmt aber die Gegenstände und Zielstellungen der kritischen Edition auf und entwickelt sie weiter. Es ist deshalb zu erwarten, dass in einigen Jahren für die digitalen Formen der Begriff „Edition“, „kritische Edition“ oder „wissenschaftliche Edition“ / „scholarly edition“ ausreichend sein wird. Dass diese Edition – mindestens in ihrer Erstellung und Datenhaltung – digital ist, wird eine Selbstverständlichkeit sein. Die Publikation mag dann immer noch in der Form eines gedruckten Buches erscheinen. Als entscheiden-

<sup>458</sup> Zum Verhältnis von digitalem Archiv und digitaler Edition in diesem Sinne auch Wolfrum, Beschreibung der Reiß (2006), S. 56ff.

<sup>459</sup> Auch Wolfrum, Beschreibung der Reiß (2006), S. 60 sieht die Edition als zusätzliches Produkt, dass aus einem digitalen Archiv herauswachsen kann. Vanhoutte, Display and Argument (2003), S. 75 liefert eine Definition der „electronic edition“, die (in Argument vier) den Rückgriff auf eine Archivbasis beinhaltet: „By electronic edition I mean 1. the immediate result or some kind of spin-off product from textual scholarship, 2. which is intended for a specific audience and designed according to project-specific purposes, 3. which at least represents one version of the text or the work, 4. which has been processed from a platform independent and non-proprietary basis that is both stored for archival purposes and is made available for further research (Open Source Policy), 5. and whose creation is being documented as part of the edition“.

<sup>460</sup> Ore, Monkey Business (2004), S. 42.

de Veränderung wird sich dann aber ein konzeptioneller Wandel vollzogen haben, bei dem nicht mehr die Edition die Publikation *ist*, sondern die dahinter stehenden Daten. Der Druck wird dann nicht mehr als *die Edition* aufzufassen sein, sondern nur noch als eine Darstellung, eine Präsentation, eine Ausstellung oder Aufführung *der Edition*.



## 2.3 Ausgewählte Aspekte der Edition im Medienwandel

### 2.3.1 Inhalt und Form: Medienwandel als Transmedialisierung

*Will the real revolution please stand up!*<sup>461</sup>

Daniel M. Price

Angesichts der empirischen Beobachtungen zu den Entwicklungen in der Frühzeit digitaler Editionsformen stellt sich die Frage, was eigentlich der Kern der festzustellenden Wandlungen ist. Es wird später noch genauer zu diskutieren sein, wie sich einzelne Bereiche der Edition verändern. Unabhängig voneinander sehen Sören Steding und Martha Nell Smith die grundlegenden Veränderungen in den Bereichen „Produktion“, „Inhalte“ und „Nutzung“.<sup>462</sup> Auf alle drei Aspekte wird auch hier noch einzugehen sein. Alle drei werden aber von einem Phänomen beeinflusst, das den eigentlichen Kern der derzeitigen umfassenden Wandlungen ausmacht. Die Rede ist vom Wandel des Verhältnisses von Inhalt und Form in den Druckmedien einerseits und einer digitalen Kultur andererseits.

*It's one, but it's not the same.* Die traditionelle Edition zielte auf einen abstrakten Text, ein abstraktes Werk jenseits der konkreten Überlieferung. Dieses Werk war aus den Dokumenten herauszuarbeiten und in eine endgültige, damit auch zeitlose Fassung außerhalb der historischen Entwicklungen zu bringen. Zugleich musste der abstrakte Text aber entlang der Möglichkeiten des Buchdrucks konkretisiert und medialisiert werden. Die uns umgebende Kultur des Buchdrucks war und ist zunächst blind dafür, dass die typografische Medialisierung den abstrakten Text nicht allgemein und überzeitlich realisiert, sondern im Gegenteil nur das Ergebnis einer technischen Filterung und zugleich nur ein temporärer Ausdruck sein kann. Die Technologie des Buchdrucks macht enge Vorgaben hinsichtlich der Gestaltung und der Ausdrucksmöglichkeiten des Textes. Der Akt der Publikation markiert nur einen einzelnen Punkt in der fortlaufenden editorischen und außereditorischen Wissensproduktion zu den in Frage stehenden Texten. Der gedruckte Text ist in der typografischen Kultur nicht als Ausdruck eines dahinter stehenden abstrakten Textes zu erkennen, weil Inhalt und Form hier untrennbar verschmelzen. Mit dem Einsatz von Computern wurde der Ansatz mancher Textverarbeitungssysteme („what you

<sup>461</sup> Daniel M. Price, *Will the real revolution please stand up!*, in: *Writing, Teaching, and Researching History in the Electronic Age. Historians and Computers.* Hg. von Dennis A. Trinkle. Armonk (NY) 1998. S. 14.

<sup>462</sup> Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 17f nennt „production (including distribution and ‚material‘ quality), handling (including use and storage), and content (including structure and types of media used, like video, audio, text)“; Smith, *Electronic Scholarly Editing* (2004), S. 307 verallgemeinert von der Edition auf die „Digital Humanities“ insgesamt und bezeichnet hier: „access, multimedia study objects, collaboration, and increased self-consciousness“ als konstitutive Elemente – mit dem letzten Punkt auch auf die methodischen Rückwirkungen hinweisend.

see is what you get“ – WYSIWYG) als Nachahmung eines textbildorientierten Ansatzes – an den wir aus der Druckkultur heraus gewöhnt sind – von Anfang an als Primitivisierung erkannt. Es gilt hier, wie eben für Druckwerke insgesamt: „what you see is all you’ve got“. Inhalt und Form sind Eins, dabei sind sie noch lange nicht das Gleiche.<sup>463</sup>

*Edition und Medium.* Unter digitalen Arbeitsvoraussetzungen werden Editionen – als Medien – algorithmisch erzeugt. Die editorischen *Daten* sind die Grundlage für die Herstellung von potenziell verschiedenen Druckvorlagen<sup>464</sup> ebenso wie z.B. von CD-ROMs oder Online-Editionen auf Webservern. Diese Alternativität in Gleichzeitigkeit aber hat erhebliche Auswirkungen auf unser Textverständnis. Erst seitdem die digitalen Medien andere Medien simulieren, abbilden und erweitern und zugleich immer wieder ad hoc neu generiert werden, wird unübersehbar, dass Texte (und Editionen) in der Medialisierung nicht „logisch ausgeformt“ und „wahrhaft realisiert“ werden, sondern dass hier Sichten hergestellt und Aufführungen inszeniert werden. Johannes Bittner stellt fest:

„Genaugenommen ist der digitale Text, wie Menschen ihn wahrnehmen können, nurmehr die Projektion des Textes auf eine beliebige oder zu spezifizierende Oberfläche. Die Einheit von Text und Oberfläche ist damit aufgehoben [...]“<sup>465</sup>

Wichtig ist dabei, dass der Prozess der Medialisierung kein einfacher Übertragungs- sondern ein Verarbeitungsprozess ist, der tief in die Auswahl, Ordnung und Darstellung der Inhalte eingreift. Das Ergebnis des Prozesses können grundverschiedene Textfassungen als konkurrierende Sichten auf den Text sein.<sup>466</sup> Deshalb meint auch die Rede von „digitalem Fernsehen“ oder „digitalem Radio“ etwas ganz anderes

---

<sup>463</sup> Hayles, *Translating Media* (2003), S. 274 führt aus, „that with electronic texts there is a conceptual distinction [...] between storage and delivery vehicles, whereas with print the storage and delivery vehicles are one and the same. With electronic texts, the data files may be on one server and the machine creating the display may be in another location entirely. This means that electronic text exists as a distributed phenomenon.“

<sup>464</sup> Die Trennung von Inhalt und Form vollzieht sich nicht durch die Existenz digitaler Medien, sondern bereits durch die Nutzung digitaler Daten. U.a. spricht Göttsche, *Ausgabentypen* (2000), S.63 davon, dass „Hypertextarchive als technische Basis unterschiedlicher Buchausgaben“ dienen können. Zu den frühesten Beispielen einer „verdoppelten Darstellung“ des Textes gehört wohl die Ulysses-Edition von Hans-Walter Gabler: Hier bieten die gegenüberliegenden Seiten jeweils eine genetisch-synoptische und eine Lesefassung, die der gleichen Datengrundlage entstammen (aus der dann auch noch eine Paperback-Ausgabe und eine „Student Edition“ hergestellt wurde) – siehe hierzu z.B. Ott, *Computerunterstützte Edition* (1995), S. 334.

<sup>465</sup> Bittner, *Digitalität* (2003), S. 285.

<sup>466</sup> Auch dieser Ansatz ist schon alt. Bereits in den 1980er Jahren spricht Manfred Thaller, *Datenbasen* (1989), S.233 von „Dynamischen Editionen“, die aus einer Datenquelle sowohl den konstruierten Archetypus des Editors als auch die tatsächlichen Quellenformen, möglichst verbunden mit Abbildungen, generieren könnten.

als die vom „digitalen Text“. Geht es in den zuerst genannten Fällen nur um den Übertragungskanal bzw. die Codierung der übertragenen Information, so geht es im letzteren Falle um das Potenzial der verändernden Aneignung der Inhalte durch eine Maschine, die das Publikationsmedium erzeugt. Der Inhalt liegt zwar vor, seine Form muss aber durch die Anwendung von Verarbeitungsregeln und durch die Konstruktion einer z.B. visuellen Oberfläche erst hergestellt werden. Die *Repräsentation* editorischer Gegenstände durch Daten ist in eine *Präsentationsform* erst umzuwandeln.

*Edition als Interface?* Das Aussehen typografischer Editionen ist bekannt. Standardisierte Ordnungsstrukturen und Weisen der Textdarstellung liegen vor und müssen für neue Editionen nur angewandt werden. Eine Übertragung in neue Medien ist zwar grundsätzlich möglich, würde aber den erweiterten Ausdrucksmöglichkeiten nicht gerecht werden und die Ausschöpfung der spezifischen Potenziale digitaler Medien verhindern. Die Edition ist dem Benutzer nicht anders denn als eine mediale Präsentation gegeben, die seine Wahrnehmung der Editions-inhalte bestimmt: „No message is divorced from a medium“!<sup>467</sup> Umso wichtiger ist es, dass eine eigene Theorie der Oberflächen digitaler Editionen entwickelt und eine mediale Sprache zur Vermittlung editorischer Inhalte gefunden wird. Es wäre aber grundfalsch, die Edition mit ihrer Publikation zu identifizieren.<sup>468</sup> Die Aufführung ist nicht das Stück. Eine neue Veröffentlichung ergibt keine neue Edition. Das Interface ist nicht die Sache selbst. Dies wird durch die Stabilität der hinter der Publikation stehenden Datenbasis ebenso deutlich wie durch die diachron und synchron alternativen Medialisierungen.

*Differenz als Synthese. Von der Permanenz zur Performanz.* Auch wenn die Edition ohne ihre Publikation unvollständig wäre, kann die Diskussion nicht auf die Ebene der Medien beschränkt werden. Die digitale Edition ist *nicht* als digitale Publikation die Antithese zum gedruckten Buch. Sie ist als Differenz von Inhalt und Form bereits die Synthese der verschiedenen Publikationsformen, weil sie die Ebene der Medialisierung transzendiert. Daten und Medien, Codierung und Darstellung sind gesondert zu behandeln. Der Kern des Wandels liegt in einer Trennung von Inhalt

<sup>467</sup> In diesem Sinne betont Nowvskie, *Interfacing* (2000) die Bedeutung der editorischen Interfaces und die Dringlichkeit einer Theorie der Editions-oberflächen.

<sup>468</sup> Dieses Konzept vertritt Luehrs, *Verwirklichung* (1994), S. 163: „Die Verdopplung der Programmmittel bedeutet indirekt, den Text in zwei verschiedenen Editionen vorzulegen. Denn was als eine Edition zählt, kann nicht vom Datenbestand allein abhängig gemacht werden: Der durch das Programm festgelegte Modus der Präsentation, der schließlich über die Gebrauchsmöglichkeiten eines Textes entscheidet, muß hierfür stattdessen von ausschlaggebender Bedeutung sein.“ Das würde bedeuten, die Verarbeitungsalgorithmen zur Edition zu erklären. Auf der anderen Seite ist zuzugestehen, dass „reine Daten“ ohne Publikation (als ein wesentlicher Teil der „Wiedergabe“) auch schlecht als vollständige Edition gelten können. Diese muss definitorisch immer beide Facetten der Wiedergabe, *Repräsentation und Präsentation* umfassen.

und Form.<sup>469</sup> Der Text, der Inhalt, ist dabei aber nicht jenes ausgeformte Artefakt,<sup>470</sup> das wir z.B. als flackerndes Licht auf dem Bildschirm oder als Tintenflecke auf dem Papier sehen, sondern das, was als abstrakter Code von Nullen und Einsen auf einem Datenträger abgelegt ist und eine mehr oder weniger abstrakte Repräsentation editorischer Inhalte bedeutet. Der (digital edierte) Text wird zunächst ohne die Mittel zu seiner Wahrnehmung und Benutzung geschaffen.<sup>471</sup> In einer digitalen Umgebung werden alternative Medienformen daraus algorithmisch erzeugt, die nicht mehr implizit und stillschweigend zeitgebunden sind (zugleich aber einen Anspruch auf Überzeitlichkeit erheben), sondern explizit für den Moment und für den aktuellen Gebrauch gemacht sind. Wo die Publikation scheinbar schnelllebig wird, da verschiebt sich die Dauerhaftigkeit auf die Datenschicht. Die editorischen Grunddaten – die in der traditionellen Edition eliminiert wurden – sind potenziell dauerhaft neu nutzbar und erweiterbar. Wo der Druck zwangsläufig ein unmittelbar historisches Produkt erzeugt, da erlauben die digitalen Medien eine permanente Aktualisierung.<sup>472</sup> Die Permanenz geht vom Produkt auf den Prozess über. Medienevolutionär gesprochen tritt an die Stelle der Objektpermanenz des Buches die Performanz der Medienerzeugung.<sup>473</sup> Das aber verändert den ontologischen Status des Textes. Der oben zitierte Satz von Johannes Bittner lautet vollständig:

„Die Einheit von Text und Oberfläche ist damit aufgehoben und damit auch der Objektcharakter des digitalen Textes.“

*Rationalisierung.* Aus Sicht der Editorik geht es bei der Trennung von Inhalt und Form um eine Strategie der Rationalisierung. Auf der einen Seite ermöglicht die Ablösung von der Präsentation ungleich informationsreichere Beschreibungen, die sich auf die Wiedergabe von verallgemeinerten Textbefunden und Strukturen anstelle der Formatierungseigenschaften der Publikation konzentrieren können. Auf der anderen

---

<sup>469</sup> Diese Erkenntnis bereits bei Aarseth, *Cybertext* (1997), S.10f. Später u.a. auch Neyt, *Fretful Tags Amid the Verbiage* (2006), S. 102.

<sup>470</sup> Sutherland, *Electronic Text (Introduction)* (1997), S. 11f beschreibt, wie das Buch den fragilen, „artefactual“ Zustand des Textes durch seine gleichförmige Materialität verschleiert hat.

<sup>471</sup> Lancashire, *Editing English Renaissance Electronic Texts* (1996), S. 125: „Unlike books, electronic texts are created without the means to use them“.

<sup>472</sup> Dieser Gedanke auch bei Lavagnino, *Analytical Bibliography* (1996), S. 180. Wegen der konstitutiven Bedeutung der historisierenden materiellen Aspekte können unter einem bestimmten Textverständnis verschiedene gedruckte Ausgaben (die dann *der Text* sind, weil es keinen anderen Text gibt) auch nie einen identischen Text bieten. Dagegen bleibt der elektronische Text *als Code* so lange auch in verschiedenen Publikationen zu sich selbst identisch, so lange der Code nicht verändert wird.

<sup>473</sup> Brown / Duguid, *The Social Life of Documents* (1996): „Changes in documentary forms have lead some to foresee a shift from ‘objects’ (such as paper documents, software programs, concert recordings) to ‘performance’. [...] Simultaneously, some claim that written documents are moving from the permanence of old forms to the performance of new ones.“ Überlegungen zum Text als Prozess statt als Objekt auch bei Hayles, *Translating Media* (2003).



Seite macht sich die Edition auch unabhängig von den technischen Entwicklungen im Bereich der Medialisierung und der noch nicht vollständig ausgebildeten Formensprache digitaler Medien sowie den auch mittelfristig noch weitgehend unbekanntem Erwartungshaltungen der Benutzer.<sup>474</sup>

Keine Rücksicht auf die Form der Publikation nehmen zu müssen, bedeutet einen enormen Zugewinn an Freiheiten und Ausdrucksmöglichkeiten für die Editoren, die ihre Transkriptionen und Texte jetzt nach den tatsächlichen Quellenbefunden anlegen, nach ihren Vorstellungen strukturieren, beliebig mit editorischen Informationen anreichern und mit digitalen Werkzeugen bearbeiten können.<sup>475</sup> Zusätzlich sind erst diese allgemeinen „Informationsressourcen“ in der Lage, die neuen vielschichtigen, multimedialen, dynamischen, interaktiven und variablen digitalen Präsentationsformen anzutreiben. Gespeichert wird ja nicht mehr *eine* Fassung oder eine Form eines Textes, sondern Textinformationen, die erst durch die Verarbeitungslogik eine bestimmte Form gewinnen.

Damit ist aber auch *die Edition selbst* kein präsentierter Text mehr, sondern eine strukturierte Informationsressource. Die Publikation (oder die verschiedenen Publikationsformen) *kann* ein qualifizierter Präsentationsvorschlag des Editors sein. Denkbar ist aber ebenso, dass dem Benutzer die rohen Daten übergeben werden, oder dass er mittels Konfigurationseinstellungen die Gestalt des ihm präsentierten Textes selbst bestimmt<sup>476</sup> oder dass die Daten der Edition als Webservice angeboten werden, so dass Präsentationsportale diese „einsammeln“ und selbst für die Präsentation aufbereiten können.

*Medienwandel?* Wenn wir nach der Bedeutung des Medienwandels insbesondere für den Bereich der wissenschaftlichen Edition fragen, dann ist es die hier diskutierte Trennung von Inhalt und Form, die erkennbar macht, wie tiefgreifend dieser Wandel ist:

Das Kennzeichen des gegenwärtigen Medienwandels ist nicht so sehr ein Wechsel der Medien, sondern vielmehr eine Transmedialisierung!

---

<sup>474</sup> Koltes, Elektronische Edition (2004), S. 128: „Wirklich auf der sicheren Seite ist der Bearbeiter aber nur dann, wenn die Struktur der Datenhaltung sich neutral am zu beschreibenden Gegenstand, an den Quellen, orientiert und nicht am Endprodukt.“ Ein praktisches Beispiel liefern die schon etwas älteren Editionen der „Model Editions Partnership“: alle Projekte basieren auf den gleichen Codierungsregeln für die Inhalte – die Publikationsweise ist aber bei jeder Edition eine andere. Siehe dazu auch früh Chesnutt, The Text Encoding Initiative (1997), S.10.

<sup>475</sup> Aus diesem Grunde ist der Widerstand gegen digitale Arbeitsformen auch ungleich geringer als gegen digitale Publikationsformen. Zu offensichtlich sind die Vorteile einer digitalen Arbeitsumgebung, die zunächst nicht die Form der Publikation mit bedenken müssen. Siehe auch Ricklefs, Zur Systematik (1999), S. 14.

<sup>476</sup> U.a. Warwick, Reports of my Death (2001), S.50f. Mit Diskussion eines prototypischen Beispiels Neyt, Fretful Tags Amid the Verbiage (2006).

Dies ist die eigentliche Grundlage für die veränderten Bedingungen der Editorik. Es geht nicht mehr vordringlich darum, die Edition als Publikation zu diskutieren. Die Vor- und Nachteile gedruckter oder digitaler Medien sind allenfalls für die (nachgeordnete) Publikationsseite der Edition von Interesse. Sie können aber nicht gegeneinander ausgespielt werden, weil sich die eigentliche editorische Debatte auf die Inhalte und Strukturen der Repräsentationsschicht, also die Datenschicht zu richten hat.

*Technische Grundlagen.* Voraussetzung für die Schaffung von transmedialen Editionen ist ein Datenmodell, das in der Lage ist, sowohl dokumentorientiert Textdaten aufzunehmen, als auch eine abstrahierende Sicht auf diese Texte zu unterstützen. Die gegenwärtig beste Antwort auf diese Anforderungen sind verallgemeinerte Textauszeichnungssprachen (generic markup languages), auf die deshalb im dritten Teil dieser Arbeit noch genauer eingegangen wird. Auszeichnungssprachen erlauben eine Recodierung fortlaufender Texte, die abstrahierende Beschreibung von Textsequenzen, die Abbildung einer hierarchischen Objektstruktur auf diese Texte sowie die Verknüpfung von internen und externen Textteilen zu einem Netzwerk. Durch diese Organisation von Texten als Datenstrukturen und durch die Abstraktion von Textformateigenschaften zu Textobjekten (d.h. klassifizierten Textelementen) werden digitale Editionstexte für eine algorithmische Weiterverarbeitung zu typografischen oder digitalen Präsentationsformen zugänglich. Erst die Auszeichnungssprachen erlauben die Entwicklung informationsreicher digitaler Editionen, deren Datenschicht von ihrer Publikationsschicht vollkommen getrennt ist.<sup>477</sup>

*Inhalt und Form?* Die Rede vom Inhalt im Gegensatz zur Form bedarf einer genaueren Betrachtung. Schon die englische Terminologie „content – appearance“ ist etwas präziser: „Form“ meint die mediale Ausformung bzw. Erscheinung, in Bezug auf Texte also z.B. Formatierungseigenschaften, dann aber auch das Layout und Textstrukturen und typografische Hilfssysteme wie Seitenzählung, Zeilennummerierung oder die spezifische Ordnung und Formatierung von Apparaten. Der „Inhalt“ ist dagegen sehr viel schwerer zu fassen. Er meint hier in der Regel nicht den „Sinn“ eines Textes, also z.B. seinen semantischen Gehalt, sondern abstrahierende Repräsentationsformen der in der Edition verarbeiteten Dokumente. Das umfasst in der Regel den linguistischen Code, kann aber auch eine Codierung der visuellen Ebene betreffen. Die „inhaltliche“ Repräsentation meint dann aber vor allem Deutungen, bei denen das vorgefundene Erscheinungsbild (z.B. die Formatierungseigenschaften) im Sinne eines gattungsspezifischen Textmodells in eine abstrakte Beschreibung

---

<sup>477</sup> Siehe z.B. Dahlström, *Digital Incunables* (2000), Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 76, Jannidis, *Elektronische Editionen* (2005), S. 457 oder Neyt, *Fretful Tags Amid the Verbiage* (2006), S. 108: „A direct implication of using descriptive markup, and perhaps the true innovation of electronic editing is the radical separation between transcription and representation“ – dabei ist der Begriff „representation“ hier wohl irrtümlich gebraucht: Neyt spricht ansonsten treffender von „presentation“.

„rückübersetzt“ wird. Dies kann – um nur ein Beispiel anzuführen – die Übersetzung einer typografisch abweichend formatierten Textpassage in ein Textelement „Zitat“ sein, ev. mit der editorischen Annotation, aus welcher Quelle dieses Zitat stammt. Der „Inhalt“ in diesem Sinne ist dadurch bestimmt, dass er einerseits keine Vorgaben zu seiner Präsentation macht, auf der anderen Seite aber bestimmt genug ist, um als Grundlage für die Herstellung einer medialen Präsentationsform zu dienen. Um im Beispiel zu bleiben wäre die entsprechende Passage in einer Publikation wieder auf eine bestimmte Weise zu formatieren und ggf. mit einer Fußnote zur Auflösung des Zitats zu versehen. Gleichzeitig kann mit diesen Informationen aber auch ein Register der Zitate oder ein Register der Zitatquellen automatisch generiert werden. In der traditionellen Edition war die Form der Inhalt. In der digitalen Edition ist der Inhalt von seiner Form getrennt. Dies entspricht den Charakteristika der beiden Technologien „Buchdruck“ und – ganz vergrößernd gesprochen – „Computer“. Der Buchdruck, die Druckmaschine, ist eine Aufführungsmaschine. Dagegen ist der Computer eine (digital recodierende) Abbildungsmaschine, eine (mit Daten und Datenstrukturen rechnende) Abstraktionsmaschine *und* eine (als Mediengenerator und als Medium selbst) Aufführungsmaschine.

Entscheidend ist hierbei aber nun der Aspekt der Abstraktion. Mit der Recodierung in Datenstrukturen wird ein virtueller Text erzeugt, der sich nicht auf der Ebene traditioneller materieller Medien befindet, sondern der als transmediales Potenzial von den Restriktionen der medialen Formgebung unabhängig ist.<sup>478</sup> Dabei gilt, dass mit fortschreitender Abstraktion der Recodierung die Unabhängigkeit von der Medialisierung und das Potenzial zu unterschiedlichen Wiedergabeformen zunimmt. *Trennung von Inhalt und Form bedeutet nicht Unabhängigkeit von Inhalt und Form.* Der Inhalt der Edition wird gespeichert und verarbeitet, die Form wird erzeugt. Die Form ist offensichtlich abhängig vom Inhalt und präsentiert diesen auf der Grundlage einer filternden Verarbeitung. Der Inhalt ist zunächst offensichtlich von der Form der überlieferten Dokumente abhängig, die recodierend aufgenommen und interpretiert wird. Er ist dann grundsätzlich unabhängig von der Form der Präsentation in einer publizierten Edition. Streng genommen kann er aber nicht *vollständig* von der schließlichen Form der Veröffentlichung unabhängig sein. Der digital codierte Inhalt ist zwar nicht materiell, sondern logisch definiert, trotzdem ist diese Logik nicht unabhängig von jenen medialen Horizonten, die implizit immer

---

<sup>478</sup> Noch vor dem Konzept des Transmedialen Georg Christoph Tholen, Die Zäsur der Medien, in: Medientheorie und die digitalen Medien, hg. von Winfried Nöth und Karin Wenz, Kassel 1998, S. 61-88 (hier: S. 62): Mit dem Computer „ist mit der Eigenart immaterieller Information ein Begriff des Medialen gegeben, der sich vom diskursiven Horizont der Materie und Energie, in den unser Verständnis des Technischen und Maschinellen eingebunden war, loszulösen beginnt“. Zu den Auswirkungen der Digitalisierung auf den Charakter und Status von „Text“ auch Bittner, Digitalität (2003), S. 281. Zum digitalen Text als „metamediale“ Entität auch Bergmann Loizeaux / Fraistat, Reimagining Textuality [Introduction] (2002), S. 7f.

mitgedacht werden und denen wir uns nicht entziehen können. Wir sind medial sozialisiert, weitgehend noch in der Formensprache des Buchdrucks, inzwischen aber auch in den entstehenden Visualisierungsstandards digitaler Medien (die sich immer noch weitgehend in der Phase der Simulation der typografischen Medien befinden). Auch weil die Edition letzten Endes auf eine Publikation zielt, ist es nahezu unmöglich, bei der Strukturierung und Recodierung editorischer Inhalte gewisse Verwendungsweisen nicht mit zu bedenken. Digitale Daten in der Editorik sind deshalb auch nicht vollständig *medienneutral*, sondern eher *transmedial*.

*Transmedialität.* Der Begriff der Transmedialität wird von anderen auch in anderen Zusammenhängen in verschiedener Bedeutung gebraucht.<sup>479</sup> Im Sinne der editorischen Theoriebildung ist damit eine Repräsentationsform von Dokumenten und Texten gemeint, die möglichst wenig Vorgaben dazu macht, in welcher Form diese Dokumente und Texte in einer Publikation medialisiert werden. Dabei markiert Transmedialität keine einfache Dichotomie zu Medialität (im Sinne einer materiellen Ausformung), sondern einen Entwicklungsprozess. Es muss darum gehen, sich dem Ziel möglichst verallgemeinernder Recodierung und abstrahierender Modellierung anzunähern. Dabei findet dieser Prozess seine Schranken in unserer medialen Sozialisation: In den unwillkürlich mitgedachten Präsentationsmöglichkeiten und nicht zuletzt auch in den erwarteten medialen Nutzungsszenarien und analytischen Auswertungsinteressen. Der Begriff der Transmedialität wird durch den prospektiven Aspekt der ermöglichten oder ausgeschlossenen Medialisierungsweisen begrenzt. Er wird durch den retrospektiven Aspekt einer verallgemeinernden Beschreibung und Deutung der vorgefundenen Überlieferung fundiert.

*Medienbegriff.* Der Begriff der Transmedialität ist vom Begriff der „Medien“ abhängig. Hier kann nicht auf eine allgemein verbindliche Definition zurückgegriffen werden. Zu unterschiedlich sind die Bedeutungen von „Medien“ in den verschiedenen Gebrauchskontexten. Es sollte aber klar sein, dass der Begriff der Transmedialität nur in einem bestimmten Spektrum des Medienbegriffs sinnvoll verwendet werden kann. Editionen sind transmedial, wenn mit Medien die konkreten Produkte bestimmter Medientechnologien gemeint sind, also etwa ein Buch, eine CD-ROM oder eine Online-Veröffentlichung. Unter „Medien“ werden oft aber auch zusammenfassend mediale „Systeme“ verstanden, die dann die Produkte, die technischen Grundlagen der Produktion und die sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen umfassen. Medien als „Systeme“ sind z.B. gemeint, wenn von „der Presse“, „dem Fernsehen“ oder „dem Radio“ die Rede ist. In diesem Sinne kann dann auch vom „Medium

---

<sup>479</sup> Von Karin Wenz, Transmedialization: An interart transfer (Tagungsvortrag 2001, <<http://www.netzliteratur.net/wenz/trans.htm>>) und anderen wird mit Transmedialisierung die Übertragung von Texten und anderen (z.B. künstlerischen) Inhalten von einem Medium in ein anderes bezeichnet. Dies scheint mir eine unnötige Begriffsbildung zu sein, da das Phänomen mit den bestehenden Konzepten (medialer „Übersetzung“ hinreichend beschreibbar ist.

Computer“ geredet werden und damit zugleich die Codierung, Strukturierung und Speicherung von Daten, wie auch die Verarbeitung und mediale Präsentation und die technischen und mentalen Rahmenbedingungen für diese Aspekte gemeint sein. Die digitale Edition bleibt dann *innerhalb* des digitalen Mediums. Allerdings müssen analoge Medien dann ggf. wiederum als Teilmenge des umfassenden Systems aufgefasst werden. „Der Computer“ wird deshalb teilweise selbst als „Metamedium“ oder „Transmedium“ beschrieben,<sup>480</sup> wodurch die digitale Edition wieder transmedial ist, weil sie diesen Charakter von der für sie eingesetzten Technologie erbt.

Will man an der Bestimmung der Edition, als transmedial festhalten, dann stellt sich die Frage, wie weit „die Daten“, also der Code als eigentliches Herzstück und Inhalt der Edition als nicht-medial bestimmt werden können. Sie sind insofern nicht-medial, als dass sie in der Regel nicht unmittelbar, sondern nur verarbeitet, um- und ausgeformt veröffentlicht werden. Sie können aber sehr wohl auch als Code sichtbar gemacht und unmittelbar benutzt (z.B. auch gelesen) werden. In einer solchen Situation – die aber nicht der intendierte Regelfall sein dürfte – gewinnt auch der Code einen medialen Charakter.<sup>481</sup>

Im inflationären Gebrauch des Wortes Medien sind auch ganz allgemeine Begriffe entwickelt worden, die z.B. das „Medium Schrift“ oder das „Medium Sprache“ betreffen oder jede Form von Kommunikation oder Vermittlung von Information als „Medien“ bezeichnen. Auch in einer solchen Begriffsverwendung könnte die Edition nicht als transmedial beschrieben werden, da ihre Funktion in der Kommunikation von (verarbeitenden) Repräsentationsformen liegt.

### 2.3.2 Gegenstände und Inhalte der Edition

*Wahr ist, was da ist – dass das, was war, nicht mehr da ist*  
[frei nach] Die Sterne

Der Gegenstand der Edition ist das überlieferte Material, auf das sich die editorischen Bemühungen richten. Der Inhalt der Edition können die prämedialen Formen der

<sup>480</sup> Ausführlich beschreibt Mike Sandbothe, *Pragmatische Medienphilosophie, Grundlegung einer neuen Disziplin im Zeitalter des Internet*, Weilerswist 2001, S. 152-180 das Internet als Transmedium und beschreibt dessen „transmediale Verfassung“. Dabei geht er über die technische Trennung von Inhalten (Daten) und Medialisierung hinaus (die er S.168 als „interne Transmedialität“ des Computers bezeichnet) und bezieht auch den Aspekt der Simulation und Fortführung anderer Medien mit ein. Zum Computer als Medium siehe allgemein auch Norbert Bolz, Friedrich Kittler und Georg Christoph Tholen, *Der Computer als Medium*, München 1994.

<sup>481</sup> Mike Sandbothe, *Pragmatische Medienphilosophie, Grundlegung einer neuen Disziplin im Zeitalter des Internet*, Weilerswist 2001, S. 184 spricht dem Code einen Mediencharakter zu, was aber den Medienbegriff nur verunklaren kann, der dann grundverschiedene Dinge in einer Kategorie versammelt: „Bei der digitalen Codeschrift handelt es sich um ein Medium, das alle anderen Medien – Sprache, phonetische Schrift, Bild, Musik, Audiovision usw. – zu umgreifen, zu reproduzieren und miteinander zu verflechten erlaubt.“

Repräsentation (die Daten) und die medialen Formen der Präsentation dieser Gegenstände sein. Streng genommen ist damit auch die Publikationsform, also z.B. das Aussehen und die Funktionalitäten einer Online-Ausgabe Teil des Inhalts. In diesem Kapitel sollen unter „Inhalt“ aber nicht die medialen Oberflächen, sondern nur die damit vermittelten Informationen verstanden werden. Die Frage der Oberflächen wird in Kapitel 2.3.7 angesprochen.

*Auswahl der Gegenstände.* Ediert wird, worauf sich das Interesse der Forschung richtet. Ein Wandel der editorischen Gegenstände müsste deshalb ein Reflex auf veränderte Forschungsfragen sein und wäre unabhängig von technischen Wandlungen. Gegen diese idealisierende Vorstellung steht die editorische Wirklichkeit, in der bevorzugt das ediert wird, was sich in einer bestimmten technischen Umgebung und mit bestimmten Methoden (als Operationalisierungen bestimmter Textbegriffe) adäquat oder sogar „einfach“ edieren lässt. Es sind nicht nur die Forschungsinteressen der verschiedenen Disziplinen, sondern auch die technischen Möglichkeiten, die die Auswahl der Gegenstände bestimmen. Verbunden werden diese beiden Aspekte von einem Textverständnis und von konzeptionellen Grundannahmen (z.B. über „Autor“ oder „Werk“), die sowohl durch die theoretischen Strömungen in den Fächern als auch durch die mediale Umwelt und ihre Bedingungen geprägt werden. Zugleich bestehen Wechselwirkungen zwischen der Auswahl editorischer Gegenstände und den Entwicklungen in den Disziplinen: Editionen befriedigen die Nachfrage nach gut erschlossenen Teilen der Überlieferung, sie sind aber ebenso die Grundlage der Forschung. Die Auswahl der Gegenstände beeinflusst dann auch die Wahrnehmung der Überlieferung und die weitere Ausrichtung der jeweiligen Wissenschaft: erforscht wird bevorzugt das, was in Editionen gut aufbereitet und einfach zugänglich ist. Insofern ist auch eine scharfe Trennung zwischen Edition und Fachforschung gar nicht möglich: In der Geschichtsforschung ist die Edition z.B. ein Teil der Geschichtsschreibung, nicht zuletzt deshalb, weil sie darüber bestimmt, was überhaupt als geschichtliches Phänomen wahrgenommen wird.<sup>482</sup>

*Gegenstandsdefinierende Grundvorstellungen.* Traditionell bildet die Vorstellung von einem abstrakt gedachten „Werk“, sei es als Einzelwerk, sei es als Gesamtwerk eines „Autors“, den Kern der editorischen Gegenstandsdefinition.<sup>483</sup> Eine ganze Reihe von theoretischen und technischen Entwicklungen hat in den letzten Jahrzehnten dazu geführt, dass die beispielhaft genannten Begriffe an Bedeutung eingebüßt haben. Die größere Beachtung instabiler, „flüssiger“ oder kollaborativer Texte, das Interesse an der Genese der Textstufen oder an ihren kulturellen Kontexten, die Hinwendung

---

<sup>482</sup> So z.B. Meuthen, *Methodenstand* (1972), S. 274.

<sup>483</sup> Ausnahmen davon hat es vor allem im Bereich der geschichtswissenschaftlichen Editionen immer schon gegeben. Man denke hier z.B. an die an Geschlechtern oder Körperschaften orientierten Ausgaben von Quellensammlungen.

zu den materiellen und visuellen Aspekten der überlieferten Dokumente<sup>484</sup> und die veränderte Präsentation von Texten in digitalen Medien – all dies stellt das im Abstrakten definierte, teleologisch gedachte und durch den Druck stabilisierte „Werk“ in Frage.<sup>485</sup> Die digitalen Repräsentationsformen und ihre medialen Präsentationsweisen unterstützen komplexere Vorstellungen der Überlieferung und destabilisieren damit den editorischen „Eintext“.<sup>486</sup> Das „Werk“, der Text im engeren (linguistischen) Sinne, wird aufgelöst und durch einen Text im weiteren Sinne ersetzt, der durch die Breite der Überlieferung repräsentiert und eher durch die Vorstellung eines „Themas“ definiert wird. Dies entspricht der Ausweitung der Interessen am bibliografischen und linguistischen Text auf den historisch-kulturellen, den physisch-visuellen, aber auch den semantisch durchdrungenen Text.<sup>487</sup> Diese Bandbreite von Interessen erfordert ein erweitertes Werkverständnis oder eine allgemeinere Klammer, die z.B. im Konzept der themenorientierten Edition die Brücke von den Erschließungsinteressen zu der tatsächlich verfügbaren Überlieferung und ihren Kontexten schlägt.<sup>488</sup>

Die traditionelle Edition ist von einer radikalen materiellen Selektion geprägt. Wo überhaupt Rücksicht auf die materielle Überlieferung genommen wurde, da konnte es nur um die Frage gehen, welches Dokument dem gedachten Autorwillen am nächsten stehe. Nur dieses wurde aus der Überlieferung integral herausgehoben, dann aber editorisch verarbeitet, damit zugleich verfremdet und für die gegenwärtige Nutzung neu gefasst und medialisiert. An die Stelle dieser exklusiven Selektion tritt nun entschärfend und demokratisierend eine thematisch bestimmte inklusive

---

<sup>484</sup> Hautzinger, Vom Buch zum Internet (1999), S. 25: „Neben dem Verlust eines feststehenden Textgefüges scheint [sic!] die Rückkehr zum Visuellen als eine der tiefgreifendsten Veränderungen unserer Schriftkultur durch die digitale Revolution.“

<sup>485</sup> Cerquiglioni / Lebrave, PHILECTRE (1997), S. 83 „Die neuen Informationstechnologien eignen sich dafür, die Instabilität des Gedankens und der Form zu reproduzieren, ihre beständige Suche nacheinander“.

<sup>486</sup> Als Selbstbeobachtung Schulte, Wittgenstein's Nachlass (2002), S. 239: „One result of working with the Bergen edition is that I have changed my mind about how to answer this question [what to count as one of Wittgenstein's 'works']“. Das durch das gedruckte Buch konstituierte Werk als „ein bestimmter Text“ verschwindet hinter (oder vor?) der Realität der überlieferten Dokumente. Für den konkreten Fall sind dann z.B. die Notizen Wittgensteins selbst das Werk und nicht mehr deren geglättete Zusammenfassung.

<sup>487</sup> Die Ausweitung der Interessen vom linguistischen Code zu den medialen Aspekten beschreibt als Grundtendenz in der Germanistik auch Nutt-Kofoth, Editionsphilologie (2006).

<sup>488</sup> Die Editionsstudie von Wolfrum, Beschreibung der Reiß (2006) zeigt diese Tendenzen: eine Edition würde sich hier auf einen „Text im weiteren Sinne“, auf ein „umfassendes Textobjekt“ richten; Gegenstand wäre hier nicht *ein* schriftlicher Text, sondern ein historisches Ereignis, das in verschiedenen Texten und Gegenständen seinen Niederschlag gefunden hat. Als empirisches Beispiel mag die Hybridausgabe „Der junge Goethe“ (Eibl, Jannidis, Willems 1998) gelten: auch hier geht es ausdrücklich nicht nur um „die Werke des jungen Goethe“, sondern um eine editorische Erschließung des Themas „junger Goethe“, die dann z.B. auch seine eigenen Lesekontexte betrifft.

Verwendung des Materials. Aus der Überlieferung wird alles zusammengestellt und repräsentiert, was mit dem die Edition definierenden Thema in Zusammenhang steht. Was daraus durch besondere Erschließung und/oder Präsentation herausgehoben wird, kann nur den Charakter einer Leseempfehlung haben. Der editorische Gegenstand selbst wandelt sich von der linguistischen Einzelfassung zum umfassenden Informationsobjekt, das parallele Dokumente in mehrfachen Schichten abbildet. *Kanonisierung und/oder Dekanonisierung.* Edition ist ein Akt der Kanonisierung in doppeltem Sinne: Die Summe der Editionen bildet (1.) einen sich selbst perpetuierenden Forschungskanon relevanter Texte bzw. Quellen,<sup>489</sup> und der in der traditionellen Druckedition gebotene kritische Text bildet (2.) eine kanonisierte Fassung dieser Texte.<sup>490</sup> Dieser letzte Aspekt wird durch den Übergang zu digitalen Textformen relativiert – darauf wird gleich noch einzugehen sein. Zunächst stellt sich aber die Frage, welche Effekte die Ausbildung digitaler Editionsformen auf die allgemeine Kanonbildung hat.

Jede technische Neuerung ist in der Editorik dazu genutzt worden, ihre Anwendbarkeit auf die „wichtigsten“ Werke zu testen.<sup>491</sup> Die Bedeutung dieser zentralen Autoren legt nahe, sie immer wieder mit den aktuellen und besten Techniken und Methoden zu bearbeiten. Dies gilt gleichermaßen für „ausedierte“ Stoffe wie für solche Editionslagen, bei denen in der Druckkultur ungelöste Probleme übrig geblieben waren. Die Entwicklung neuer Methoden vollzog sich – empirisch betrachtet – immer wieder an jenem Material, das wegen seiner Relevanz eine besondere Aufmerksamkeit genoss. Dabei betrifft dies fast alle digitalen Paradigmen der letzten Jahrzehnte: von den korpusbildenden Ansätzen<sup>492</sup> über die Verfeinerung von Stemmatalogie und Text-Varianz-Untersuchung,<sup>493</sup> die materiell-visuellen Aspekte der Werke, die Hypertextualisierung, die Kontextualisierung bis hin zu neuen Verfahren

---

<sup>489</sup> Taylor, *The Renaissance* (1993), S. 130-134 erinnert daran, dass Edition und Kanonisierung sich gegenseitig verstärken: was ediert ist, gehört zum Kanon und belegt die Bedeutung des edierten Autors. Dessen Bedeutung fordert dann ev. neue Editionen. Plachta, *Change of Generation* (2002), S. 143f spricht über die großen Editionsunternehmen als Kanonisierungsunternehmen, den Editor als Wächter der Kanon-Tradition und die permanente Edition der immer gleichen „klassischen“ Autoren.

<sup>490</sup> Eingehend befasst sich Dahlström, *Under utgivning* (2006) mit der Frage, wie die Edition ihren Gegenstand konstituiert (und wie sie dies im Gegensatz zur Bibliografie tut) und wie sie hier eine reproduzierende Kraft entfaltet, die sowohl einen öffnenden (Aufbereitung der Überlieferung für die Forschung) als auch schließenden (Festlegung einer autoritativen Fassung) Charakter hat.

<sup>491</sup> So auch Picone, *Per un Decameron ipertestuale* (1999), S. 201 und Barwell, *Electronic Editions* (1995), S. 84.

<sup>492</sup> Man siehe hierzu z.B. die CD-ROM-Ausgaben von Chadwyck-Healey in den 1990er Jahren oder das „Shakespeare Database Project“ an der Universität Münster (in Teilen erschienen als H.J. Neuhaus: *Shakespeare Database CD-ROM*, Hildesheim 1996).

<sup>493</sup> Der wichtigste Beitrag zur Methodenentwicklung in diesem Bereich ging von den Arbeiten im „Canterbury Tales Project“ aus, siehe zum Einstieg <<http://www.canterburytalesproject.org/>>.



der genauesten Transkription mittels generischer Auszeichnungssprachen.<sup>494</sup> Zu den „prominenten“ Autoren, die schon früh als Entwicklungsfall für neue Methoden herangezogen wurden, gehören z.B. Thomas von Aquin, Chaucer, Shakespeare, Boccaccio, Goethe oder Wittgenstein. Dabei befestigten elektronische Ausgaben die „Kanonizität“ solcher Werke im Allgemeinen, wie sie auf der anderen Seite die Kanonizität der zuletzt gedruckten kritischen Fassung sehr wohl untergraben konnten.

Unter den digitalen Paradigmen gab es neben jenen, die zur Bestätigung des bestehenden Kanons führten, auch gegenläufige Tendenzen: Die Leichtigkeit der bildlichen Wiedergabe, die Konzentration auf Grunderschließung und Transkription und die Einfachheit von Online-Veröffentlichungen an den etablierten Kanälen der Verlagspublikation vorbei, führten dazu, dass vielfach bislang unbeachtete Gegenstände für die Edition herangezogen wurden. In einer Übergangsphase gab es dabei den Ansatz, nur „wichtige“ Gegenstände der textkritischen Methode zu unterziehen und das „minder wichtige“ elektronisch zu erschließen, zu faksimilieren und dann allenfalls noch zu transkribieren.<sup>495</sup>

Eine wirklich weit ausgreifende Methodenentwicklung ist aber darauf angewiesen, dass sie sich von jenen gängigen Gegenständen löst, die ja auch schon mit der Vorgängertechnologie (Buchdruck) in der Regel gut „bearbeitbar“ gewesen waren. Ihr ganzes Potenzial können neue Medien und neue Technologien nur dann entfalten, wenn sie auch gegen den Kanon revoltieren und sich jener Gegenstände annehmen, für die die etablierten Verfahren keine geeigneten Werkzeuge bereitstellen.<sup>496</sup>

Dieses allgemeine Prinzip lässt sich am Beispiel der Editorik gut illustrieren. Bereits in der Frühphase digitaler Editionen gab es eine Vielzahl von Projekten, die sich den bisher „unedierbaren“ Materialien zuwandten: Texte und Überlieferungsgruppen, die

---

<sup>494</sup> Hier ist vor allem auf die Bergener Arbeiten zu einer Edition des Nachlasses von Ludwig Wittgenstein zu verweisen, in deren Rahmen wichtige Beiträge für eine Weiterentwicklung der Auszeichnungssprachen entstanden sind.

<sup>495</sup> So z.B. Meier, *Das Weimarer „Dienst Diarium“* (1995), S. 215: „Für Texte von sekundärer, doch keineswegs unerheblicher Relevanz eröffnen die elektronischen Medien nun ein Zugriffsverfahren, das zwischen drucktechnischer Faksimilierung und Nichtdruck noch einen Zwischenschritt ermöglicht, den ich elektronisches Faksimile nennen möchte“ und S. 217: „So eröffnet das elektronische Faksimile eine ernst zu nehmende editorische Alternative im Umgang mit Texten sekundärer Relevanz, die gleichzeitig den Vorteil einer datentechnischen Sicherungskopie gewährt.“

<sup>496</sup> Auf dieses Phänomen, dass sich neue Medien jener Inhalte annehmen, die von den alten Medien nicht ausreichend berücksichtigt worden waren, verweist medienhistorisch verallgemeinernd auch Giesecke, *Von den Mythen der Buchkultur* (2002), S. 281.

z.B. als zu schwierig,<sup>497</sup> zu komplex,<sup>498</sup> zu umfangreich<sup>499</sup> oder zu breit hinsichtlich der überlieferten Textzeugen<sup>500</sup> galten, um sie für den Druck ökonomisch vertretbar edieren zu können. Dazu kamen solche Materialien, bei denen jene materiellen und visuellen Aspekte eine bedeutende Rolle spielten, die durch eine Druckedition nicht hinreichend hätten gewürdigt werden können.<sup>501</sup>

Verallgemeinernd betrachtet richtete sich das Interesse nun auf solche Gegenstände, denen die traditionellen Methoden nicht entgegengekommen waren und für die sie nun auch nicht mehr als adäquat erschienen. In den Projektbeschreibungen gehört es zu den immer wiederkehrenden Begründungen, dass man eine digitale Edition anstrebe, weil eine Druckfassung den Problemlagen und Aufgabenstellungen, die sich aus dem Material selbst ergäben, nicht gerecht werden würde.<sup>502</sup> Wenn es im

<sup>497</sup> Auch hier ist wieder beispielhaft auf Wittgensteins Nachlass zu verweisen. Eine „Konstruktion“ geschlossener Werke aus den nachgelassenen Notizheften musste als inadäquat empfunden werden. Der Sache angemessen war deshalb eher eine umfassende quellennahe digitale Transkription, aus der verschiedene Präsentationsformen gewonnen werden konnten – theoretisch u.a. auch eine Druckfassung, die dann aber nur den Charakter eines vereinfachten Nebenprodukts haben konnte. Als „Die Gesamtausgabe“ kann hier nur die elektronische Edition verstanden werden. Siehe hierzu z.B. Pichler, *Advantages* (1995), S. 771 und Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002).

<sup>498</sup> Flanders, *Detailism* (2005), S. 60 verweist z.B. auf Emily Dickinson, Blake, Chaucer als „good examples of texts whose traditional edited forms often concealed more than they revealed of the textual and editorial complexity of their sources“.

<sup>499</sup> Hier geht es immer wieder auch um die Nachlässe wichtiger Persönlichkeiten, die im Druck ökonomisch nicht zu bewältigen gewesen wären, die nun aber in einem digitalen dokumentarischen Editionsansatz durchaus bearbeitbar wurden. Siehe z.B. Benner, *The Abraham Lincoln Legal Papers* (1997).

<sup>500</sup> Solche Begründungen ex negativo findet man selten explizit gebracht. Es begegnen aber immer wieder auch wichtige Werke, die offenkundig deshalb (noch) nicht ediert sind, weil ihre Überlieferung zu breit ist und die kritische Methode mit dem ausschließlichen Ziel der Druckpublikation keine zielführenden Ansätze für eine vorläufige, eine modularisierte, inkrementelle oder offene Editionsstrategie anbietet.

<sup>501</sup> Dies reicht von autografischen Manuskripten über illustrierte Texte (bei denen die Illustrationen integraler Teil des „Werkes“ sind) bis hin zu rein bildlichen Werken (die damit ebenfalls der editorischen Methode zugänglich gemacht werden). Exemplarisch hier z.B. „The William Blake Archiv“ – nach Hayles, *Translating Media* (2003), S. 264 ginge es hier um „rescuing Blake from text-only editions that suppressed the crucial visual dimension of his work“; ganz ähnlich auch Viscomi, *Digital Faksimiles* (2002), S. 27, der die editorische Typografisierung als Sinnverfälschung brandmarkt: „Indeed, we recognize the typographic translation as grossly *distorting* the original artifact“. Über die Hinwendung zu den materiellen bzw. visuellen Objekten durch Multimedia-Editionen am Beispiel auch O'Donnell u.a., *The Visionary Cross* (2007).

<sup>502</sup> Siehe z.B. die Texte zur Musil-Edition: Fanta, *Computer-Edition* (1994) beschreibt Musils „Mann ohne Eigenschaften“ als Beispielfall dafür, dass die editorischen Probleme mit den herkömmlichen Mitteln nicht zu lösen sind: „Der Ertrag dieser [traditionellen] Anstrengungen besteht aus heutiger Sicht in der Erkenntnis der Unmöglichkeit dieses Ansatzes [einer wissenschaftlichen Buchedition]. Der Nachlaßteil zum ‚Mann ohne Eigenschaften‘ läßt sich nicht nach den traditionellen Regeln der historisch-kritischen Schule publizieren“ (S. 131). Auch hier liegt der Schlüssel in einer Auswechslung der editorischen Kernkonzepte: wenn das Werk gar nicht vollendet werden sollte, dann wäre dies zu respektieren und Gegenstand der Edition wäre dann seine Offenheit, Unabgeschlossenheit und Fragmentarität, die

Bereich der kanonischen Texte und Autoren also darum ging, die bestehenden Editionen durch bessere zu ersetzen, dann ging es auf diesem Feld der Dekanonisierung darum, jene Editionen zu liefern, die bislang eben nicht gedruckt worden waren, weil die technischen Mittel und damit auch die methodischen Ansätze gefehlt hatten.<sup>503</sup> Die Erweiterung des Feldes editorischer Gegenstände<sup>504</sup> kann zu einer Milderung des Problems der Ausschnitthaftigkeit der edierten Texte führen.<sup>505</sup> Dies wird insbesondere dadurch unterstützt, dass große Bestände mit digitalen Mitteln in eher flacher Erschließungstiefe leicht besser sichtbar gemacht werden können. Betrachtet man als „Kanon“ jene Werke, die für die Forschung besonders wichtig sind, weil sie eben gut erschlossen und gut sichtbar in Editionen vorliegen, dann führen die digitalen Editionsformen auf jeden Fall zu einer Ausweitung dieses Kanons und zu einer Verschiebung im Sinne einer Eingliederung weiterer Teile der Überlieferung. In der Zusammenschau der Effekte führt der technologische Wandel zu zwei scheinbar gegenläufigen Resultaten: zur weiteren Kanonisierung der „wichtigsten“ Werke, die auch in den neuen Medien aufgegriffen werden, und zu einer Dekanonisierung durch die Hinwendung zu Materialien, die bisher stark vernachlässigt worden waren.<sup>506</sup> „To be is to be accessed!“<sup>507</sup> ist einer der Grundmechanismen der geisteswissenschaftlichen Konfiguration. Was als Grundlagenmaterial benutzt wird, weil es gut erschlossen, leicht zugänglich und benutzbar ist, das macht unser Bild von der Überlieferung, von der Vergangenheit, von der Welt aus. Dekanonisierung heißt

---

ein weniger scharf zu fassendes „textliches Kontinuum“ bilden würden (S. 134). Siehe allgemein zur Frage der Adäquanz von Techniken und Methoden zu bestimmten editorischen Stoffen auch unten Kapitel 2.3.3.

<sup>503</sup> Sutherland, *Challenging* (1993), S. 53: „If computers do not substitute for books they may substitute for the absence of books“ – Computereditionen füllen die Lücken, die die Druckeditionen hinterlassen haben.

<sup>504</sup> Diese Erweiterung geht auch über die traditionelle, textorientierte Überlieferung hinaus. Zu denken wäre hier z.B. an die rein materielle oder bildliche Überlieferung oder an audiovisuelle Quellen wie Filme. Die editorische Methode kann sehr wohl auf archäologische Objekte, auf Museumsobjekte, auf Objekte der bildenden Kunst oder auf Filme angewandt werden. Für die bildende Kunst siehe z.B. am Beispiel Kathleen Weil-Garris Brandt, *The Grime of the Centuries Is a Pigment of the Imagination: Michelangelo's Sistine Ceiling*, in: *Palimpsest. Editorial Theory in the Humanities*, hg. von George Bornstein und Ralph G. Williams, Ann Arbor (MI) 1993, S. 257-270. Für den Bereich der bereits als eigenständig etablierten Filmeditionen siehe z.B. Carlson, *Historische Filmeditionen* (2007).

<sup>505</sup> Die zufällige und ausschnitthafte Verfügbarkeit der Quellen durch gedruckte Editionen spricht auch Ansani, *Diplomatica* (2000), S. 372 an. Ebenfalls in Bezug auf historische Quellen argumentiert Stevens, *Editing* (1997), S. 41-70, dass es eine Tendenz zu weniger selektiven Editionsformen geben würde.

<sup>506</sup> Zum Spannungsverhältnis von Kanonisierung und Dekanonisierung auch Leslie, *Electronic Editions* (1993), S. 48f, Robinson, ... *but what kind* (1996), S. 81 und Rachel Blau DuPlessis, *Response: Shoptalk – Working Conditions and Marginal Gains*, in: *Reimagining Textuality: Textual Studies in the Late Age of Print*, hg. von Elizabeth Bergmann Loizeaux und Neil Fraistat, Madison (WI) 2002, S. 85-95

<sup>507</sup> Aus einer allgemeineren Warte heraus Christiane Floyd, *Esse est percipi? To Be is to Be Accessed!*, in: *Vom Nutzen und Nachteil des Internet für die historische Erkenntnis. Version 1.0 (= Geschichte und Informatik / Histoire et Informatique 15)*, Zürich 2005, S. 57-71.

in diesem Sinne auch – solange nicht alles gleichermaßen gut erschlossen und einfach zugänglich ist –, dass mit der digitalen Edition nicht nur eine Dekanonisierung, sondern eine neue Kanonisierung angestrebt werden kann, indem bestimmte editorische Gegenstände stärker in das Bewusstsein der Forschung gerückt werden.<sup>508</sup> Empirisch betrachtet stehen die Tendenzen zur Kanonisierung und Dekanonisierung auch in Zusammenhang mit den jeweiligen Akteuren im editorischen Geschäft. Verlage und größere, etablierte Forschungsinstitutionen neigen dazu, den bestehenden Kanon durch erneute digitale Projekte aufzugreifen und zu bestärken, während kleinere Initiativen, aber auch die Bibliotheken und Archive mit ihren Projekten zur Erschließung breiterer Bestände eher das bis dahin unberücksichtigt gebliebene Material in Angriff nehmen und die Tendenzen zur Dekanonisierung unterstützen. *Prämierte Gegenstände.* Jede Technologie unterstützt in besonderer Weise die Edition bestimmter Gegenstände und ist für andere weniger geeignet. Sie „prämiert“ einzelne Ansätze, operationalisiert bestimmte Sichtweisen auf die Überlieferung und legt so die Anwendung für gewisse Materialgattungen nahe. Der Buchdruck prämiert eine abstrakte Werksicht und ein Verständnis von Text als linguistischem Code. Digitale Medien und Online-Publikationen können ihre Stärken dagegen besonders dann ausspielen, wenn Texte unmittelbar mit visuellen Informationen verknüpft sind, wenn Texte untereinander oder mit ihren Kontexten verbunden sind und wenn es nicht um einzelne abgeschlossene Texte, sondern um größere Überlieferungsbestände geht. Dies führt zu einer teilweisen Verschiebung der Interessen sowohl der Editoren als auch der Benutzer. Wenden sich die Editoren nun neuen Werken, Autoren und Quellengruppen zu, so kann sich sogar innerhalb einer Gesamtedition die Aufmerksamkeit der Benutzer von den bis dahin zentralen „Werken“ auf jene scheinbar nur kontextualisierenden Materialien verschieben, die durch die neuen Technologien und Medien besser sichtbar und benutzbar werden.<sup>509</sup>

---

<sup>508</sup> Ausdrücklich z.B. bei Schneider, Neuprofilierung (2004), S. 135: „Wolfgang Lukas konstatiert, Gutzkow sei das ‚Opfer einer massiven Selektion im kollektiven Gedächtnis der Nachwelt geworden.‘ Eine Neuprofilierung des Schriftstellers soll zukünftig durch eine jetzt in Angriff genommen[e] Gesamtausgabe möglich sein“ und S. 143 „Primäres Ziel der Edition ist die Kommentierung von Gutzkows Werken, um den Schriftsteller in der Literaturgeschichte wie auch im weiteren kulturellen Bezugsrahmen des 19. Jahrhunderts neu zu positionieren.“

<sup>509</sup> Hier sei nur auf drei Beispiele verwiesen: (1) William Blake wäre in der traditionellen Methode ausschließlich „als Schriftsteller“ ediert und damit sichtbar gemacht worden. In der digitalen Edition wird sein Werk zugleich als schriftstellerisches und als eines der bildenden Kunst erkennbar. (2) „Alciato's Book of Emblems“ ist in seinem reinen Textbestand geradezu sinnlos; nur das Zusammenspiel von Text und Bild und zugleich die Verknüpfung mit weiteren Kontexten konstituiert hier einen sinnvollen editorischen Gegenstand (siehe Feltham, *The Web and the Book* (2000), Abschnitt 3). (3) Auf einer Tagung im Jahr 2004 berichtet eine Bearbeiterin der Leibniz-Edition von den Effekten einer Hybridisierung: plötzlich kann die eingeschlossene Briefedition vom Stiefkind zu einem Liebling der Benutzer werden, weil die Briefe (als Menge kleiner Texteinheiten, die man systematisch suchen, neu

*More is better – less is better.* Parallel zu den Tendenzen der Kanonisierung und Dekanonisierung verlaufen zwei gegenläufige Entwicklungsansätze, die man mit dem von Peter Robinson hier übernommenen Eingangstatement als „Verbreiterung“ und „Vertiefung“ beschreiben kann.<sup>510</sup> Der „more is better“-Ansatz zielt dabei auf eine Ausweitung des editorischen Gegenstandes. Angesichts der entfallenden Mengenbeschränkungen in digitalen Systemen, der besseren expliziten Vernetzungsmöglichkeiten und der einfachen bildlichen Wiedergabe legen digitale Editionsformen die Erschließung breiter Überlieferungsbestände oder die Einbeziehung umfangreicher kontextualisierender Materialien nahe. Dagegen versucht der „less is better“-Ansatz, die neuen Möglichkeiten tiefer Texterschließung (durch tiefe Textauszeichnung) zu nutzen, um neue analytische Potenziale zu eröffnen, die sich z.B. durch extrem quellennahe Transkriptionen, durch eine genaue und umfassende Verzeichnung der Varianz, durch eine linguistische Erschließung auf Wortebene oder durch eine semantische Erschließung ergeben. Diese beiden Entwicklungstendenzen markieren zugleich den umfassenden gegenständlichen und inhaltlichen Aufgabenbereich der Edition: die Tiefe des zu erschließenden Textes und die Breite seiner Kontexte.

*Text und Kontext.* Die digitale Edition enthält von ihren Grundkonzepten her zunächst das Gleiche wie die traditionelle Edition auch. Sie geht auf die gleiche Grundbestimmung – erschließende Wiedergabe – zurück. Sie enthält aber, nicht zuletzt durch die veränderten technischen Bedingungen, fast zwangsläufig *mehr* als die traditionelle Edition.<sup>511</sup> Dieses *mehr* verändert, was mit Erschließung und Wiedergabe gemeint sein kann und damit auch, was eigentlich die Aufgabe der Edition ist. Es ist zu zeigen, wie sich durch die oben angesprochene doppelte Erweiterung der potenziellen Verbreiterung und Vertiefung – mit ihren durch die Transmedialisierung angelegten mehrfachen Präsentationsformen – auch der Charakter der Edition verändert.

Auch bisher bestand die Edition aus verschiedenen Dingen. Um eine erschließende Wiedergabe zu leisten, musste sie einen Text wiedergeben *und* durch erschließende und kontextualisierende Informationen für die Gegenwart verständlich machen.<sup>512</sup> Nun kommt aber gerade durch den Wegfall der Mengenbeschränkung und durch die grundsätzliche Netzstruktur der digitalen Publikation der Computer den Anforderungen der Kontextualisierung entgegen: „the computer represents the most

---

arrangieren, verknüpfen, kontextualisieren und durch die überlieferten Originale illustrieren will) von den neuen Technologien am meisten profitieren.

<sup>510</sup> Robinson, ... but what kind (1996), S. 81.

<sup>511</sup> U.a. Barwell, *Electronic Editions* (1995), S. 81 fordert, dass die elektronische Edition alles enthalten sollte, was auch gedruckte Editionen bieten. Aber auch er kommt dann sehr schnell zu Überlegungen, wie diese Editionen dann dynamisch darüber hinauswachsen.

<sup>512</sup> Über die Bedeutung der Kontextualisierung für das Verständnis der editorischen Gegenstände z.B. Verweyen, *Edition* (1988), S. 530 (im Rückgriff auf Lyons, *Einführung* (1971), S. 422).

powerful contextualizer we can presently imagine“.<sup>513</sup> Die Einbeziehung weiterer Kontexte liegt in der praktischen Arbeit so nahe, dass Villő Huszai von einem „Ruch des Raffgierigen [... spricht], der den Neuen Medien nicht nur zu Unrecht anhängt“.<sup>514</sup>

Die Tendenz zur Kontextualisierung ist in der digitalen Edition empirisch offensichtlich.<sup>515</sup> Sie entspricht aber auch den oben angesprochenen veränderten Kernkonzepten: wenn nicht mehr so sehr das einzelne Werk im Vordergrund steht, sondern ein zu erschließendes Thema, dann richtet sich der Anspruch nicht mehr auf einzelne Dokumente (z.B. für die beste Fassung), sondern auf die Gesamtheit der zum Thema gehörenden Überlieferung. Kontextualisierung kann hier aber auch bedeuten, dass bei der Edition anfallende Erschließungsinformationen gesammelt und als flankierende Informationsressourcen in die Publikation integriert werden.<sup>516</sup> Für die weitere Theoriebildung wäre eine systematische Betrachtung der editorischen Kontextualisierung hilfreich.<sup>517</sup> Die folgende Liste von Materialgruppen kann dazu nur ein erster Schritt sein. Zu beachten ist, dass hier ein recht weiter Kontextbegriff angewandt wird, der sich auf alle Informationen erstreckt, die nicht die unmittelbare Textwiedergabe betreffen. Die Grenze zwischen beiden Bereichen ist zunächst noch fließend und müsste genauer untersucht werden. Erschließungsinformationen, die unmittelbar an die Textrepräsentationsformen (z.B. mittels Markup) angelagert werden, können dabei als implizite Kontextualisierungen beschrieben werden, während weiteres Material als explizite Kontexte zu bezeichnen wären. Im Einzelnen sind als immer wiederkehrende Gruppen zunächst zu benennen:

- *Globale Erschließungsinformationen*, „*Metadaten*“. Informationen zur Identifikation und Beschreibung der Überlieferung und der in der Edition verarbeiteten Dokumente sind auch traditionell immer schon geliefert worden. In einer digitalen Umgebung gewinnen diese – ungleich systematischer und expliziter zu gebenden – Daten dadurch eine neue Bedeutung, dass sie die Integration von Editionsgehalten in übergreifenden Systemen und die Verknüpfbarkeit mit anderen Objekten ermöglichen.

---

<sup>513</sup> Sutherland, *Revised Relations* (1998), S. 33. Sie verweist einmal mehr auch darauf, dass dies mit der allgemeinen Entwicklung des Textverständnisses in den Geisteswissenschaften konvergieren würde.

<sup>514</sup> Huszai, *Digitalisierung* (2005), S. 140.

<sup>515</sup> In der empirischen Betrachtung kommen Karlsson / Malm, *Revolution* (2004), S. 18 zu dem Ergebnis, dass 22 von 31 untersuchten Editionen umfangreiches „related / surrounding material“ enthielten und zudem weitere Links auf externe Ressourcen aufwiesen.

<sup>516</sup> Für die Marx-Engels-Gesamtausgabe spricht Herres, *Der Einzug des Computers* (2000) von solchen „flankierenden Datenbanken“, die z.B. ein übergreifendes Personenregister enthalten könnten.

<sup>517</sup> Eine Systematisierung der Editions Inhalte hatte für die traditionelle Edition auch Hans Zeller mit seinem „Baukastenprinzip“ begonnen. Siehe Zeller, *Für eine historische Edition* (1985).

- *Implizite Erschließungsdaten, historische und philologische Kritik.* Auflösungen, Korrekturen, Emendationen, Identifikationen von Personen, Orten oder Sachen (z.B. für die Registerbildung),<sup>518</sup> Sachanmerkungen und Kommentare<sup>519</sup> sind erschließende Kontextinformationen, die zum Verständnis und für eine einfache Benutzung von Editionen unverzichtbar sind.<sup>520</sup> Unter dem technischen Paradigma der Textauszeichnung werden sie heute unmittelbar an den Text angelagert oder mit ihm verlinkt. Diese editorischen Informationen, die zwar zunächst auf eine bestimmte Textstelle bezogen sind, die sich nach Bedarf aber auch anders zusammenstellen lassen und dann eigene kontextualisierende Ressourcen bilden, lassen sich unter dem Begriff der Annotation verallgemeinern.
- *Flankierende editorische Texte und Ressourcen.* Editorische Kontexte wie Vorworte, Einleitungen, umfangreichere Erläuterungen oder analytische Essays helfen beim Verständnis der Edition und ihrer Inhalte. In diese Gruppe fallen dann auch Bibliografien, Biografien, lexikonartige Informationen sowie didaktische Materialien und Hilfestellungen.
- *Voreditionen.* Die gedruckte Edition bezog sich in der Regel auf die besten Textzeugen der möglichst frühen Überlieferung. Bestehende ältere Neuausgaben und kritische oder unkritische Editionen wurden dagegen weitgehend ignoriert, weil sie ja durch eine bessere („wahrere“) Fassung ersetzt werden sollten.<sup>521</sup> Dieses Selbstverständnis ist heute verloren gegangen: man zielt inzwischen auf die Einbeziehung möglichst der gesamten zeitnahen Überlieferung wie auch

<sup>518</sup> Analytische Register können sowohl als stark destillierende Repräsentationsform eines Textes verstanden werden als auch als Kontextressource. Zu Registern siehe grundsätzlich schon Härtel, Mehr als ein Anhang (1989); zu Registern als semantischen Netzwerken Schmidt / Müller-Spitzer, Die Große kommentierte Frankfurter Ausgabe (2003), S. 273ff; zur Theorie und Praxis analytischer Register unter den Bedingungen der Textauszeichnung (nach den Regeln der TEI) Fekete / Dufournaud, Analyse Historique (1999) und Fekete / Dufournaud, Utilisation de TEI (1998).

<sup>519</sup> Herberger, Plädoyer (1990), S. 341 weist darauf hin, dass der Druck immer schon eine – nicht sachlich bedingte – Beschränkung der Sachkommentare erzwungen habe und dass diese Zurückhaltung nun aufgegeben werden könne. Dafür sei nun eine gewichtende oder strukturierende Kennzeichnung der Kommentare in Betracht zu ziehen, so dass der Benutzer je nach Bedarf Kommentarschichten aus- oder einblenden könne. Zu Kommentaren in der digitalen Edition siehe insbesondere auch Briggs, Hope Mirrlees's *Paris* (2002). Zu verschiedenen Kommentarformen als Funktion unterschiedlicher Haltungen zum Text Wolfrum, Beschreibung der Reiß (2006), S. 96ff, zu „Hypertext und Kommentar – Zur Überwindung der Linearität im Kommentar“ Wolfrum, Beschreibung der Reiß (2006), S. 102ff.

<sup>520</sup> Wenn in der modernen (digitalen) Edition die Tendenz zur Bewahrung der Authentizität und zur Ablehnung von Normalisierung und Modernisierung besteht, dann erhöht sich die Bedeutung der erschließenden und erklärenden Kommentierung für das Verständnis der edierten Texte noch.

<sup>521</sup> Einen interessanten Ausnahmefall bildet die Edition der „Honorantie civitatis Papie“, hg. von Carlrichard Brühl und Cinzio Violante, Köln und Wien 1983: Hier werden in den Anmerkungen alle Emendationen und Spekulationen der Voreditionen referiert, selbst wenn es sich offensichtlich um Druckfehler handelt (siehe dazu ebd. S. 11).

aller späteren Ausgaben.<sup>522</sup> Das hat zwei bemerkenswerte Auswirkungen auf den Status der Editionen: die einbezogenen gedruckten Editionen erscheinen als Teil des Überlieferungskontinuums und werden als „bloß eine weitere Aufführung“ erkennbar (zugleich aber in ihrer wissenschaftlichen Leistung gewürdigt), während die digitale Edition in der umfassenden Integration der gesamten Publikationshistorie den Status einer „Metaedition“ gewinnt.

- *Nebenüberlieferung.* „Kontext“ im kulturellen Sinne sind der Entstehung eines Werkes zeitgenössische Texte und Objekte, die zum Verständnis des Werkumfeldes, der Werkgenese und der Werkintention von Bedeutung sein können. Hier ist es die Aufgabe der Editoren über die Relevanz von Kontexten zu befinden und sie in die Edition einzubinden.<sup>523</sup> Zu den engeren Kontexten gehören aber auch Dokumente aus dem unmittelbaren Umfeld der Textentstehung, also z.B. Arbeitspapiere, Notizen, Korrespondenzen oder Nachlassdokumente der Autoren.
- *Vor- und Nebentexte zu den edierten Gegenständen.* „Kontext“ im engsten Sinne sind jene Texte, auf die sich ein zu edierender Text bezieht. Diese Bezüge sind zu erschließen, bei sehr dichter Bezugnahme liegt die Einbindung der Kontexte als integrale Volltexte nahe.
- *Rezeption und Nachleben.* Diese Materialien sind in den gedruckten Editionen fast nie berücksichtigt worden, zum einen, weil sich die Aufgabe auf die Herstellung einer kanonischen Textfassung beschränkte, zum anderen, weil man hier schnell an die ökonomisch bestimmten Grenzen der Inhaltsmengen gestoßen wäre. Da sich beide Aspekte nun verschoben haben, wird in digitalen Editionen teilweise auch die Rezeption (z.B. Rezensionen, von den edierten Werken beeinflusste Texte oder Adaptionen, Aufführungen, Vertonungen, Verfilmungen oder die Auswirkungen eines Werkes auf die Alltagskultur<sup>524</sup>) berücksichtigt.<sup>525</sup> Die prekäre Copyright-Situation für Dokumente aus den letzten ca. 100 Jahren birgt hier wie auch bei den Voreditionen die Gefahr einer „Überlieferungslücke“ in der Edition, möglicherweise mit entsprechenden Fehlwahrnehmungen verbunden.

---

<sup>522</sup> Dies ist oft der Startpunkt für eigentliche Editionsprojekte und entspricht vom Vorgehen her der initialen Quellensammlung in traditionellen Editionsunternehmen. Der Unterschied liegt nur darin, dass man diese Vorarbeiten nun auch unmittelbar publiziert. Aus der Frühzeit digitaler Unternehmen siehe z.B. die CD-ROM „Editions and Adaptions of Shakespeare“, hg. von A. Barton und J. Kerrigan, CD-ROM, Cambridge, Chadwyck-Healey, 1995; Nowak, *Umbruch-Zeiten* (1996), S. 22 geht kurz darauf ein.

<sup>523</sup> Weit ausgreifende Kontextualisierungsphantasien z.B. bei Reid, Conrad (2000), S. 134ff.

<sup>524</sup> Das Projekt „Uncle Tom’s Cabin“ (<http://www.iath.virginia.edu/utc/>) enthält eine Sektion „Tomitudes“ mit digitalen Abbildungen von Alltagsgegenständen, die sich auf das Werk beziehen.

<sup>525</sup> Schon früh über die Einbeziehung moderner Adaptionen und insgesamt das „Nachleben“ nachgedacht hat auch Brockbank, *Towards a Mobile Text* (1991), S. 101.



- *Sekundärliteratur*. Umfassende digitale Editionen bieten teilweise einen digitalisierten „Handapparat“ mit zum Verständnis der Texte nützlichen Publikationen. Teilweise wird aber auch dort, wo das Copyright dies zulässt, die Sekundärliteratur elektronisch verfügbar gemacht. Dies entspricht dem Schritt von der Edition als Textausgabe zur Edition als Forschungsumgebung, die in einem weiteren Ausbauschnitt dann auch eine Plattform zur Veröffentlichung weiterer Forschungsergebnisse zu den editorischen Gegenständen sein kann. Diese „neue Sekundärliteratur“ kann dann unmittelbar und stellengenau mit den zentralen Editionsgehalten verknüpft werden und unterfällt dann auch einem noch weiter verallgemeinerten Konzept von „Annotation“ oder „dynamic contextualization“.<sup>526</sup>

Für die meisten dieser Kontextarten stellen sich weitere Fragen, die ihren Status und ihre organisatorische und technische Einbindung betreffen:

- Wie sollen die Kontexte repräsentiert werden? Der Regelfall ist hier das digitale Faksimile. Es ist aber zu erwarten, dass in Zukunft wichtigere Kontextmaterialien zumindest als Volltexte gegeben werden, mit denen dann auch stellingenaue Verknüpfungen möglich sind.
- Wer legt die Kontexte an? Digitale Editionen können als offene Plattformen gestaltet werden, bei denen auch externe Benutzer Material hinzufügen und Kommentare einbringen können.<sup>527</sup>
- Stehen die Kontexte innerhalb oder außerhalb der Edition? Explizite Kontexte können bereits anderweitig digitalisiert vorliegen oder stellen wichtiges Material zum Verständnis verschiedener Editionen dar. In solchen Fällen ist eine unmittelbare Integration in die Edition nicht nötig. Die Kontextualisierung beschränkt sich dann auf das Setzen von Links zu diesen externen Ressourcen. Hier stellt sich auch methodisch die Frage nach dem Innen und Außen und damit nach den Grenzen der Edition, die unten in Kapitel 2.3.5 aufgegriffen wird.

Die starke Tendenz zur Kontextualisierung<sup>528</sup> hat zur Folge, dass sich der Schwerpunkt der Edition von der reinen Textpräsentation zu einem umfassenden Material-

---

<sup>526</sup> Der letzte Begriff bei Saller, HNML – HyperNietzsche Markup Language (2003), S. 190.

<sup>527</sup> Siehe hier z.B. konzeptionell Boot, Third-party annotations (2006).

<sup>528</sup> Siehe als einen realisierten Beispielfall Vanhoutte, Ruling the Screen (1999) über seine CD-ROM-Ausgabe (mit Marcel De Smedt) „Stijn Streuvels: De teleurgang van den Waterhoek“, Amsterdam 2000. Neben den Textfassungen (Faksimiles und Volltexte) sind hier z.B. auch ein Glossar, Texte zur Werkgeschichte, die Korrespondenz des Autors mit seinem Verleger oder Studien zur Rezeptionsgeschichte enthalten.

oder Kontextarchiv verschiebt.<sup>529</sup> Vor die finale Synthetisierung der Überlieferung tritt nicht mehr nur als Arbeitsabschnitt, sondern als wesentlicher Teil der Publikation die Akkumulation der relevanten Materialien.<sup>530</sup> Damit ändert sich aber auch, für den Editor wie vor allem für den Benutzer, die Wahrnehmung des editorischen Gegenstandes, der jetzt nicht mehr in erster Linie als isoliertes Werk, sondern stärker als Teil eines größeren kulturellen Zusammenhanges sichtbar wird.<sup>531</sup> Dies entspricht auch einem postmodernen Textbegriff, nach dem es ohnehin kein „außerhalb des Textes“ mehr gibt.<sup>532</sup>

Es stellt sich dann aber die Frage, wohin diese Reise führt und ob sich die Editionen nicht in einer radikalen Kontextualisierung auflösen, die auf eine umfassende Rekonstruktion oder gar Simulation der historischen Textsituationen zielt, in der jeder Text zugleich Kontext für andere Texte ist. Streng genommen würde der Anspruch, mit der Edition eine authentische, historische Lesung zu ermöglichen, zu dem Gedanken führen, dass kritische Editionen mit dem Konzept historisch rekonstruierender virtueller Realitäten konvergieren müssten.

*Der Text als Skala.* Zur Verbreiterung der Inhalte tritt die Vertiefung der Texterschließung. Diese hat – z.B. realisiert als „dichtes Markup“ – vor allem die Funktion, verschiedene Textpräsentationsformen generieren zu können. Bei der Diskussion der allgemeinen Rahmenbedingungen der wissenschaftlichen Edition war angesprochen worden, dass sich die Textwiedergabe immer in einem Spannungsverhältnis zwischen den Polen der Quellennähe und Benutzernähe bewegt. Das gedruckte Buch hatte die exklusive Bevorzugung des einen, richtigen Textes nahegelegt.<sup>533</sup> Die digitalen Medien machen hier eine eindeutige Entscheidung für *eine* Position nicht mehr zur Auflage, sondern ermöglichen eine Lösung des Problems durch die Bereitstellung verschiedener paralleler Textdarstellungen.<sup>534</sup>

<sup>529</sup> So auch die empirische Feststellung bei Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 19: „A majority of the editions could hence be characterized as being archives, containing a large amount of material and being part of a larger network of texts on the Web.“

<sup>530</sup> Zu „Akkumulation statt Synthese“ auch Siemens, *Text Analysis* (2002) mit Verweis auf Schreibman, *Computer Mediated Texts* (2002).

<sup>531</sup> Für Carlquist, *Medieval Manuscripts* (2004) kann es dann auch darum gehen, z.B. nicht mehr den literarischen, sondern den Literarisierungskontext zu erhellen. Er schreibt (S. 113): „I expect that these kinds of editions will give life to the people of the Middle Ages, because the manuscripts were made and used by them. I look forward with expectancy to editions of individual manuscripts where the editor's purpose is to interpret the literacy context, not the literary one.“

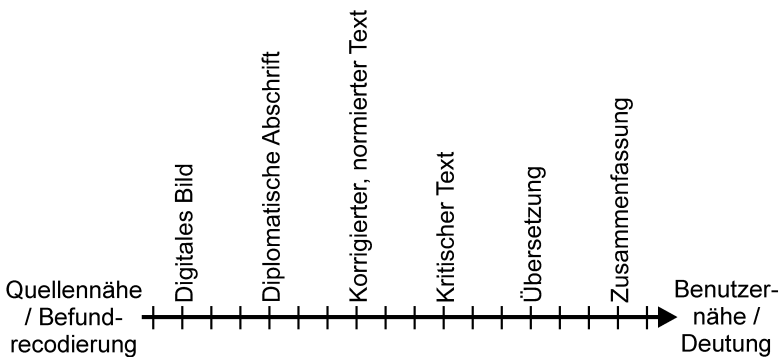
<sup>532</sup> Siehe z.B. Greetham, *The Philosophical Discourse* (2002), S. 39: „there is no *outside*, since 'text' becomes inclusive of all its variants and its belated critiques: 'Il n'y a pas dehors de texte'“.

<sup>533</sup> Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002): „*Historical-critical* book editing [...] has had to face certain obvious restrictions attaching to the paper medium. Essentially it had to come up with one text to be *the right text*, with the text's relatives subsumed as pendants, and all the time cultivating a methodology which made all this work.“

<sup>534</sup> Mehrfache Textwiedergaben waren auch im Druck theoretisch möglich. Die damit verbundenen Kosten und die vom Druck beförderte Mentalität der Eintextlichkeit haben aber dazu geführt, dass nur in

Heute ist es gar nicht mehr das alleinige oder erste Ziel der Edition, eine Textform herzustellen,<sup>535</sup> vielmehr geht es jetzt um die Bereitstellung kritisch durchgearbeiteter Repräsentationsformen der Überlieferung, aus denen Texte auf verschiedenen Ebenen und für verschiedene Benutzergruppen und ihre jeweiligen Fragestellungen generiert werden können.<sup>536</sup> Die Tendenz geht vom typografischen Eintext zum vielgestaltigen Mehrtext, von der Aufführung einer Textfassung zur Schaffung einer textuellen Arbeitsumgebung, die verschiedene Sichten auf den Text erlaubt.<sup>537</sup>

Die Formen der Textpräsentation lassen sich durch eine Skala beschreiben, die sich z.B. zwischen Quellennähe und Benutzernähe, zwischen der reinen Befundrecodierung und der zunehmenden kritischen Durchdringung und Verarbeitung aufspannen lässt. Dies ergibt auch einen neuen, umfassenden Textbegriff: Der Text *ist*, als Wiedergabe von Textdokumenten, eine Skala, eben weil er auf eine umfassende Informationsressource zurückgeht, aus der die einzelnen Präsentationsweisen generiert werden können.



1) Skizze: Der Text (als Textrepräsentation) als Skala

Dabei kann die Skizze nur eine grobe Idee vom Text als Skala liefern. Die dort markierten Positionen sind nicht systematisch und bei Weitem nicht erschöpfend. Da es zahlreiche verarbeitende Eingriffe in eine Textrepräsentation geben kann, ergibt sich durch die Einstellungsmöglichkeiten bei der Verarbeitung und Medialisierung

---

seltenen Fällen parallele Textsichten publiziert wurden. Zu den Ausnahmen gehört Konrad Beyerles Edition der *Lex Baiuvariorum*, München 1926. Hier werden die Texte als Faksimile (Lichtdruck), in Transkription und Übersetzung, also drei Fassungen geboten. Zu den Kontexten gehören hier z.B. Textanmerkungen, Einführung, Literaturübersicht und Glossar.

<sup>535</sup> Nach Hayles, *Translating Media* (2003), S. 271 ist es die Leichtigkeit der Erzeugung beliebiger Textformen im Internet, die das Ziel einer einheitlichen Textfassung in Frage stellt.

<sup>536</sup> Die Idee des multiplen Outputs u.a. auch schon bei Fanta, *Computer-Edition* (1994), S. 141.

<sup>537</sup> Das Konzept u.a. bei Greco u.a., *The Charette Project*, S. 408.

häufig eine vielstufige Textskala. Ein mechanisch gewonnenes digitales Bild ist z.B. quellennäher und benutzerferner als ein aufbereitetes, z.B. kontrastoptimiertes Bild; eine grafematisch genaue Abschrift ist quellennäher als eine buchstäbliche Abschrift; in der Normierung können Abkürzungen, Orthografie, Groß-/Kleinschreibung, Interpunktion jeweils reguliert werden oder nicht; kritische Texte können mit oder ohne Emendationen, mit oder ohne die Integration besserer Lesarten gegeben werden; Übersetzungen können eng am Text oder frei gemacht werden; Texte können sprachlich zusammengefasst oder ihre Informationen in das Modell einer Faktendatenbank aufgelöst werden. Auch die Grenzen zwischen den hier benannten Positionen sind fließend: Transkription ist immer deutend hinsichtlich eines Zielsystems, aber wo liegt dann die Grenze zwischen einer diplomatischen Abschrift und einem normierten Text? Ist die Überarbeitung hinsichtlich eines Normsystems und grammatischer Richtigkeit und inhaltlicher Sinnhaftigkeit nicht bereits Textkritik? Ist die Modernisierung von Schreibweisen nicht schon eine Form der Übersetzung? Die Vorstellung vom Text als Skala kann weit ausgreifen: Warum sollte der Text ausschließlich als linguistischer Code verstanden werden? Offensichtlich ist er uns auch und zuerst als visuelles Objekt gegeben, das dann auch als solches zu repräsentieren ist. Auf der anderen Seite zielt der Text in der Regel auf eine sprachliche Kommunikationssituation der Vermittlung von Informationen. Folglich müssen auch Lesungen (Vertonungen) des Textes<sup>538</sup> ebenso wie an den Inhalten orientierte Wiedergaben als Repräsentationsformen des Textes verstanden werden. In jedem Fall ist Text als Textwiedergabe die Anwendung bestimmter Verarbeitungsregeln, die dann zu bestimmten Textformen führen.

Für die Praxis ist von entscheidender Bedeutung, auf welcher Stufe die Grundtranskriptionen vorgenommen werden. Anlagerungen von (deutenden) Informationen und Verarbeitungen sind in der Regel nur in einer Richtung möglich: nämlich weg von der Quelle und hin zum Benutzer. Eine spätere Ausblendung quellennaher Befunde ist leicht möglich, eine Rekonstruktion eingangs nicht erhobener Daten in der Regel aber nicht. Eine quellennahe, inhaltsreiche Recodierung der Dokumentbefunde, an die alle weiteren Informationen anknüpfen können, ist deshalb für solche digitale Editionen von zentraler Bedeutung, die mehr als nur einen stark gedeuteten und verarbeiteten Text bieten wollen.<sup>539</sup> Im Einzelfall hängt die Quellennähe und Genauigkeit der Grundtranskriptionen vom zu edierenden Material, von den hier

<sup>538</sup> Cerquiglini / Lebrave, PHILECTRE (1997), S. 85f erwähnen dies als selbstverständliche mögliche Präsentationsform für z.B. literarische Manuskripte.

<sup>539</sup> Der Ausgangspunkt muss deshalb auch bei den einzelnen Textzeugen liegen; man kann eine nachhaltige Edition nicht auf einem Mischtext aufbauen. Flanders, *The Body encoded* (1997): „if one is constructing [...] an electronic resource to have wide utility and long life, it is important to anticipate as wide as possible a range of users and uses. Thus an edition based on a single original, with relevant variants provided as part of the apparatus if necessary, would be data of better quality for many purposes.“

adäquaten editorischen Grundkonzepten und von den erwarteten Fragestellungen der Benutzer ab.<sup>540</sup> In jedem Fall aber ist zu beachten, dass möglichst genaue Transkriptionen die Grundlage für alle weiteren editorischen Einsichten in das Werk und ggf. auch seine Entstehungs- und Überlieferungssituation sind. Der Editor selbst wird hier als „erster Benutzer“ in der Regel die höchsten Anforderungen an den Informationsgehalt der Transkriptionen stellen und hat dann unter den Bedingungen digitaler Editionsformen keinen Grund mehr, den Benutzern diese Basisinformationen nicht verfügbar zu machen. Die Weitergabe der Grundtranskriptionen verstärkt einmal mehr den Archivcharakter der Edition.<sup>541</sup> Die grundlegende Bedeutung einer genauen Dokumentwiedergabe verschiebt die editorische Aufgabenstellung, indem sie diese Tätigkeiten auf eine Stufe mit den Operationen der historischen und philologischen Textkritik und der Herstellung eines kritischen Editionstextes stellt. *Präsentationsformen.* Das Grundziel der Edition besteht darin, eine Publikationsform zu finden, die sowohl den editorischen Gegenstand angemessen, und das heißt z.B. unverfälscht und authentisch, präsentiert, als auch der Nutzung angemessen ist, hier also z.B. einen sinnvoll aufbereiteten und verarbeiteten Text anbietet. Die Lösung liegt im Angebot multipler Formen, die möglichst vielen Nutzungsszenarien entgegenkommen,<sup>542</sup> die im Idealfall vorher analysiert und definiert worden sind, um sie mit bestimmten Ausgabeformen adressieren zu können.<sup>543</sup> Das Sowohl-als-auch der mehrfachen digitalen Präsentation anstelle des alten Entweder-oder

<sup>540</sup> Unter den editorischen Konzepten spielt vor allem der Gedanke der „Intention“ eine Rolle: welche Unterschiede hat der Autor/Schreiber bewusst gemacht und sollten daher aufgenommen werden? Dabei kann das Konzept der Intention aber auch keine „letzte“, feste Grenze markieren, wenn sich Forschungsfragen z.B. auf „unbewusste“ Schreibunterschiede oder Textphänomene richten. Eine Beispieldiskussion für das „wie nah an der Quelle wollen wir transkribieren?“ liefert Robinson, *The Canterbury Tales* (2007), S. 78ff.

<sup>541</sup> Damit konvergiert sie auch mit typologischen Ansätzen der traditionellen Editorik, wenn z.B. Götsche, *Ausgabentypen* (2000), S. 62 auf die Überlegungen von Klaus Kanzog (*Prolegomena* (1979), S. 21, 17, 23) zu einer „Archiv-Ausgabe“ verweist, die „eine ‚exakte Erfassung aller Textphänomene‘ sämtlicher Überlieferungsträger, d.h. eine ‚archivalische Erfassung aller Textzeugen und damit aller Entstehungs- und Überlieferungsvarianten‘ leisten sollte, um auf diese Weise als zuverlässige Grundlage aller daraus ableitbaren historisch-kritischen, Studien- und Leseausgaben zu dienen“. Nach Götsche kann „Kanzogs ‚Archiv-Ausgabe‘ [...] nun aber als ein Denkmodell für Hypertextarchive betrachtet werden, die ebenfalls als Grundlage unterschiedlicher Ausgaben fungieren können.“

<sup>542</sup> Ein frühes Plädoyer für mehrfache Textformen bei Duggan, *The Electronic Piers Plowman Archive* (1995), Absatz 7: „The technology already available makes irrelevant the question of whether the editor’s task should consist of constructing conservative documentary editions or interventionist critical texts. We can now see that the old argument was economically and technologically constructed, based on limitations that no longer need trouble us. With electronic texts, we may, indeed, we ought to, have both kinds of text.“

<sup>543</sup> Einen Ansatz in diese Richtung zeigt Beavan u.a., *Text and Illustration* (1997), S. 63 [*Aberdeen Bestiary*], wenn er als Zielgruppen für seine Edition die wissenschaftliche Forschung, die universitäre Lehre und das Interesse eines allgemeinen Publikums ausmacht, für die jeweils passende Präsentationsformen herzustellen seien.

der Eintextlichkeit des Buchdrucks ist dabei auch die Antwort auf die Forderung nach der Interdisziplinarität der Editionen.<sup>544</sup> Die Nutzbarkeit der Überlieferung für möglichst viele Fachrichtungen und deren Fragestellungen ist eine Gegenbewegung zur Vereinnahmung von Dokumenten für und durch einzelne Disziplinen und eine abgrenzende Binnenkanonisierung in den Fächern.

*Präsentationsformen in der Praxis.* Grundsätzlich besteht die Möglichkeit, dass in einer Edition nur die codierten Informationen bereitgestellt werden und jeder Benutzer sich durch die Einstellung verschiedener Filter und Parameter zur Verarbeitung der Textphänomene seinen eigenen Text generieren lässt.<sup>545</sup> Sieht man davon ab, dass manche Editionen tatsächlich auch ihre Basisdaten weitergeben und diese dann lokal beliebig weiterverarbeitet werden können, so ist eine Umsetzung dieser völlig freien Textherstellung bisher wegen der Komplexität der technischen Umsetzung im konzeptionellen oder experimentellen Stadium steckengeblieben.

In der Praxis findet man häufig eine Beschränkung auf drei Ebenen der Textwiedergabe, zuweilen auch um weitere Zwischenstufen ergänzt:

1. Der Text als Bild / digitales Faksimile.
2. Quellennahe Fassung / diplomatische Abschrift.
3. Kritischer Text / konstituierte Fassung.

Eine Ausweitung der editorischen Textformen findet damit in der Praxis vor allem in Richtung auf die Überlieferung statt. Die Hinwendung zu quellennahen Formen ist teilweise der technischen Einfachheit der digitalen Faksimilierung geschuldet, zum anderen zielt sie auf eine Stärkung der Authentizität, eine Erhöhung von Transparenz und eine offenere Weiterverwendung. Der Buchdruck hatte eine am linguistischen Gehalt orientierte quellenferne Abstraktion der Texte unterstützt, die Digitalisierung fördert nun eine Rückbindung der Editionen an die reale Überlieferung und ihre Erscheinungsformen. Dabei muss die Entwicklung nicht ausschließlich in diese Richtung gehen. Denkbar sind auch benutzernähere Fassungen wie klare Lesetexte, Übersetzungen, „pädagogische Aufbereitungen“<sup>546</sup> und dann vor allem Repräsentationsformen, die unmittelbar auf den in den Texten kommunizierten „Inhalt“ zielen,

<sup>544</sup> Nach Cover / Robinson, *Encoding* (1995), S. 125 sollte jeder aus den allgemeinen Daten jene Ausgabeform erhalten, die für ihn am besten geeignet ist. Auch Burnard, *Is Humanities Computing an Academic Discipline?* (1999) sieht einen Zusammenhang zwischen Digitalität und Interdisziplinarität, macht die „[...] observation that the digital medium both facilitates and encourages the breaking down of artificial barriers between studies which focus on the visual, aural, or linguistic aspects of artefacts“ und erwartet deshalb „the emergence of a new holistic vision of such objects.“ Ähnlich auch Warwick, *Reports of my Death* (2001), S. 54.

<sup>545</sup> Die Idee schon bei Ross, *The Electronic Text* (1996), S. 228ff.

<sup>546</sup> Bei „Pädagogischen Editionen“ muss es nicht unbedingt nur um die Vermittlung von Lerninhalten gehen. Vielmehr zielen diese Ansätze auch darauf, durch spielerische Aufbereitungen die wissenschaftliche Interpretation literarischer Werke durch eine „immersive textuality“ zu fördern – siehe Fraistat

also z.B. Abbildungen der im Text getroffenen Aussagen in Datenbanken oder Auflösungen von Texten in ihren semantischen Gehalt.<sup>547</sup>

*Must have – nice to have.* Die technischen Rahmenbedingungen bestimmen die methodische Vorstellung davon mit, was eine Edition bieten sollte. Dabei ist die digitale Faksimilierung heute eine selbstverständliche Forderung, weil sie vergleichsweise einfach zu erfüllen ist und für die Arbeit des Editors in der Regel ohnehin unumgänglich ist.<sup>548</sup> Von Editionen, die heute keine digitalen Abbildungen begeben, kann man eine explizite Begründung für diesen Verzicht erwarten. In welcher Form digitale Abbildungen beigegeben oder mit der Edition verknüpft werden, wie sie in die Oberflächengestaltung und Navigationsstrukturen der Edition eingebunden und wie sie mit den anderen Formen der Textwiedergabe verbunden werden, das erfordert noch eine eigene Methodik des Bildes in der Edition, die hier nicht geleistet werden kann.

Eine ähnliche Position wie die Abbildung nimmt die quellennahe Transkription in der digitalen Edition ein.<sup>549</sup> Ihre Anfertigung gehört zu den grundlegenden und unverzichtbaren Leistungen des Editors, und sie kann in ihrer Genauigkeit und differenzierenden Wiedergabe von Textphänomenen weit über das hinausgehen, was man von gedruckten diplomatischen Abschriften kennt.<sup>550</sup> Die Veröffentlichung eines kritisch durchgearbeiteten Textes ohne seine transkriptiven Grundlagen würde ebenfalls nach einer guten Begründung verlangen. Eine umfassende Transkription nach Möglichkeit aller Textzeugen<sup>551</sup> ist die Basis für eine wissenschaftliche Edition und gehört unbedingt auch mit in die Publikation.

Einen anderen Status hat dagegen heute eine kritische Fassung. Diese *kann* vom Editor erstellt werden, es haben aber auch Ausgaben als wissenschaftliche Editionen zu gelten, die auf eine solche Fassung verzichten und sich ganz auf die Erarbeitung der textlichen Grundlagen aus der Überlieferung und auf ihre kritische Erschließung

---

/ Jones, *Immersive Textuality* (2002), S. 70 (oder als früherer Vorläufer dieser Denkrichtung Janet H. Murray, *Hamlet on the Holodeck – The Future of Narrative in Cyberspace*, Cambridge (MA) 1997.

<sup>547</sup> Überlegungen für eine solche „conceptual representation of its content“ hatte für Texte bereits Buzzetti, *Database Edition* (1995) angestellt.

<sup>548</sup> Schon früh zur Umkehrung der Verhältnisse zwischen Druck und digitalen Medien Herberger, *Plädoyer* (1990), S. 343f.

<sup>549</sup> Nach O'Donnell u.a., *Visionary Cross* (2007) sei es inzwischen Konsens, dass eine digitale Edition ein Archiv der Transkriptionen (in TEI-XML), Faksimiles und einen transparenten Editionstext enthält.

<sup>550</sup> Sperberg-McQueen, *Textual Criticism* (1996), S. 42 verweist zum Beispiel auf eine grafematische Verzeichnung: „Graphetic variants (distinctions among different letterforms) are sometimes made in electronic editions for philological work, but I have never seen such distinctions in a printed edition of any work in any European language.“

<sup>551</sup> Die Berücksichtigung *aller* Textzeugen ist dabei allerdings eine theoretische Position. Durch die Offenheit der digitalen Edition, die auch inkrementelle, modularisierte Arbeiten unterstützt, können Editionen sich auf einer ersten Entwicklungsstufe auch mit einer begründeten Selektion von Textzeugen begnügen.

konzentrieren.<sup>552</sup> Das Verhältnis der einzelnen Formen der Textwiedergabe hat sich im Vergleich zur Druckkultur damit umgekehrt,<sup>553</sup> bildet aber nun genau die Abfolge der editorischen Arbeitsschritte ab. Als offene Publikationsform dokumentiert die digitale Edition die Prozesse der Überlieferungssichtung, der Materialsammlung, der Herstellung von visuellen Arbeitskopien, der Transkription und der historischen und philologischen Kritik, an deren Ende auch eine neue Textfassung als editorischer qualifizierter Lesevorschlag stehen kann – aber eben nicht stehen muss.<sup>554</sup>

Eine weitere Wiedergabeform, die in digitalen Editionen eigentlich immer vorhanden und deren öffentliche Weitergabe zumindest wünschenswert ist, bildet der zugrunde liegende Code, also die ausgezeichneten Basistexte, aus denen die publizierten Texte gewonnen werden und die für manche Nutzer den wohl größten Wert haben dürften. *Potenziale*. Die zuletzt skizzierten Textebenen sind „typische Vertreter“ von editorischer Textrepräsentation, in denen sich verschiedene Haltungen zum Text und verschiedene Rezeptionsweisen kristallisieren. Je nach Edition wird unterschiedlich bestimmt, was eine „diplomatische Fassung“ und was ein „kritischer Text“ ist. Dazwischen und daneben sind viele andere Textebenen möglich. Ihre parametergesteuerte Generierung kann auch ganz dem Benutzer überlassen werden. Weitere Formen der Textrepräsentation ergeben sich darüber hinaus auch durch „geschichtete Texte“, bei denen das Verhältnis zwischen verschiedenen Textschichten sichtbar gemacht wird. Zu denken ist hier an die Zusammenschau varianter Textfassungen oder an die Visualisierung von Differenzen zwischen Verarbeitungsstufen im Sinne der Textskala.

Entscheidend bei der allgemeinen Bereitstellung verschiedener Textformen wie auch bei den mehrschichtigen Präsentationen ist, dass ein Höchstmaß an Transparenz erreicht wird. Es muss offengelegt werden, auf welcher textlichen Basis die Edition ruht und warum welche editorischen Eingriffe wo stattgefunden haben.<sup>555</sup> Diese umfassende Transparenz ist für eine moderne digitale Edition eine Selbstverständ-

---

<sup>552</sup> Diese Verschiebung im editorischen Selbstverständnis bereits bei Neuman, *The Very Pulse of the Machine* (1991), S. 369.

<sup>553</sup> Die alte Position bewusst überzogen nochmal bei Kline, *A Guide to Documentary Editing* (21998), S. 21 „strictly speaking, editing is only the establishment of a text“ – heute ist Edition vor allem die Arbeit, die vor dieser Textetablierung liegt.

<sup>554</sup> Auch Robinson, *What is* (2002) bestimmt gewissermaßen definitiv: „4. A critical digital edition may [...] present an edited text, among all the texts it offers“.

<sup>555</sup> Nach Robinson, *New Directions* (1997), S. 158f wird die schon immer geforderte Transparenz des Editionsprozesses mit den digitalen Formen endlich eingelöst. Für die konkrete Arbeit konstatiert Baumgartner u.a., *Schritte zur elektronischen Edition* (2007), S. 215: „’Stillschweigende Korrekturen’ sind dabei als typisches Merkmal einer traditionellen Buchedition, die alle Informationen auf einer Textebene abzubilden gezwungen ist und deswegen häufig auf Explizitheit verzichten muß, abzulehnen. In einer elektronischen Edition wird die Transkription dagegen versuchen, alle Eigenheiten des Originals abzubilden, also auch die ursprüngliche Orthographie, Irrtümer, Korrekturen etc. Ebenso soll die Positionierung des Textes auf der Unterlage so genau wie möglich abgebildet werden. Viele der



lichkeit<sup>556</sup> und untermauert die schon immer angestrebte „Zuverlässigkeit“ der Ausgabe. Zu den Zielen gehört hier dann auch die Vollständigkeit der Einbeziehung aller überlieferten Dokumente.<sup>557</sup> Mit der Betonung von Breite (der berücksichtigten Überlieferung) und Tiefe (der quellennahen Transkription) wird der Archivteil der Edition in seiner Bedeutung einmal mehr gegenüber den editorischen Eingriffen in die Textgestalt in seiner Bedeutung gestärkt und ein allgemeiner textlicher Pluralismus gefördert, in dem sich auch die Position des Benutzers verbessert, der jetzt unmittelbar am textkritischen Prozess teilhaben kann, weil er diesen zurückverfolgen und an beliebiger Stelle „einsteigen“ kann.<sup>558</sup>

*Funktion und Bedeutung der Präsentationsformen.* Die gedruckte Edition sah sich dem Zwang ausgesetzt, alles, was über den Text gesagt werden sollte, in dem einen editorischen Text und seinen Nebensystemen zu verschmelzen. Deshalb musste eine Entscheidung für eine Fassung gefällt werden, der alle anderen Informationsschichten unterzuordnen waren. Diese anderen Informationsschichten mussten – wie die visuelle Ebene der Dokumente – ausgeblendet oder – wie die Differenz zum tatsächlichen Dokumentbefund oder zu abweichenden Fassungen – in eine rein stelenorientierte „Abweichung“ aufgelöst werden, die eine Rekonstruktion dieser Fassungen durch den Benutzer de facto nicht begünstigten. Die parallelen Textformen in der digitalen Edition führen hier zu einer erheblichen Entlastung. Jede Form kann sich auf ihre eigenen Aufgaben konzentrieren; sie *kann*, muss aber nicht zugleich andere Formen integrieren und das Verhältnis zwischen ihnen visualisieren. Ein editorischer Text z.B. kann jetzt ohne Weiteres als klarer Lesetext geboten werden, weil seine Bezüge zu den editorischen Grundlagen in anderen Präsentationsweisen sichtbar sind. Zu den häufig anzutreffenden Fehlschlüssen gehört allerdings die Behauptung, die Beigabe digitaler Abbildungen würde von der Bereitstellung einer detaillierten Transkription entlasten, weil der Benutzer die Details ja im Faksimile nachsehen könne. Dies unterschlägt, dass dem editorischen Text auf jeden Fall eine zuverlässige Kollation zugrunde liegen sollte, die nicht nur dem Editor, sondern auch den Benutzern die Möglichkeit bietet, mit dem Text „weiterzuarbeiten“ und ihn

---

letztlich ökonomisch motivierten stillschweigenden ‚Emendationen‘ von traditionellen Bucheditionen können so unterbleiben.“

<sup>556</sup> Robinson, *What is* (2002), S. 56: „There is no excuse, in the digital world, for an edition which does not make available every stage of the material and all the processes behind its making.“

<sup>557</sup> Schon früh spricht Neuman, *The Very Pulse of the Machine* (1991), S. 366 von einem „trend toward comprehensiveness“.

<sup>558</sup> Best, *Text* (2002), S. 279: Die digitale Edition bietet „complexity [...] and intertextualities in a medium that invites interconnection and integration. In print, the selective judgment of the critic decides just how much of a passage to quote, just how to describe a segment of a film; in the electronic medium the reader is given access to the context of quotation, and the full experience of a graphic or video sequence. The result is that the critic is more open to criticism, and the reader becomes more fully a participator in the critical process.“

für systematische Untersuchungen auch auf einer quellennahen Ebene verfügbar zu haben.

*Der variante Text.* Textrepräsentation spannt eine Skala verschiedener Formen auf. Durch die Varianz mehrfacher Überlieferung ergibt sich eine weitere Dimension. Für die Herstellung von Publikationsformen ist dabei zu überlegen, auf welcher Stufe der Skala der Text präsentiert und mit den varianten Texten synchronisiert werden soll und ob es einen Leittext geben soll, *zu dem* weitere Texte als variant beschrieben werden oder ob eine Visualisierung anzustreben ist, bei der alle Fassungen gleichberechtigt bleiben. Dabei ist zu berücksichtigen, dass je nach gewählter Skalenposition die Varianz stark schwankt: in einer quellennahen Textfassung, die z.B. grafematische Details, den Zeilenfall, die Groß-/Kleinschreibung oder die originale Interpunktion aufnimmt, können die Abweichungen so „dicht“ werden, dass eine brauchbare analytische Darstellung schwierig wird.

Das gedruckte Buch legte die Unterordnung varianter Texte unter einen Leittext nahe, der aus der Überlieferung ausgewählt oder vom Editor konstituiert wurde. Diese Festlegung ist heute nicht mehr nötig. Auch der „kritische Apparat“, berüchtigt für seine Unbenutzbarkeit und nun eher als Feigenblatt denn als analytisches Instrument einzuschätzen, verdankt sich den Bedingungen des Buchdrucks und wäre durch übersichtlichere und nützlichere Formen der Varianzdarstellung zu ersetzen.<sup>559</sup> Verschiedene überlieferte Fassungen sind heute selbstverständlich zunächst als vollständige, integrale Texte zu bewahren;<sup>560</sup> sie müssen dann aber auch synchronisiert werden, um die Abweichungen sichtbar zu machen und ein tiefes Verständnis der Werkentwicklung zu ermöglichen.<sup>561</sup> Die Abweichungen *können* auch in der Form eines traditionellen Apparates dargestellt werden. Etliche andere, bessere Visualisierungsstrategien wären hier allerdings denkbar und sind in Zukunft noch zu entwickeln.<sup>562</sup> Auf jeden Fall kann die Textvarianz variabel dargestellt

---

<sup>559</sup> Über den teleologischen Text und die Unbenutzbarkeit der Apparate Ross, *The Electronic Text* (1996), S. 226: „The textual apparatus of a critical edition emphasizes the teleology of individual variants rather than their participation in synchronic systems or historical versions. In any case, this process of dismantling all versions of an author’s work; then of reassembling a version according to the author’s supposed ‘final’ intentions; and, finally, of providing lists of variants with which the reader may reconstruct other texts of the work makes virtually impossible demands on the reader.“ Van Vliet, *Electronic Editions* (2002), S. 74 konstatiert: „The printed realisation of the variant apparatus, no matter what system is used, will always be a complicating factor in research.“

<sup>560</sup> Diese Selbstverständlichkeit auch bei Schmitz, *Die Neuauflage* (1998).

<sup>561</sup> Für Robinson ist dies geradezu konstitutiv für eine kritische digitale Edition. Robinson, *What is* (2002), Absatz „3. A critical digital edition supplies a record and classification of difference over time, in many dimensions and in appropriate detail“.

<sup>562</sup> Ich erinnere an Ansätze zur „Varianzpartitur“, bei der jeder Zeuge durch eine Zeile wiedergegeben wird, in der jeweils nur die Varianz zu einem Leittext steht; oder an farbliche Markierungen varianter Stellen, an denen bei der Selektion z.B. mit der Maus die abweichenden Lesarten eingeblendet werden. Zu den weit fortgeschrittenen Prototypen zur Textvarianzdarstellung gehört vor allem eine Software,

werden, also mit wechselndem Leittext oder auf verschiedenen Stufen der Text-Repräsentationsskala.

Der Abschied von der einen prämierten Textfassung ist ein unmittelbarer Effekt der neuen Technologien. Digitale Arbeits- und Publikationsformen fordern ein neues Nachdenken darüber, wie textliche Varianz zu verzeichnen und zu präsentieren ist.<sup>563</sup> Die neuen Medien führen zu einem neuen Textbegriff: der teleologische Text, die zu erreichende „wahre“ und „beste“ Fassung als linguistischer Code jenseits der Medien hat ihren Alleinvertretungsanspruch verloren und wird jetzt von der Idee begleitet, dass ein Werk auch als „Summe der Fassungen“ betrachtet werden kann.<sup>564</sup> Das hat tiefgreifende Auswirkungen auf die Editorik: Eine Fassung kann nicht mehr ohne Weiteres gegenüber allen anderen bevorzugt werden; zumindest muss die Entscheidung darüber auch dem Benutzer offengehalten werden.<sup>565</sup> Eine Edition, die diese Anforderungen ernst nimmt, führt zu einer Entfesselung der Überlieferung anstelle der Integration aller Zeugen in den einen Editortext. Die Aufgabe des Editors ist es dann nicht mehr, den Text abzuschließen, sondern ihn für viele Sichtweisen und viele Nutzungsszenarien zu öffnen. Mats Dahlström sieht hier den Übergang von der „universionalen Edition“ zur „universalen Edition“.<sup>566</sup> Dabei kann man den Begriff des „integrativen“ auch umkehren, wenn der Leitgedanke sich nun vom abstrakten Text ab- und der tatsächlichen Überlieferung zuwendet: Die traditionelle Edition desintegriert dann nämlich die Dokumente und zerfleddert sie in „relevante Stellenvarianz“, während die digitale Edition integrale Fassungen sammelt und nur

---

die Malte Rehbein in den späten 1990er Jahren entwickelt hatte, siehe dazu Rehbein, *Komplexe Textkritik* (1999), Rehbein, *Editionen als Softwareproblem* (1998), Rehbein, *Dynamische digitale Textedition* (1998) oder Rehbein, *Die dynamische digitale Textedition* (1998). Zur Darstellung von Varianz als Netzwerk siehe Schmidt, *Graphical Editor* (2006).

<sup>563</sup> Greco u.a., *The Charette Project* (1997), S. 412: „the modern computer [is] ... more suited to representing variation, and thus we believe that computing medievalists should assume a different approach to textual presentation, one that exploits the computer's particular strength.“

<sup>564</sup> Shillingsburg, *Polymorphic* (1993), S. 35: „first, a work of art is NOT equivalent with a linguistic text of it and therefore changes every time it is embodied in a new medium even though the linguistic text is copied accurately; and, second, a work of art is NOT equivalent with a best version of it but rather is made more accessible in each of its versions by having alternative versions presented in conjunction with it.“

<sup>565</sup> Im Idealfall mischt sich der Benutzer seinen Text selbst, indem er eine Leitfassung aussucht und bestimmt, welche Zeugen auf welcher Textskalenposition damit kollationiert werden sollen. Herberger, *Plädoyer* (1990), S. 340f hatte sogar dafür plädiert, die Lesarten (z.B. nach ihrer Bedeutung) zu kategorisieren, um dem Benutzer die Möglichkeit zu geben, Auswahlen aus der Varianz generieren zu können.

<sup>566</sup> Dahlström, *Digital Incunables* (2000): „A further perspective [...] is that digital editions, unconditioned by the spatial constraints of print media, can offer the user not one but several, or in fact all versions of the work. At least in theory, this seems to support a transition from universional to universal editions, where collating and stemmatic software offers the user multi- or even omniversional access and comparison.“

bei Bedarf zusammenführt. Der editorische Eintext ist jetzt nur noch eine Facette des umfassenden „writing space“, den es in der Edition abzubilden gilt.<sup>567</sup> Der von ihr zu unterstützende Methodenpluralismus bedarf einer weitgehenden Polytextualität und basiert zunächst auf stark dokumentarischen Recodierungsformen des Textes.<sup>568</sup> Dabei erlaubt die umfassende Verzeichnung möglichst aller Details möglichst aller Textzeugen zunächst eine Weiterentwicklung traditioneller editorischer Zielstellungen (wie der stemmatologischen Beziehungen) und schließlich ganz neue heuristische und analytische Zugänge zur Überlieferung.<sup>569</sup>

*Fazit: Grundtendenzen.* Mit dem Übergang zu digitalen Formen erweitert sich der Gegenstandsbereich und vermehren sich die Inhalte der Edition. Der Anspruch auf Vollständigkeit wird im Prinzip beibehalten, tatsächlich aber ausgebaut. Zugleich erlauben die Unmittelbarkeit der Publikation, die Offenheit und die Modularisierung, dass sinnvolle Editionen auch schon mit nur einem Teil der Überlieferung entstehen. Dies verschafft dem Editor neue Freiheiten, doch auf der anderen Seite stellt sich eine höhere Grundforderung nach zuverlässiger und transparenter Bearbeitung der Überlieferung von den quellennahen Wiedergabeformen bis hin zu den stärker eingreifenden editorischen Verarbeitungsprozessen. Der Charakter der Edition als Mittel zur Textfassungskanonisierung tritt zurück, stattdessen soll die Edition ein geordneter Informationspool, das Protokoll einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem editorischen Gegenstand, ein Werkzeug zur Arbeit im Textraum und dann ggf. *auch* ein qualifizierter Lesevorschlag sein. Die mit den gedruckten Büchern verbundene „programmatische Inanspruchnahme editorischer Hegemonialität“<sup>570</sup> scheint nicht mehr zeitgemäß, stattdessen sind heute eine größere editorische Zurückhaltung und ein höherer Respekt vor der Authentizität der Dokumente zu beobachten.<sup>571</sup> Authentizität geht vor Autorität und die Dokumentation mit dem „Ideal einer wertfreien Nachzeichnung“<sup>572</sup> gewinnt gegenüber der Deutung an

<sup>567</sup> Ross, *The Electronic Text* (1996) sieht im Übergang vom Eintext zum Vielttext (einem „dialogic and polyphonic writing space“ – S. 230) den „death of the critical edition“ (i.e. des Mythos des finalen Textes gemäß der finalen Autorintention) und die Geburt der digitalen Edition.

<sup>568</sup> Diesen Zusammenhang stellt bereits Morgan, *Hypertext* (1991), S. 375 her.

<sup>569</sup> Eggert, *Critical and Scholarly Editing* (1995), S. 246 „The advent of electronic-archival editions will dramatically enhance reader’s capacity to use apparatus. These editions will aim to record all states in facsimile and transcribed form, with automatic collation alerting the user to evidence or variation“.

<sup>570</sup> Landfester, *Faselei online* (2000), S. 143.

<sup>571</sup> Schreibman, *Computer-mediated Texts* (2002), S. 284 charakterisiert die veränderten Aufgaben und die neue Zurückhaltung, indem sie konstatiert „that the release from the spatial restrictions of the codex form has profoundly changed the focus of the textual scholars work. Rather than publishing a single text with apparatus which has been synthesised and summarised to accomodate the codex’s spatial limitations, textual scholars working on editions which are published electronically have tended to create rather large assemblages of textual and non-textual lexia, presented to readers whith as little traditional editorial intervention as possible.“

<sup>572</sup> Thorén, *Edition* (1996), S. 6.

Gewicht.<sup>573</sup> Das entspricht einem verschobenen Textbegriff: Text – als das, was dem Editionsbenutzer vorgestellt werden soll – ist nicht mehr nur ein abstrakter linguistischer Code, eine Reihe von Wörtern oder ein sprachliches Werk, sondern ebenso ein historisches materielles und visuelles Objekt im kulturgeschichtlichen Kontext.<sup>574</sup> Wo im Gutenberg-Kosmos mit der Edition nach dem Sinnkontinuum gesucht und dies in ein bleiernes typografisches Kontinuum gegossen wurde, da geht es jetzt um ein Datenkontinuum möglichst vollständiger Informationsabbildung und möglichst tiefer editorischer Informationsdurchdringung und um ein temporäres Oberflächenkontinuum transformierter (medialisierter) Inhalte.<sup>575</sup>

### 2.3.3 Komplexität und Adäquanz der digitalen Edition

*Komplexität.* Die historisch-kritische Aufarbeitung der Überlieferung ist schon immer ein anspruchsvolles und komplexes Unterfangen gewesen. So komplex, dass viele Stoffe gar nicht erst angegangen wurden oder Editionsunternehmen vor ihrer Vollendung – nicht selten aufgrund des Todes des Editors – abgebrochen wurden.<sup>576</sup> Auf der anderen Seite erscheinen traditionelle Editionen strukturell recht einfach: man sichtet das Material, erschließt und beschreibt es, transkribiert, kollationiert, konstituiert und annotiert einen Text, schreibt Varianten- und Sachapparate sowie eine Einführung und gibt alles zum Druck – fertig.<sup>577</sup> Dies erscheint im Vergleich zu den eben besprochenen Ausweitungen in der digitalen Edition einfach. Hier trägt die Tendenz zur Kontextualisierung zu einem stark wachsenden Umfang ebenso bei, wie der wenigstens konzeptionelle Anspruch, endlich *alle* Textzeugen in *verschiedenen* Repräsentationsformen, das digitale Bild einschließend, zu berücksichtigen.<sup>578</sup> Der

<sup>573</sup> Nach Sutherland, *Electronic Text (Introduction)* (1997), S. 13f erreicht die digitale Edition eine Authentizität, die uns vom Buchdruck verweigert worden war.

<sup>574</sup> Van Vliet, *Electronic Editions* (2002), S. 79 sieht die digitalen Publikationen nicht nur als Effekt, sondern auch als Verstärker dieser Tendenz: „The electronic archives on the Internet [...] have had a great influence on the perception of the iconic aspects of manuscripts and printed books.“ *Editors and Staff of the William Blake Archive: The Persistence of Vision* (2000): „Image-based electronic archives also reflect a more generalized shift in editorial theory and practice towards treating texts (of all varieties) as material documents rather than abstract assemblages of words.“

<sup>575</sup> Aus einer allgemeineren medienphilosophischen Warte heraus beschreibt Schmidt, *Blickwechsel* (2001), S. 271: „Dieses Kontinuum [der digitalen Medien] ist aber nicht mehr das Sinnkontinuum der Gutenberg-Ära, sondern eben ein materiell-virtuelles Kontinuum von Oberflächen im Sinne einer Spielmasse für Transformationen und Verknüpfungen“

<sup>576</sup> Andere Editionen sind von Anfang an „Endlosunternehmen“. Pöggeler, *Die historisch-kritische Edition* (1987), S. 36 rechnet das Editionstempo an einem Beispielfall hoch und kommt für diesen auf eine Gesamtdauer von 400 Jahren.

<sup>577</sup> Die Edition solchermaßen als simplizistisches Modell bei Shillingsburg, *Scholarly Editing* (<sup>3</sup>1996), S. 134.

<sup>578</sup> So beschreibt z.B. Robinson, *Ma(r)king* (2000), S. 317f den Unterschied zwischen der gedruckten und der digitalen Edition: Die gedruckte Edition bietet immer *eine* Sicht auf den Text, *eine* Textschicht und nur *eine* Textgeschichte. Der Anspruch der digitalen Edition sei es dagegen, alle Texte, die ganze

weiter ausgreifende Vollständigkeitsanspruch wird von einer Zunahme der inneren Komplexität begleitet: die Edition ist ein dichtes Verweissystem mit Bezügen nach innen und nach außen, ein umfassender Hypertext. Hinzu kommen dann aber auch noch die Herausforderungen bei der technischen Umsetzung und der Medialisierung. Gerade hier erscheint das gedruckte Buch im Vergleich als konzeptionell einfach und technisch überschaubar. Strukturelle und typografische Standards des Buchdrucks haben sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt und müssen nur befolgt werden. Die digitale Edition dagegen bewegt sich auf weitgehend ungesichertem Terrain. Sie muss an einer Nutzerschaft ausgerichtet werden, deren Bedürfnisse noch unbekannt sind. Sie muss u.U. sogar Rücksicht auf *verschiedene* Nutzergruppen nehmen und für diese *mehrfache* Präsentationen zur Verfügung stellen, die auf konkurrierenden Strukturmustern basieren. Und sie muss u.U. Interaktionsmöglichkeiten für die Benutzer schaffen, mit denen die Präsentation editorischer Inhalte dynamisch generiert werden. Die digitale Edition scheint insgesamt – zumindest in einem umfassenden Modell – von einer geradezu entfesselten Komplexität gekennzeichnet zu sein.<sup>579</sup>

*Edition als Metatext.* Vielfach richtet sich das editorische Interesse auf Gegenstände, die als Buch vorgelegen haben, oder die – wie bei den meisten literarischen Werken – von ihren Autoren sogar ausdrücklich als Buch intendiert gewesen sind. Was ist naheliegender als daraus zu folgern „die adäquate Wiedergabeform des Buches ist ein Buch!“? Hinzu kommt die Forderung nach einer Rekonstruktion und Reproduktion der originalen Rezeptionssituation: die Quellen verstehen, indem ihre Benutzungsumstände wiederhergestellt werden; das Buch der Zeitgenossen durch ein Buch für den modernen Leser ersetzen. Diese Gedankengänge sind in ihrer Einfachheit so verführerisch, wie sie zu kurz greifen. Edition ist *nicht* Reproduktion. Die Edition ist *nicht* nur zum *Lesen* da, sondern zur wissenschaftlichen *Benutzung*. Die Edition zielt zwar auf Wiedergabe, aber sie zielt auf *erschließende* Wiedergabe.

---

Textgeschichte und viele Textsichten anzubieten. Auch Morgenthaler, *Die elektronische Edition* (1996), S. 336 sah als Merkmale der neuen Formen vor allem die „variable Variantendarstellung, vielseitige Referenzialität [...] und die automatische Erstellung unterschiedlicher Textstufen“.

<sup>579</sup> Diese Komplexität besteht aber nur in der Komplexität, die der Text und die Beschäftigung mit ihm selbst mitbringen. Shillingsburg, *Manuscript, Book, and Text* (2002), S. 30 (und Shillingsburg, *From Gutenberg to Google* (2006), S. 23) beschreibt hier „Vektoren der Komplexität“: „The textual condition can be seen in a variety of vectors of complexity: 1) that complexity which is created by our interest in the events and materials of genesis, revision, publication, republication, and dissemination of physical texts, 2) that complexity which is created by our interest in the cultural, social, biographical, psychological and literary contexts of origination of a work – by which I mean the intellectual and emotional soup that went without saying for the author and original audiences and which they drew upon to generate meanings from the text, 3) that matching complexity which is created by our own entrapment in the cultural, social, biographical, psychological and literary contexts of our reception of works from the past, which for us exist only in the present, and 4) that complexity which is created by our disagreements about the discourses of criticism, which make of some of us Marxists, other Feminists, other eco-critics, and others unreconstructed New Critics or Leavisites.“

Erschließung umfasst das Sprechen *über* die Wiedergabe, über die Bedingungen der Wiedergabe, über die Bezüge zwischen den wiedergegebenen Dokumenten. Edition ist deshalb immer ein Metabuch, verallgemeinernd: ein Metadokument. In der Edition geht es um die Benutzbarkeit durch den modernen Wissenschaftler, um Analysierbarkeit und um die umfassende Rekonstruktion einer historischen Kommunikationssituation, die über die überlieferten Dokumente hinausgeht. Die Edition ist immer eine Stufe komplexer als ihre Vorlage. Deshalb ist der Editionstext konzeptionell immer schon ein Hypertext.<sup>580</sup> Zugleich ist die Edition ein Instrument und muss als solches auch auf einer anderen konzeptionellen Ebene als die von ihr behandelten Gegenstände stehen. Das Buch als Medium kann nicht das beste Werkzeug zur Untersuchung eines Buches sein, weil ihm die epistemologische und funktionale Distanz zum beobachteten Gegenstand fehlt.<sup>581</sup>

Der oft angestellte mediale Vergleich zwischen den Vorlagen und ihrer editorischen Umsetzung läuft aber auch aus anderen Gründen ins Leere. Bei der Edition muss es auch darum gehen, sie in unsere jeweilige mediale Umwelt einzubringen. Im Druckzeitalter wurden *alle* editorischen Stoffe in ein Buch transformiert. Rotuli wurden nicht in Rollenform ediert, einzelne Urkunden nicht als einzelne lose Blätter. Künstlerische Texte wurden nicht als integrale Texte wiedergegeben, sondern in ein neues Layout überführt, bei dem sie sich die Aufmerksamkeit des Lesers mit den editorischen Nebensystemen (Seitentitel, Zeilenzählung, Apparate etc.) teilen mussten. Würde es tatsächlich vor allem entweder um die zeitgenössische Kommunikations- und Benutzungssituation oder aber um die Intentionalität der Autoren gehen, dann wären viele Gegenstände entweder nicht in Buchform ediert, oder aber von ihrer visuellen Gestaltung her nicht in einen so radikalen Gegensatz zur Anmutung ihrer Vorlagen gebracht worden.<sup>582</sup>

Es kann *ein* Ziel der Edition sein, auch in der Medialisierung auf die historischen Rezeptionssituationen oder die von den Autoren intendierten medialen Formen zu zielen.<sup>583</sup> Dies kann aber nur ein Teilaspekt der umfassenden Editionsziele sein und

<sup>580</sup> McGann, *Radiant Textuality* (1996): „ANY scholarly-critical edition is ‘research in hypertext format’“. Siehe auch David Greetham, *The Deconstruction of the Text: [Textual] Criticism and Deconstruction*, später neu gedruckt als Kapitel 8 in „Theories of the Text“, Oxford <sup>2</sup>1999, S. 326-366, hier S. 328.

<sup>581</sup> Siehe hierzu vor allem McGann, *Rationale of HyperText* (1997), S. 21.

<sup>582</sup> Insofern geht auch die Kritik bei Suarez, *Dreams* (2000), S. 171 fehl. Wenn er sagt, dass man mit Hypertexten die Kunst des Schriftstellers verfälsche, weil dessen Werke so nie intendiert gewesen seien, dann müsste das Argument ebenso auf traditionelle gedruckte Editionen angewandt werden.

<sup>583</sup> Der Wunsch z.B. bei O’Donnell, *O Captain!* (2005), §3 „electronic editions are now able to recreate the experience of medieval textuality in ways impossible to imagine in traditional print editions“. Die von Marksches, *Digitalisierung* (2001), S. 37 postulierte neue mediale Adäquanz für antike Dokumente, bei denen das Scrollen dem Aufrollen der rollenförmigen Aufzeichnungen entspräche, wodurch die Entwicklung von der Buchrolle zum Codex wieder umgekehrt würde, halte ich für eine Zufälligkeit, wenn nicht gar ein Missverständnis. Wenn er schreibt, „die Scheiben unserer CD-ROMs wirken jedenfalls für den Altertumswissenschaftler ein wenig wie sehr verflachte Rollen“,

dann innerhalb eines digitalen Paradigmas durch die Herstellung von zusätzlichen Sonderformen erreicht werden. Die reproduktive und die analytische Kraft der Edition stehen in einem grundsätzlichen Widerspruch, der im Digitalen dadurch aufgelöst werden kann, dass die Edition sich ganz auf ihre analytischen Aufgaben konzentriert, zugleich aber Reproduktionen integriert und die mediale Präsentation dieser Reproduktionen antreiben kann.

*Adäquanz?* Die Edition ist hinsichtlich ihrer Aufgaben inhaltlich zu bestimmen. Medien und Technologien haben hier zunächst keine Rolle zu spielen. Es ist dann aber zu fragen, welche verfügbaren Technologien und welche erzeugbaren Medien am besten in der Lage sind, die gestellten Aufgaben zu erfüllen. Die Frage nach der Adäquanz digitaler Editionsformen zur Edition im Allgemeinen ist in verschiedene Anforderungsschichten zu untergliedern, die sich z.B. aus den Inhalten der Edition, aus den Möglichkeiten und Grenzen verschiedener Medien, aus dem Stand der editorischen Theoriebildung, aus dem Stand der jeweiligen fachwissenschaftlichen Theoriebildungen, aus dem Stand der die Edition auswertenden Werkzeuge und aus den Bedürfnissen der Benutzer ergeben können.

*Inhaltliche Adäquanz.* Gegenstand der Edition ist – je nach editorischer Haltung – selten oder nie ein einfacher, singulär überlieferter, kontextloser, aus sich selbst verständlicher Text. Sobald die Überlieferung fragmentarische, verunklarte, kontextabhängige oder erklärungsbedürftige Aspekte aufweist, sobald nicht der Text selbst, sondern ein „Thema“, ein „Autor“ oder die Textgenese für die Fassung der Editions Inhalte konstitutiv ist, greift das Konzept eines „zu druckenden Textes“ als strukturelles und mediales Leitmotiv für die Edition zu kurz<sup>584</sup> und ist durch ein komplexeres Konzept eines multimedialen Meta- oder Hypertextes zu ersetzen.<sup>585</sup>

---

dann ist dies wohl ebenfalls nur eine zufällige Koinzidenz zwischen einem bestimmten Punkt in der Medienentwicklung und der besonderen Assoziativität eines Altertumswissenschaftlers.

<sup>584</sup> Das Problem der inadäquaten Druckformen z.B. bei Neyt, *Fretful Tags Amid the Verbiage* (2006), S. 104f: „Genetic editors often write their introductions and articles in an almost apologetic mood, embarrassed by the diacritical inconvenience they cause for both readers and text. Many scholars in the 1980s and 1990s expressed high hopes for the electronic medium to solve at least some of these problems“. Das angesprochene Lamento z.B. bei Louis Hay, J.M. Luccioni und Hans Walter Gabler, *Genetic editing, past and future: a few reflections by a user*, in: *Text: Transactions of the Society for Textual Scholarship* 3 (1987), S. 121 („It is well known that the typographic transliteration of complex manuscripts often allows only approximate solutions“). Ein weiteres Beispiel ist Schneider, *Neuprofilierung* (2004), S. 136: „Die Herausgabe einer neu aufbereiteten Gesamtausgabe der Werke und Briefe Gutzkows in Buchform verbietet sich aber einerseits aus verlegerischer Perspektive angesichts der enormen Quantität seines Werkes, und andererseits kann ein Druck nur unter großen Schwierigkeiten der Komplexität gerecht werden, den die Texte und ihre Kommentierung durch eine inhaltliche Verknüpfung untereinander erfordern. Letzteres ist in einer Internet-Ausgabe relativ leicht zu verwirklichen.“

<sup>585</sup> Herberger, *Plädoyer* (1990), S. 341f weist darauf hin, dass die Hypertextstrukturen in den Werken ja bereits vorhanden seien und nur elektronisch wirklich realisiert werden könnten. Das Gleiche bei Will, *Der elektronische Drache* (2002) für das Beispiel der Jean-Paul-Exzerptheft, bei Huszai, *Digitalisierung und Utopie des Ganzen* (2006) für Musils Nachlass und bei Carlquist, *Medieval Manuscripts* (2004),



Die Edition ist dann aber auch nur noch auf der Basis von Technologien umzusetzen, die solche komplexeren Strukturen unterstützen.<sup>586</sup> Betrachtet man die zahlreichen Projektbeschreibungen zu geplanten oder tatsächlich realisierten digitalen Editionen, dann scheint es geradezu ein Topos zu sein, darauf hinzuweisen, dass der gewählte Gegenstand selbst entweder zu komplex oder für eine Reduktion auf den linguistischen Gehalt nicht geeignet sei, um mit den traditionellen Methoden und Medien ediert werden zu können.<sup>587</sup> Hier habe man dann entweder ganz auf eine Edition verzichtet oder aber die Komplexität und Medialität des Materials und seiner Erschließungsbedürfnisse den Vorgaben des Zielmediums „Buch“ entsprechend auf eine ausschnittweise Betrachtung reduziert. Digitale Editoren beschreiben oft, wie ihr Material und seine Überlieferungsbedingungen geradezu nach dem Einsatz des Computers gerufen hätten und man erst durch digitale Medien die Chance bekommen hätte, das Material so aufzubereiten und zu präsentieren, wie man es sich schon immer gewünscht habe und wie es ihm angemessen sei.<sup>588</sup> „I am a hypertext: invent a dynamic device to show me“ – hört Peter Robinson sein Material rufen.<sup>589</sup> Erst durch solche Mittel würde man die vom Buch erzwungene Distanz zum editorischen

---

für mittelalterliche Sammelhandschriften (Abschnitt „Sequential Reading or What? Hypertext in the Middle Ages“). Daniel Ferrer, *Production, Invention, and Reproduction: Genetic vs. Textual Criticism*, in: *Reimagining Textuality, Textual Studies in the Late Age of Print*, hg. von Elizabeth Bergmann Loizeaux und Neil Fraistat, Madison 2002, S. 48-59 sieht in der Repräsentation des Schreibprozesses und seiner genetischen und textkritischen Erschließung den Aufruf zum Einsatz von Hypertextsystemen.

<sup>586</sup> Für das Beispiel Shakespeare und seine „unstable texts“ Brockbank, *Towards a Mobile Text* (1991), S. 96. Ebenso beschreibt Saller, *Text* (2004), S. 84f wie sein Material ihn geradezu zwingt, eine Hypertextedition zu machen: „[...] ergibt sich aus den möglichen und sinnvollen editorischen und kommentatorischen Operationen ein komplexes Informationsgeflecht. [...] Würde man jede dieser [...] Abstufungen [des Textes ...] auf Papier drucken, wäre das natürlich in mehrfacher Hinsicht unzumutbar. Gefragt ist daher die Möglichkeit flexibler selektiver Ansichten eines komplexen, tiefenstrukturierten Datenbestandes, was bekanntlich eine Stärke von Hypertextsystemen ist.“

<sup>587</sup> Van Hulle, *Authenticity* (1999), verweist auf zwei Kronzeugen dieser Kritik: Jean-Louis Lebrave, *L'édition génétique* (1993), S. 214 „regards the reduction of the avant-texte to a linear, textual model as an illusion“ (Van Hulle, Abschnitt 2) und Steven Johnson, *Repossession* (1995), S. 28 meine „Submitting this sort of multilayered, time-sensitive information to the dictates of the book form is like attempting to represent a three-dimensional space within a two-dimensional medium“. Auf die Bedeutung der visuellen Ebene mancher Werke verweist unermüdlich McGann, z.B. in *The Rationale of HyperText* (1997), S. 28: „A text of Blake's ‚Songs‘, for example – whether critical or otherwise – that does not at a minimum give us a colour facsimile, is simply an inadequate text.“

<sup>588</sup> Gabler, *For Ulysses* (2002), S. 87ff entwirft das Konzept einer „manuscript edition“, die mit den Mitteln des Buchdrucks nicht realisierbar und damit auch nicht denkbar war („I would like to develop a model, as well as a system of discourse, for editing manuscript writing. This will be a new mode of editing. In terms of media, the book is unsuited to it. The task calls for the electronic medium“ – S. 87); Voorbij, *Chronicon* (1999), S. 7: „this work, in short, seems an excellent candidate for an electronic edition. Hypertext and hypermedia seem *the obvious means* [...]“. Eine Beschreibung, warum ein bestimmtes Werk nicht anders als digital ediert werden konnte auch bei Gori / Gramigni, *L'edizione ipertestuale* (1994), S. 203ff.

<sup>589</sup> Robinson, *Current Issues* (2005), §12.

Gegenstand reduzieren können. Digitale Editionen seien schlicht „closer to the real thing“.<sup>590</sup>

*Jenseits des Buches.* Oft war die Edition genötigt, das funktionale Repertoire des Buchdrucks bis zum äußersten auszureizen.<sup>591</sup> Und dennoch war sie nur ein Kompromiss zwischen der Komplexität der editorischen Aufgabe und der Simplizität des Mediums. Für eine allgemein gedachte, anspruchsvolle Edition war das Buch als Datenmodell, als Publikationsmedium und als analytisches Werkzeug immer schon „seriously inadequate“,<sup>592</sup> eine Vereinfachungsstrategie, die immerhin Schutz vor der tatsächlichen Komplexität und potenziellen Vielgestaltigkeit der Werk- und Quellenerschließung bot.<sup>593</sup> Von der Warte einer prämedialen, zugleich aber umfassenden Editionstheorie aus kann man eine Edition oft gar nicht inhaltlich und funktional vollständig drucken.<sup>594</sup> Denn die Druckseite ist sowohl hinsichtlich der überlieferten Dokumente als auch hinsichtlich der anzustrebenden editorischen Präsentationsweisen und Nutzungsbedürfnisse primitiv. Sie ist einfacher als eine Handschriftenseite<sup>595</sup> und vor allem einfacher als eine Menge paralleler Textzeugen. Sie ist aber auch einfacher als die auswertenden Werkzeuge der Benutzer es heute verlangen. Für viele Materialien bedeutet das gedruckte Buch eine radikale mediale Verfremdung: Warum sollte man Lieder, Dramen, Inschriften ausgerechnet

---

<sup>590</sup> Sutherland, *Revised Relations* (1998), S. 29 spricht von einer doppelten Komplexität der Edition, die nur elektronisch bewältigt werden kann: die Komplexität der Inhalte und die Komplexität der editorischen Aufbereitung (d.h. auch der Zugänge für den Benutzer) – „either way, electronic representation, it would seem, gets us closer to the real thing.“

<sup>591</sup> McGann, *The Rationale of HyperText* (1997), S. 36f stellt als Grundregel auf: „The more complex the materials, the more abstract and/or cumbersome the edition becomes“, so dass ab einer gewissen Komplexitätsstufe die Möglichkeiten des Drucks überschritten wären.

<sup>592</sup> Burrows, *The Text in the Machine* (1999), S. 128: „From the point of view of scholars working with texts in multiple versions, the printed book is also seriously inadequate. The critical edition, in its definitive printed form, is ‘infamously difficult to read and use’ [...]“. Zur Inadäquanz der Druckedition vor allem auch McGann, *The Rossetti Archive* (1996), S. 145 („the editing of the documents has been (perforce) executed within the limits of a book format. This means that scholarly analysis will function at the same level as the material to be studied. The critical edition aspires to a higher level of study, but its paperbased format checks the flight of that aspiration“), McGann, *The Rationale of HyperText* (1997), S. 21 und ihn aufgreifend z.B. auch Sutherland, *Revised Relations* (1998), S. 19f.

<sup>593</sup> So z.B. Sutherland, *Introduction (Electronic Text)* (1997), S. 9 unter Verweis auch auf Flanders, *The Body encoded* (1997).

<sup>594</sup> Shillingsburg, *Principles* (1996), S. 25: „if we follow out [...] what we would like to have as scholars and critics and readers of literary texts, we very soon outstrip the printed scholarly edition’s capacity to accommodate us. [...] The electronic scholarly edition dangles tantalizingly in the not too distant future, and we want it now.“ Der Gedanke der Undruckbarkeit auch bei Braun-Rau, *William Shakespeares ‚King Lear‘* (2004).

<sup>595</sup> Für den genetischen Ansatz argumentiert z.B. Ferrer, *Hypertextual Representation* (1995), S. 144, dass eine Druckseite niemals in der Lage sei, alle Informationen einer handschriftlichen Seite wiederzugeben.

in Bücher verwandeln?<sup>596</sup> Wenn der Rezeptionsmodus der erschlossenen Objekte der Überlieferung eine Rolle spielt, dann muss es auch darum gehen, auf die ursprüngliche Medialität dieser Objekte zu zielen und sie nicht in etwas ganz anderes umzuformen.<sup>597</sup>

Aber selbst wenn es um „Texte“ geht, die in ihrer Parallelität und Varianz vielleicht ein „Werk“ konstituieren: Warum sollten dann die verschiedenen Schichten dieses Textes, die sich sowohl aus der Überlieferung als auch aus unseren Betrachtungsweisen ergeben, auf nur eine Schicht eingedampft werden? Das Buch kann *einen* Text präsentieren, aber eben nicht *viele* Texte und nicht *alle* Texte zugleich.<sup>598</sup> Das Buch war als Mittel der Edition und Werkzeug der Beschäftigung mit der Überlieferung schon früh an seine Grenzen gekommen. Jetzt ist es – als ausschließliches Modell und alleinige Publikationsform – endgültig an sein Ende gekommen und „präfiguriert“ allenfalls noch das ihm nachfolgende digitale Zeitalter: „if mass copying of certain texts in the late days of the manuscript age prefigured the print age to come, then the elaborate print editions of the last decades have prefigured the digital age.“<sup>599</sup> Wenn Wissenschaft von einer andauernden Entwicklung geprägt ist, dann muss die Editionswissenschaft sich jetzt jenseits des Buches weiterentwickeln und hier

---

<sup>596</sup> Waldenberger, Chancen und Möglichkeiten (2004), S. 163f: „Dem [Vorwurf, dass die spezifische Medialität der Vorlagen durch digitale Editionen verloren gehen würde,] lässt sich entgegenen, dass auch das Medium Buch nicht allen zu edierenden Texten gerecht wird und dass digitale Medien bzw. der Medienverbund Multimedia einige wünschenswerte Spielarten der Edition erst realisierbar machen. Texte wie Lieder oder Theaterstücke können im Medium Buch nur unvollkommen repräsentiert werden [...]; auch wenn uns die ‚eingefrorene‘ Form vertraut und der Umgang mit ‚fixierten‘ Texten habitualisiert ist, beraubt das Medium Buch solche Texte, die erst in ihrer Realisierung ihre intendierte Form annehmen, ihrer spezifischen Medialität.“

Digitalisierung ermöglicht, dass unterschiedlichste Medien einen Verbund bilden – eben *Multimedia* werden – und somit, dass nunmehr für bestimmte (literarische) Gattungen eine optimalere Form der Edition erarbeitet werden kann, nämlich ein gleichzeitiges Nebeneinander von fixiertem und realisiertem Text.“ Auch Shillingsburg, Polymorphic (1993), S. 34 argumentiert, dass die mediale Differenz von Überlieferung (oder dem intendierten Objekt) und Edition nicht zur Unterscheidung gedruckter oder elektronischer Ausgaben taugt, sondern als unvermeidliches Neuschaffen und mediale Anverwandlung ein Grundfakt des Prinzips „Edition“ sei. Überlegungen zur Inadäquanz des Buches für bestimmte Materialien auch bei Donaldson, Digital Archive (1997), Sutherland, Introduction (Electronic Text) (1997), S. 8 und McGann, The Rationale of HyperText (1997), S. 25ff.

<sup>597</sup> Burrows, Text (1999), S. 159 betont (im Rückgriff auf Cerquiglini, Éloge (1989), S. 116), dass der elektronische Text „the path of an older literature, whose traces have been erased by the printed book“ wieder aufdecken könne. Eher skeptisch spricht Camille, Sensations (1998), S. 46 „this dream of a return to a ‚natural‘ mode of text reception [...] and interaction“ an.

<sup>598</sup> Robinson, What is (2002): „A book is excellent at presenting a single text; it is not so good at presenting many texts. And how could a book provide a full sense of the physical, sociological and historical circumstances of a text? A book might supply some photographs, and much commentary, but these seem hardly enough.“

<sup>599</sup> Robinson, Current Issues (2005), §12.

zu neuen Modellen und Publikationsformen finden, die uns von den bisherigen Beschränkungen befreien.

*Editorische Adäquanz.* Wenn Edition ein Metatext ist, dann braucht man zu ihrer Umsetzung ein Metasystem zum Buch bzw. zu den überlieferten Dokumenten. Dann kann die Edition eigentlich kein Buch sein. Die Edition als Protokoll und Ergebnis einer kritischen Auseinandersetzung und als analytisches Werkzeug zur Arbeit *mit* dem Buch muss eine inhaltliche und mediale Distanz und Differenz zu ihren Gegenständen aufweisen.<sup>600</sup> Der Anspruch der Edition ist weit ausgreifend: Er richtet sich nicht nur auf die erschließende Wiedergabe der Überlieferung, sondern auch auf die bestmögliche Unterstützung des Benutzers. „Die Aufgabe eines Editors einer kritischen Ausgabe ist zu informieren, nicht [gemäß den Restriktionen einer bestimmten Publikationstechnologie] zu limitieren, eine aktive Lesehaltung zu fördern, die neue Synthesen ermöglicht, damit die Auseinandersetzung mit einem Werk ‚perpetuierte Erkenntnis‘ bleibt, wobei alle Anstrengungen gemacht werden, die ‚Vor-Urteile‘ des Editors zu minimieren, wenn sie schon nicht vollständig eliminiert werden können.“<sup>601</sup> Seine Aufgabe ist es, den Text nicht abzuschließen, sondern ihn für eine weitergehende Benutzung zu öffnen und die genannte Lesehaltung zu fördern – wie sie im Hypertextkonzept mitgedacht ist. Selbst wenn ein editorischer Gegenstand kein Hypertext sein sollte, wird er es spätestens durch die kritische Herangehensweise des Editors.<sup>602</sup> Aber auch andere editorische Konzepte – wie das Problem der Varianz<sup>603</sup> oder das Spannungsverhältnis von Statik und Dynamik in den Texten<sup>604</sup> – sind letztlich nur auf elektronischem Wege wirklich zu realisieren, wie vor allem auch die Integration *verschiedener* editorischer Ansätze.<sup>605</sup>

*Theorie-Adäquanz.* Die editorische Theoriebildung baut auf den Theorien der einzelnen Fachwissenschaften auf. Was ist ein „Text“? Was ist ein „Werk“? Welche Rolle spielt der „Autor“? Was ist eine „Quelle“ und wie kann sie für den Erkenntnisgewinn fruchtbar gemacht werden? Mit den fortschreitenden Entwicklungen in

<sup>600</sup> McGann, *The Rationale of HyperText* (1997), S. 21f und S. 37: „Precisely because an electronic edition is not itself a book, it is able to establish itself in a theoretical position that supervenes the (textual and bookish) materials it wishes to study“.

<sup>601</sup> Hoffmann, *Computer-Edition* (1993), S. 213.

<sup>602</sup> So sieht z.B. Dahlström, *Digital Incunables* (2000) eine grundsätzliche Parallelität von Hypertextideen und den Grundprinzipien von kritischen Editionen sowie der Überlieferungssituation von Texten.

<sup>603</sup> Fromm, *Zur Geschichte der Textkritik* (1995) diskutiert Cerquiglini, *Éloge* (1989), S. 73ff in diesem Sinne: Für viele mittelalterliche Texte ist „Varianz“ (und nicht „Autor“ oder „Werk“) die entscheidende Größe, die man letztlich nur mit der Simulationsfähigkeit digitaler Werkzeuge und Medien in den Griff bekommen könne.

<sup>604</sup> Nicht zuletzt Nutt-Kofoth, *Schreiben* (2000), S. 182 postuliert, dass „der Edition die Aufgabe zukommt, den Werktext in seiner statischen und dynamischen Ausprägung zu präsentieren [...]“.

<sup>605</sup> Nach Dahlström, *How Reproductive* (2004), S. 18 ist die gedruckte Edition allenfalls die Anwendung *einer* Editionstheorie, während die digitale Edition potenziell die Anwendung mehrerer, auch konkurrierender oder rivalisierender, Editionstheorien sein kann.

diesem Theoriebereich hat die Editionstheorie Schritt zu halten. Dabei hatte sich in den letzten Jahrzehnten gezeigt, dass nicht nur die Editorik selbst in Rückstand zu den neueren Theorien vor allem in den Literaturwissenschaften geraten war, sondern dass auch das Medium „Buchdruck“ immer weniger in der Lage war, den neuen Ansprüchen zu genügen. Der „Tod des Autors“, die Berücksichtigung der Textsoziologie, die Problematisierung von Kanonisierung, Autorität und Wertigkeit bestimmter Texte und Textfassungen, das Interesse an der Genese von Texten und an ihrer kontextuellen Bedingtheit, der Wunsch, die materiellen und visuellen Aspekte der Texte stärker zu berücksichtigen – all dies waren Entwicklungen, die zusammengefasst in Schlagwörtern wie „new philology“, „material philology“ oder „iconic turn“ auf neue Anforderungen verwiesen, die die Leistungsfähigkeit der gedruckten Edition überstiegen.<sup>606</sup> Erst mit digitalen Editionsformen scheint jetzt die Chance zu bestehen, den Rückstand aufzuholen,<sup>607</sup> Editionstheorie und Fachtheorien in engere Konvergenz zu bringen und die Bedürfnisse der Fachwissenschaftler besser zu befriedigen.<sup>608</sup>

*Adäquanz zur medialen Forschungskonfiguration.* Bücher werden gelesen, Editionen werden benutzt.<sup>609</sup> Traditionelle Nutzungsformen des Lesens, des heuristischen Stöberns, des gezielten Nachschlagens werden heute durch computergestützte Verfahren des „information retrieval“ und der unmittelbaren Übernahme in digitale Werkzeuge zur Analyse und Weiterverarbeitung ergänzt. Die Edition selbst ist nicht nur

---

<sup>606</sup> Siehe dazu z.B. Carlquist, *Medieval Manuscripts* (2004), S. 113ff.

<sup>607</sup> Nur ein Beispiel für eine solche Haltung: Reid, Conrad (2000), S. 135 – „this [digital] edition will offer the opportunity to read the novels and tales in a different way, freed from the limitations of the book form, if not from the textual control of the author – in short, in a manner that emphasizes the reader’s role or treats a given text-document as a sociological phenomenon.“

<sup>608</sup> In Teil Eins (Kap. 1.5.3, Abschnitt „Editorische Grundforderungen und Buchdruck im Widerspruch“) war bereits Small, *Text-Editing* (1993), S. 29 mit seiner Beobachtung aufgegriffen worden, dass die theoretischen Standpunkte zwischen Editorik und Literaturwissenschaft z.B. in der Frage der „Autorität“ stark auseinandergeschieden waren. Er führt dann aber weiter aus: „Recently however, computing technology has appeared to give to text-editors a means with which to enter into a debate with literary theorists about the vexed question of value. [...] Hypertext projects appear to offer the kind of freedom from arbitrary authority which has so offended literary theorists.“ Burrows, *Toward a Typology* (1997) fasst (unter Bezugnahme auf Greetham) zusammen: „Electronic editions have a close connection with postmodernist approaches to editing. Critics like Peter Shillingsburg and David Greetham have praised the ability of the electronic medium to provide an eclectic, open-ended and ‘reader-driven’ edition. ‘Most scholars now recognize’, says Greetham, ‘that there is a natural affinity between the computer and the variable discourses of contemporary textual scholarship.“ Zur Realisierung von Editionen auf der Grundlage neuerer theoretischer Ansätze auch Carlquist, *Medieval Manuscripts* (2004), S. 115ff (Kapitel „Digital Editions and New Philology“).

<sup>609</sup> Das allgemeine Prinzip auf einen Materialtypus heruntergebrochen bei Berbig / Hettche, *Tagebücher* (1995), S. 105: „Private Tagebücher sind jedoch, eben weil sie sich kaum zur fortlaufenden Lektüre eignen, im Grunde kein Gegenstand für eine in Buchform publizierte Edition. In den meisten Fällen wird der Wissenschaftler die Tagebücher eher ‚benutzen‘ als ‚lesen‘.“

Publikation, sondern – verallgemeinernd gesprochen – Werkzeug der Forschung.<sup>610</sup> Sie muss sich – sowohl als Publikation und dann auch als Werkzeug – in die „mediale Gesamtkonfiguration“ des Forschers einfügen.<sup>611</sup> Wenn ein Wissenschaftler auf seine Ressourcen vornehmlich unmittelbar digital zugreift und sie mit Software bearbeitet, dann bedeutet es einen anachronistischen und arbeitshemmenden Medienbruch, eine Edition als gedrucktes Buch per Fernleihe aus einer Bibliothek beschaffen zu müssen, um darin Informationen mühsam zu suchen und von Hand in die eigenen Systeme zu übertragen. Angesichts einer solche Forschungsumgebung muss das gedruckte Buch zwangsläufig als funktional defizitär erscheinen.<sup>612</sup> Es ist letztlich auch die Forschungspraxis, die nach bestimmten Formen der Edition verlangt. In einer auf gedruckte Ressourcen ausgerichteten Forschung war es selbstverständlich, dass alle editorischen Gegenstände als Druck vorgelegt wurden. Ebenso ist für die Zukunft zu erwarten, dass alle neu erschlossenen editorischen Gegenstände in einer digitalen Form bereitgestellt werden.

*Nutzeradäquanz.* Editionen stehen in einem wechselseitigen Entwicklungsprozess mit den Forschungsfragen und Auswertungsinteressen der Editionsbenutzer. Editionen müssen die Anliegen der Nutzer berücksichtigen und sogar – als in die Zukunft gerichtete Unternehmungen – vorwegnehmen.<sup>613</sup> Durch die Digitalisierung der Forschung verändern sich aber nicht nur deren Werkzeuge und Arbeitsprozesse. Im Zusammenspiel von Werkzeugen und verfügbaren Informationsressourcen verändern sich auch die Erkenntnisinteressen. Editionen müssen in den sich ständig verändernden Forschungsdiskurs passen und diese neuen Fragestellungen unterstüt-

---

<sup>610</sup> Shillingsburg, *Resisting Text* (1997), S. 46: „Scholarly editions are open texts in ways that single texts sans apparatus are not, but in the whole scheme of things a scholarly edition is a tool, not ‘the work itself‘“.

<sup>611</sup> Bereits Firschow, *Anforderungsprofil* (1989), S. 33 hatte darauf hingewiesen, dass für computergestützte philologische Untersuchungen selbstverständlich auch die Grunddaten computerlesbar vorliegen müssten.

<sup>612</sup> Auf die allgemeine Diskussion um die Vor- und Nachteile einzelner Medien kann hier nicht eingegangen werden. Für die Editorik versucht im Rückgriff auf Philip Barker, *Electronic books and libraries of the future*, in: *The Electronic Library* 3 (1992), S. 139-149 (hier: table 1) Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 75 eine zusammenfassende Übetragung. Danach sei das Buch durch folgende Eigenschaften charakterisiert: „difficult to reproduce; expensive to disseminate; difficult to update; single copies cannot easily be shared; easily damaged and vandalized; bulky to transport; embedded material is unreactive and static; cannot utilise sound; cannot utilise animation or moving pictures; unable to monitor reader’s activity; cannot assess reader’s understanding; unable to adapt material dynamically“.

<sup>613</sup> Für das Beispiel der Werke William Blakes Viscomi, *Digital Facsimiles* (2002), S. 32 „In the broadest terms, the Blake Archive is a contemporary response to the needs of a dispersed and various audience of readers and viewers and to the corresponding needs of the collections where Blake’s original works are currently held.“

zen.<sup>614</sup> Die Entwicklung digitaler Editionsformen kann sich auch daraus speisen, dass gedruckte Ausgaben den veränderten Werkzeugen und Informationsbedürfnissen der Nutzer nicht mehr entsprechen.<sup>615</sup>

*Zurück zum Komplexitätsproblem.* Die Aufgabe der Edition ist durch den Medienwandel nicht einfacher, sondern sehr viel schwieriger geworden. Die Komplexität der theoretischen und praktischen Herausforderungen stellt eine ernsthafte Bedrohung für die Realisierbarkeit und Durchsetzung digitaler Editionsformen dar.<sup>616</sup> Die Edition hat die Drucktechnologie an den Rand der Realisierbarkeit gebracht, sie tut dies auch bei den digitalen Datenstrukturen und Publikationsmöglichkeiten.<sup>617</sup> Antworten auf dieses Problem einer geradezu bedrohlichen Komplexität liegen vor allem in der Konzentration auf die Besonderheiten des Materials, in der Einnahme bestimmter editorischer Haltungen und der Modularisierung der editorischen Vorgänge. Wenn in dieser Arbeit ein verallgemeinertes Maximalmodell

<sup>614</sup> Für das Beispiel der Sprachgeschichte beschreibt Wolf, Computergestützte sprachwissenschaftliche Untersuchungen (1989), S. 382f den Bedarf gesicherter Textgrundlagen: „Die sprachliche und inhaltliche Variabilität ist ein besonderes Merkmal mittelalterlicher, im besonderen spätmittelalterlicher Texte. Die Edition, die dynamische Texte ermöglicht, wird zur Voraussetzung und zum Bestandteil sprachwissenschaftlicher Arbeit. Es leuchtet des weiteren ein, daß solche Untersuchungen nur noch mit EDV-Unterstützung möglich sind. [...] Wir können jetzt Fragen stellen, die wir bislang aus arbeitstechnischen Gründen nicht stellen konnten. Unser Bild von den früheren Sprachstufen wird sich dadurch um einiges ändern, vor allem, es wird dem Gegenstand angemessener werden.“ Auch Herberger, Plädoyer (1990), S. 342 verweist auf Forschungsfragen, die man (effizient) nur mit elektronischen Ressourcen beantworten kann, weshalb eine allgemeine Verfügbarmachung elektronischer Fassungen von Editionen unbedingt zu fordern seien – diese würde zudem dazu führen, „den Leser (mindestens 'virtuell') zum gleichberechtigten Forschungspartner zu machen.“

<sup>615</sup> So betont z.B. Steding, Warum noch drucken (2001), S. 149, dass „viele wissenschaftlichen Textausgaben [...] nicht in der Lage sind, die informationellen Bedürfnisse der Leser abzudecken“. Van Vliet, Electronic Editions (2002), S. 74 formuliert: „As soon as more complex questions are developed, existing editions soon appear to be insufficient. They do contain, by and large, all the relevant material in readable form, but not in a usable format for creative or interpretative research“. McGann, The Rationale of HyperText (1997) verweist einmal mehr auf das Buch als Werkzeug: „the book or the codex form has been one of our most powerful tools for developing, storing and disseminating information. Its materiality has given rise to certain discursive genres that have produced works of great power and complexity. Nevertheless, in utilising books to study other books, the scale of the tools seriously limit the possible results.“

<sup>616</sup> Voorbij, The Chronicon (1999), S. 7f gibt ein Beispiel aus der Praxis: Er hätte gerne eine digitale Edition seines Materials gemacht, aber das Editionsteam war dagegen, weil es die unüberschaubare Komplexität, die Dynamik und den möglichen Mehraufwand scheute.

<sup>617</sup> Bei der digitalen Edition von John Foxe „Book of Martyrs“ wird in der Einleitung ein Diagramm zur Struktur gegeben (<http://www.hrionline.ac.uk/foxe/intro.html>), verbunden mit der Empfehlung „we recommend that you print out a copy of this map to keep beside you as you navigate through the online edition.“ Auch Wolfrum, Beschreibung der Reiß (2006), S. 117 versucht durch ein Schaubild die überaus komplexe „konzentrische Architektur“ ihres (theoretischen) Editionsentwurfes zu visualisieren. Und Mentzel-Reuters, Der unendliche Plan (2004) gibt hinsichtlich der potenziellen Komplexität digitaler Editionen zu bedenken, dass diese für den Benutzer dann nicht mehr kommunizierbar sein würden, weil sie sein Verständnisvermögen überschreiten würden.

der Edition entwickelt wird, dann ist dieses für eine konkrete Edition wieder auf dessen spezifische Anforderungen herunterzubrechen. Digitale Editionen *können* verschiedene editorische Haltungen integrieren, es ist aber ebenso legitim, nur einen editorischen Standpunkt einzunehmen, der sogar Subjektivismen einschließen darf, wenn sie denn als solche bewusst gemacht und dokumentiert werden. Schließlich bieten digitale Arbeits- und Publikationsformen die Möglichkeit, auch innerhalb eines weit ausgreifenden Editionsprogramms klare Bausteine zu beschreiben, die vorrangig erarbeitet werden und bereits zu einer benutzbaren Ausgabe führen können, die noch Platz für weitere, spätere Vervollständigungen lässt. Die Vorgabe reduzierter inhaltlicher und publikationsbezogener Standards für die schnelle und leicht benutzbare Edition bestimmter Materialgruppen wäre zwar ebenfalls als Mittel der Komplexitätsreduktion denkbar, dies würde aber besonders in einem so frühen Stadium der Entwicklung den Aufbau einer guten Editionstheorie behindern und dazu führen, dass die Potenziale digitaler Editionen nicht voll ausgeschöpft werden.

#### 2.3.4 Qualität, Standards, Zitierfähigkeit, Autorität

*... daß gepfleget werde  
Der veste Buchstab, und bestehendes gut  
Gedeutet. ...<sup>618</sup>  
Friedrich Hölderlin*

*Qualität.* Editionen sind in der Regel mit hohem Aufwand über eine längere Zeit hinweg erarbeitete wissenschaftliche Ressourcen, auf denen die weitere Forschung aufbaut. Aus dieser Grundlogik der Edition heraus ist die Qualität ein entscheidender Parameter. Grundlage der Forschung können sie nur dann sein, wenn sie den höchsten Ansprüchen an ihre Zuverlässigkeit genügen. Birger Hjørland definiert:

„A scholarly edition of a text is an edition that is reliable and useful for scholarly purposes. In order to fulfill such purposes, a scholarly edition must live up to high standards.“

Er bezieht sich dabei z.B. auf das „Committee on Scholarly Edition“ der „Modern Language Association“ (MLA). Dieses hatte bereits 1997 „Preliminary Guidelines for Electronic Scholarly Editions“ verabschiedet,<sup>619</sup> die 2002 überarbeitet und dann 2003 zu allgemeinen „Guidelines for Editors of Scholarly Editions“ umgearbeitet wurden.<sup>620</sup> Die dort gemachten Bestimmungen gelten grundsätzlich für alle Editionen, unabhängig von den Werkzeugen, mit denen sie erarbeitet und unabhängig von den

---

<sup>618</sup> Friedrich Hölderlin, Patmos, z.B. in: Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Michael Knaupp, München 1992, Bd. 1, S. 453.

<sup>619</sup> Siehe <<http://sunsite.berkeley.edu/MLA/guidelines.html>>.

<sup>620</sup> Siehe <[http://www.mla.org/resources/documents/rep\\_scholarly/cse\\_guidelines](http://www.mla.org/resources/documents/rep_scholarly/cse_guidelines)>.



Medien, in denen sie publiziert werden. Die Ansprüche an gedruckte Editionen gelten auch für digitale Editionen.<sup>621</sup> Für beide besteht die Kernforderung darin, dass wohl bedachte editorische Methoden ausgewählt, konsequent angewandt und umfassend dokumentiert werden. In jedem Fall ist genau zu beschreiben, welches Material warum für die Edition herangezogen wird, wie es repräsentiert und bearbeitet wird, wo der Editor in welcher Weise und warum eingreift. Ausgaben, die ihre Editionsprinzipien nicht offenlegen und die Verfahren zur Textkonstitution nicht sichtbar machen, können keine wissenschaftlichen Editionen sein. Auf den ersten Blick ist hier weder von den Voraussetzungen, noch von den Ansprüchen her ein qualitativer Unterschied zwischen traditionellen gedruckten und neuen digitalen Editionsformen zu erkennen. Es dürfte ihn deshalb auch nicht in den tatsächlich realisierten Editionen geben.

*Qualitätsprobleme digitaler Editionen.* Elektronische Texte wurden und werden häufig als „schlechte Texte“ wahrgenommen. Bei der Untersuchung von „digitalen Editionen alt- und mittelhochdeutscher Texte“ kommt z.B. der Germanist Thomas Bein zu einem solchen Ergebnis und wundert sich, dass neuere gedruckte Editionen auf einem weitaus höheren Niveau stünden, als digitale Ausgaben, die fast durchweg wissenschaftlich nicht verwertbar seien.<sup>622</sup> Dies korrespondiert mit einer anfangs weit verbreiteten Skepsis der etablierten akademischen Forschung gegenüber CD-ROMs und dem Internet im Allgemeinen,<sup>623</sup> geht aber letztlich vor allem auf einen groben Fehler in der Rezeption und in der Untersuchungsmethode zurück. Verglichen werden hier nämlich zwei ganz verschiedene Dinge: Während für die Druckkultur auf die wissenschaftlichen Ausgaben Bezug genommen wird, werden für die digitale Seite alle möglichen Publikationen betrachtet, die selbst gar nicht von sich behaupten, kritische Editionen zu sein.<sup>624</sup> Das Problem des schiefen

---

<sup>621</sup> Siehe z.B. Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 2 oder Burrows, *The Text in the Machine* (1999), S. 158.

<sup>622</sup> Bein, *Anmerkungen zu digitalen Editionen* (2004). Karlsson / Malm, *Revolution* (2004) verweisen zu diesem Eindruck auch auf Erik Peurell, *Users and Producers On Line: Producing, Marketing and Reading Swedish Literature Using Digital Technology*, Stockholm 2000 und Johan Svedjedal, *Internet och den litterära processen: digitala hypertexter på Internet – exemplet Almqvist*, in: *Boken i Tiden* 14 (1997), S. 337-351.

<sup>623</sup> Flanders, *Scholarly Habits* (1998) liefert sogar statistische Zahlen. In ihrer Untersuchung äußerten 34% der Befragten Bedenken gegenüber der „accuracy or authority of electronic texts“ und 17% hatten sogar ein „profound distrust“. Auch hier ist aber zu bedenken, dass ganz allgemein nach „elektronischen Texten“ und nicht nach „elektronischen wissenschaftlichen Editionen“ gefragt worden war.

<sup>624</sup> Bein, *Anmerkungen zu digitalen Editionen* (2004) spricht z.B. ganz allgemein von „elektronischen Textausgaben“. Grundsätzlich besteht das Problem, dass die Inhalte des Internets nicht mit den Erzeugnissen der Druckkultur verglichen werden (wodurch sich kaum qualitative Unterschiede ergäben), sondern nur mit wissenschaftlichen Publikationen. Hierauf weist auch Sperberg-McQueen, *Textual Criticism* (1996), S. 40f hin, wenn er betont, dass der Project-Gutenberg-Ansatz (schnell große Textmengen online verfügbar zu machen) selbstverständlich nichts mit Edition zu tun hat.

und damit untauglichen Vergleichs resultiert aus einer unterentwickelten Rezeptionsmethodik. Während für die Druckkultur selbstverständliche Mechanismen der Qualitätsabschätzung und Autoritätszuschreibung tief in die mediale Wahrnehmung eingegraben sind, fehlen diese Filter für digitale Ressourcen noch. Gedruckte kritische Editionen sind für uns leicht als solche erkennbar. Wir würden nicht auf die Idee kommen, eine unkritische Textausgabe so zu benutzen oder zu besprechen, als wäre es eine historisch-kritische Edition. Im Internet ist man aber zunächst zwangsläufig ein Nutzungsdilettant.<sup>625</sup> Die bibliografischen Codes der Druckkultur fehlen, eine Autoritätsaufladung mit Layoutmitteln findet nicht statt, Verfahren der Selbstklassifikation als ausdrücklich wissenschaftliche Ressourcen sind nicht etabliert und die Struktur mancher Angebote ist ungleich vielfältiger – auch im adressierten Publikum.<sup>626</sup> Dadurch wird eine trennende Wahrnehmung und die richtige Einschätzung des Anspruchs und des Status eines elektronischen Textes ungemein erschwert.

Der Vergleich zwischen gedruckten und digitalen Editionen neigt auch deshalb zu einer Schiefelage, weil hier das Ergebnis einer Jahrhunderte andauernden Entwicklung gegen die zaghaften Anfänge einer neuen Medienwelt gesetzt wird. Dabei hilft ein Blick zurück: Mit der Verbreitung des Buchdrucks war ebenfalls die Sorge um eine Verschlechterung der Texte verbunden. Wie jetzt bei den Internet-Technologien hatte man damals die Befürchtung, dass nun jeder Handwerker (Drucker) beliebige Werke herausgeben könnte und die gelehrte Kontrolle über sie verloren gehen würde.<sup>627</sup> Die kritische Edition Lachmannscher Prägung etablierte sich erst mehrere hundert Jahre *nach* dem Buchdruck und war der Versuch, wenigstens für die wichtigsten Autoren endlich zu *besseren* Texten zu kommen, als sie bis dahin gedruckt worden waren. Auch das World Wide Web war am Anfang wild und musste von der Wissenschaft und hier von den an zuverlässigen Texten interessierten Disziplinen erst erschlossen werden. Die unkritischen Textdigitalisierungen aus der Anfangszeit riefen geradezu danach, dass sie durch wissenschaftlich gesicherte und zuverlässige

---

<sup>625</sup> Zu diesem Problem auch Cadioli, *Le soglie dell'ipertesto* (1997), S. 42ff.

<sup>626</sup> Dieses Phänomen beschreibt schon für die Hypertext-Diskussion McKnight, *Hypertext in Context* (1991), S. 39: Während mit dem gedruckten Text (besonders durch seine visuellen und bibliografischen Codes) eine hohe Autorität verbunden wird, ist der elektronische Text durch das Fehlen dieser Merkmale autoritätsneutral oder nicht „autoritätsgeladen“. Erhellend ist auch folgendes Gedankenexperiment: Wird ein Text aus einer stark autoritätsgeladenen Druckausgabe digitalisiert und online veröffentlicht, dann verliert er mit seiner physischen Präsenz, seiner Stabilität und seiner Finalität einen großen Teil seiner Autorität und wird zu einem scheinbar unfesten und leicht bearbeitbaren Rohstoff mit unklarem Status.

<sup>627</sup> Für die Frühzeit beschreibt Grafton, *Correctores* (1998) das Entsetzen textkritischer Humanisten über die Masse der schlechten Textausgaben z.B. der lateinischen Literatur.

Online-Publikationen ergänzt werden.<sup>628</sup> Eine Analyse, die die Qualität digitaler Editionen zuverlässig ermitteln würde, müsste diese Rahmenbedingungen eines „neuen“ Mediums berücksichtigen und dürfte nur Ausgaben mit gleichem Selbstverständnis und gleichem Selbstanspruch in Bezug zu den gedruckten kritischen Ausgaben setzen.

Dabei ist nicht von der Hand zu weisen, dass die unterschiedlichen technischen Mittel und Publikationsformen Rückwirkungen auf die Zielstellungen auch digitaler wissenschaftlicher Editionen im engeren Sinne haben. Hier kommt es durch die inhaltlichen und funktionalen Ausweitungen auch zu neuen Schwerpunktsetzungen. Neben die kritischen Texte treten so viele neue Inhalte, dass die konstituierten Editionstexte leicht als an den Rand gedrängt wahrgenommen werden können.<sup>629</sup> Zweifellos nimmt der Anteil jener editorischen und voreditorischen Arbeiten zu, die nicht unmittelbar auf die Konstitution einer kanonisierbaren Textfassung gerichtet sind, und zweifellos kann die Identifikation einer eindeutigen editorischen Urheberschaft in den größer werdenden Editionsteams schwieriger werden. Beides führt aber nicht automatisch zu einer geringeren Qualität digitaler Editionen.

Die Skepsis gegenüber der Zuverlässigkeit elektronischer Texte resultiert in starkem Maße auch aus der in der Druckkultur etablierten Verknüpfung von physischer Stabilität und Glaubwürdigkeit. Digitale Ressourcen werden dagegen als flüchtig und instabil wahrgenommen. Besonders in der Anfangszeit digitaler Medien bestand sogar die Befürchtung, dass elektronische Texte manipuliert und verfälscht werden könnten – und allein deshalb schon nicht vertrauenswürdig wären.<sup>630</sup> Solche „Hacking-Szenarien“ haben sich inzwischen als nicht sehr realistisch erwiesen, ein unterschwelliges Misstrauen gegenüber digitalen Texten wird aber so lange bestehen bleiben, wie unsere mediale Sozialisation die Zuweisung von Vertrauen einseitig auf der stabilen physischen Präsenz einer Information und nicht auf den Inhalten selbst und der Vertrauenswürdigkeit der dahinter stehenden Personen und Institutionen aufbaut.<sup>631</sup>

*Qualitätsprobleme analoger Editionen.* Gedruckte Editionen waren für lange Zeit die Krone der Entwicklung und das Beste, was wir hatten. Erst bei genauerer

---

<sup>628</sup> Duggan, *The Electronic Piers Plowman Archive* (1995), Absatz 1ff gibt als eine Motivation für die digitale Edition an, dass man die höchsten editorischen Ansprüche auch in der digitalen Welt etablieren und durchsetzen wolle.

<sup>629</sup> Überspitzt formuliert Barwell, *Electronic Editions* (1995), S. 80, dass des Internets „capacity for material leads to a dustbin approach to editing, where there are no selection principles“.

<sup>630</sup> Dieser Gedanke z.B. bei Maggioni, *Esperienze* (2007), S. 20.

<sup>631</sup> Auch Flanders, *Scholarly Habits* (1998) kommt zu dem Schluß, dass „Concerns about the trustworthiness of the text were quite often framed in terms of a desire for a recognized name and the authority it carries, as a way of assessing the value of a given edition. The lack of such authorities was cited by some as a crucial difference between the cultures of electronic and print media. [...] On the whole people seem willing to trust the preparers of textual resources as long as they feel them to be trustworthy“.

Betrachtung lässt sich ein differenzierteres Bild zeichnen. Die Rezensionen zu gedruckten Editionen und die erbitterte Debatte um editionstheoretische Positionen und die richtigen Methoden zeigen, dass immer schon nicht alles gut und zumindest vieles verbesserungsfähig war.<sup>632</sup> Eine genaue Qualitätsbewertung ist bei gedruckten Editionen allerdings kaum möglich, weil sie sich von ihren eigenen Grundlagen und damit den möglichen Hinweisen auf Probleme abschneiden, wenn sie weder Faksimiles noch Grundtranskriptionen bieten. Gedruckte Editionen suggerieren Qualität letztlich durch Intransparenz, durch Simplifizierung, durch das Ausblenden von Informationsschichten, durch schlechte Lesbarkeit und Zugänglichkeit, durch die Kryptizität der Apparate und durch ihr anspruchsvolles Layout, ihren hohen Preis, ihre aufwendige Gestaltung und ihre lange Bearbeitungszeit.<sup>633</sup> Dass bei genauer Betrachtung auch traditionelle Editionen voller Fehler stecken, ist jedem bewusst, der selbst schon einmal eine Edition erarbeitet hat. Aus der Gewissenhaftigkeit einerseits und der Unvermeidlichkeit von Fehlern andererseits resultieren die Errata- und Corrigenda-Listen, die sich in vielen Ausgaben oder späteren Bänden derselben Reihe finden. Man bedenke dabei aber nur, dass es sich hier um die Fehler handelt, die in dem kleinen Zeitfenster zwischen dem Satz des Editionstextes und dem endgültigen Druck des Bandes (oder eines späteren Bandes) auffällig geworden sind. Man rechne diese Listen einmal auf die gesamte Zeit hoch, die inzwischen seit dem Erscheinen einer Edition vergangen ist!

Die Qualitätssuggestion ist dann aber auch vor allem eine Selbstzuschreibung der Editionen: Sie zielen darauf, die endgültige und wahre Fassung des Textes zu bieten. Selbst da, wo diese als Konstrukt erkennbar ist, gilt zunächst die Selbstbeschreibung als „bester Text“. In Frage gestellt wird dieser Hegemonialanspruch der Edition erst dann, wenn die Menge der methodischen und medialen Alternativen zunimmt. Erst dann erscheint die gedruckte kritische Edition nicht mehr zwangsläufig als der einzige Endpunkt der Verarbeitung von Texten und Werken, sondern als subjektives Statement in einer fortdauernden Auseinandersetzung mit der Überlieferung.

Als ein Mittel zur Qualitätssicherung gilt gemeinhin die Hürde der Drucklegung. Diese sei ein Filter, der nur Arbeiten mit einer gewissen Mindestqualität durchlassen würde.<sup>634</sup> Das System der Kontrolle durch eine Herausgeberschaft, die von der Erarbeitung getrennt ist, kann zwar editorische Fehler im engeren Sinne nicht verhindern, tatsächlich stellt sie aber eine ökonomische und soziale – und damit

---

<sup>632</sup> Einen der neueren spektakulären Fälle bildet Band Eins der „Gesamtausgabe des Briefwechsels von Leopold von Ranke“, hg. von Ulrich Muhlack und Oliver Ramonat, München 2007. Dieser wurde angesichts scharfer Kritik an der Vielzahl der Fehler 2008 vom Markt genommen und soll durch eine neue Ausgabe ersetzt werden.

<sup>633</sup> Siehe kurz dazu Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 161.

<sup>634</sup> Siehe hierzu z.B. Meadow, *Editing* (1999), S. 248ff der an „the quality-maintaining role“ von Verlegern und Herausgebern glaubt.

letztlich eine psychologische – Hürde dar, die die allzu schnelle Publikation von vielleicht unreifen Editionsarbeiten verhindert.

*Qualitätssteigerung.* Digitale Editionen müssen den gleichen Ansprüchen genügen wie traditionelle gedruckte Editionen. Sie müssen die bisher erreichte editorische Qualität bewahren und genauso akkurat ausgearbeitet und zuverlässig sein.<sup>635</sup> Tatsächlich geht es aber bei einer Weiterentwicklung der Editorik im digitalen Zeitalter in noch stärkerem Maße um eine *Verbesserung* der Editionen und um eine *Erhöhung* der Qualität! Hier sind verschiedene Bereiche zu unterscheiden, die sich durch die Komplexitätszunahme der Edition ergeben. Zu den Gewinnen gehören offensichtlich eine leichtere Verfügbarkeit und Zugänglichkeit sowie eine verbesserte Benutzbarkeit. Die zunehmende Vielfalt und „Vollständigkeit“ der Inhalte führt ebenfalls zu besseren Editionen: Mehr ist besser! Der Verzicht auf Selektionen, Ausblendungen und Kürzungen des Materials ergibt einen umfassenderen Überblick darüber und erlaubt eine bessere Einschätzung dessen, was vom Editor vorgelegt wird. Besonders wichtig ist aber, dass dadurch mit der lange schon eingeforderten Transparenz und Nachprüfbarkeit der editorischen Entscheidungen Ernst gemacht wird. Editoren können auch mit digitalen Mitteln schlechte oder gute Arbeit leisten, wichtige erschließende und textkritische Informationen geben oder sich irren. Es verändern sich aber nun die Rahmenbedingungen, unter denen diese Arbeiten stattfinden. Der Editor sieht sich einem stärkeren Rechtfertigungsdruck ausgesetzt und wird gezwungen, seine Arbeit durchsichtiger als bisher zu machen, indem er die Grundlagen seiner Kritik, also z.B. Faksimiles und Basistranskriptionen und die Zwischenschritte seiner Arbeit ebenfalls öffentlich macht.<sup>636</sup> Es ist zu erwarten, dass die leichtere äußere Kontrolle auch zu einer stärkeren inneren Qualitätskontrolle und damit zu besseren Ergebnissen führt.

„By comparison, old-style editing is easy“.<sup>637</sup> Der Editor erstellte einen Text und ließ sich ansonsten kaum in die Karten sehen.<sup>638</sup> Der Computereinsatz schafft dagegen neue Anforderungen und Erwartungshaltungen an Inhalte und Funktionalitäten der Editionen (übrigens in Rückwirkung möglicherweise auch als Erwartungen an

---

<sup>635</sup> So z.B. auch der Selbstanspruch bei Barwell u.a., *Authenticated* (2001): „we have given top priority to ensuring the electronic edition maintains the same high standards of accuracy and reliability as the print edition“.

<sup>636</sup> Ansani, *Diplomatica* (2000), S. 377, verweist darauf, dass der Prozess von der Transkription zum Editionstext in der digitalen Edition klarer gegliedert und eine genaue Dokumentation der Arbeitsschritte zu fordern ist. Die Edition wird damit ein eher nachvollziehbarer und nachprüfbarer Prozess.

<sup>637</sup> Robinson, *Manuscript Politics* (1993), S. 10.

<sup>638</sup> Robinson, *Manuscript Politics* (1993), S. 10: „Previously, editors have been able to hide their transcriptions behind a normalized, edited text“.

gedruckte Editionen)<sup>639</sup> und damit auch an die Arbeit der Editoren.<sup>640</sup> Das Verlangen richtet sich hier neben der Erarbeitung neuer Zugangs- und Nutzungswege z.B. auch auf die Bereitstellung genauerer, differenzierterer und quellennäherer Textwiedergaben und die Sichtbarmachung und Begründung aller editorischer Eingriffe.<sup>641</sup> Damit wird aber die Editionsarbeit insgesamt differenziert und professionalisiert.<sup>642</sup> Sie verlangt, dass die theoretischen Grundlagen, die Methoden und die angewandten Regeln explizit gemacht werden.<sup>643</sup>

Die digitale Edition muss das Gleiche bieten wie die traditionelle Edition. Und mehr.<sup>644</sup> Sie ist umfangreicher und anspruchsvoller – und nicht zuletzt deshalb potenziell von höherer Qualität. Die zunehmende Komplexität, die inhaltliche Vielfalt und der Rigorismus des Computers machen aber auch das editorische Geschäft

---

<sup>639</sup> Einige Nutzungsfunktionen digitaler Medien werden zunehmend selbstverständlich, ihr Fehlen in gedruckten Ausgaben fällt erst dadurch unangenehm auf. Dass man bei einem gedruckten Buch keine Volltextsuche durchführen kann, keine einfache Strg-F-Taste hat, war früher selbstverständlich und deshalb nicht zu kritisieren, erscheint heute aber – zumindest in der Selbstbeobachtung des Autors – als verstörende Nutzungsbehinderung. Ein ähnlicher Reflex ist bei Wolfgang Schmitz, [Rezension zu] Martin Bucer: Deutsche Schriften, Bd. 11.3, Gütersloh 2006, in: Sehepunkte 8/9 (2008) zu beobachten, dessen Wunsch nach einem Sachregister sich aus einer zunehmend digitalen Mediengewöhnung ergibt: „Bei diesem Wunsch mag eine gewisse Bequemlichkeit mitspielen, die sich unter dem Eindruck vieler Digitalisierungsunternehmen und ihrer Recherchemöglichkeiten eingestellt hat und auf die man auch bei gedruckten Unternehmungen ungerne verzichtet“. Über den stärker werdenden Wunsch nach Abbildungen der edierten Dokumente spricht Lavagnino, *The Place of Images* (1997): Wenn diese im digitalen Zeitalter selbstverständlich werden, dann erwartet man sie auch bei gedruckten Ausgaben in stärkerem Maße.

<sup>640</sup> Donaghy, *Look before you leap* (1998), beschreibt auf S. 104f den umfassenden Wandel auch der Anforderungen der Nutzer: „Forscher werden an elektronische Dokumentensammlungen mit ganz neuen Erwartungen herangehen, die von den Editoren befriedigt werden müssen“ (S. 105).

<sup>641</sup> Über die „Computertranskription“ mit ihren neuen Möglichkeiten und damit auch gestiegenen Ansprüchen an den Editor in diesem Sinne auch Robinson, *New Directions* (1997), S. 150ff.

<sup>642</sup> Bereits Herberger, *Plädoyer* (1990), S. 344ff hatte erkannt, dass elektronische Editionen im Grunde weitergehende Ansprüche an die editorische Genauigkeit und Differenzierung von Beobachtung und Wissen stellen, weil dort die detailliertere Information die Grundlage für gefilterte Darstellungen oder die benutzerbestimmte Generierung von Darbietungsformen ist. S. 347: „Die Skizze zum Thema 'Elektronische Edition' macht deutlich, daß die Vorbereitung des Materials für diese Art der Publikation höhere Anforderungen stellt als die Vorbereitung des Materials für den Druck allein.“

<sup>643</sup> Dies ist eine weit verbreitete Selbstbeobachtung. Exemplarisch z.B. bei McGann, *Endnote* (2000), S. 331ff, der beschreibt, wie Computer als „a special race of idiot savant“ die Editoren dazu zwingen, sich über ihre eigenen Konzepte klarer zu werden und sie genauer zu fassen. Nur als formalisierte Regeln seien sie im digitalen Bereich überhaupt nutzbar zu machen.

<sup>644</sup> Wenn die digitale Edition nur das Gleiche bieten würde wie ihre gedruckten Vorgänger, dann wäre sie überflüssig. Sie legitimiert sich erst aus diesem „mehr“ und „besser“. Siehe hierzu u.a. Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 2; Hockey, *Electronic Texts* (2000), S. 3; Shillingsburg, *Principles for Electronic Archives* (1996), S. 25; McGann, *The rationale of Hypertext* (1997) oder Lavagnino, *Reading* (1995).

anspruchsvoller und schwieriger.<sup>645</sup> Der Gefahr der Verzettelung bei einer inhaltlich breiten Editionsarbeit, die nicht zu einer qualitätvollen Tiefe führt, kann vor allem dadurch entgegengewirkt werden, dass klare Arbeitsbereiche oder „Module“ definiert werden, die einzeln erstellt und ggf. auch schon öffentlich gemacht werden, wenn sie eine zufriedenstellende Qualitätsstufe erreicht haben.

*Qualitätssicherung.* Besteht ein Zusammenhang zwischen Technologien und Medien auf der einen und der Qualität der Inhalte auf der anderen Seite? Zunächst einmal nicht. Die Inhalte sind so gut, wie die Produzenten sie gemacht haben. Ein Zusammenhang besteht aber sehr wohl dadurch, dass bestimmte Technologien und Medien Rahmenbedingungen setzen, unter denen bestimmte Qualitäten leicht oder schwer zu erreichen sind und unter denen auch unterschiedliche Systeme der Qualitätssicherung und Qualitätskontrolle eingerichtet werden können. Bei diesen Systemen handelt es sich nur zum Teil um „technische“ Systeme im engeren Sinne. Überwiegend geht es hier um ökonomische und soziale Systeme der Qualitätskontrolle und Qualitätszuschreibung.

Für die Druckkultur wurde eine angebliche „Filterfunktion“ der Drucklegung, eine Qualitätssicherung durch Herausgeber und Verleger, bereits angesprochen. Hier wird davon ausgegangen, dass nur solche Editionen auch gedruckt werden, deren Qualität die zusätzlichen Aufwendungen des Drucks rechtfertigt. Verlage würden zusätzlich selbst zur Qualitätskontrolle beitragen. Auf der Rezeptionsseite würden außerdem die Rezensionen dafür sorgen, dass ein hohes Qualitätsniveau etabliert würde, das eine gedruckte Edition nicht gefahrlos verfehlen dürfte.

Für die digitale Kultur gilt zunächst der Anfangsverdacht der publizistischen Schnellschüsse. Die Veröffentlichung ist kaum noch mit zusätzlichen Kosten verbunden, so dass diese als implizites Mittel der Qualitätskontrolle entfallen. Das Gleiche gilt für die etablierten Strukturen der Herausgeber und Verleger, die durch naheliegendes Self-Publishing ausgeschaltet sind. Andere wichtige Faktoren bleiben dagegen unverändert: Der methodische Anspruch digitaler Editionen und der zu ihrer Erarbeitung getriebene Aufwand ist nicht niedriger als bei herkömmlichen Unternehmen – er kann im Gegenteil sogar sehr viel höher sein. Die große Unsicherheit über die Qualität digitaler Editionen rührt vor allem daher, dass die traditionellen Evaluationsmechanismen auf der Rezeptionsseite nicht mehr funktionieren und ein neues System der Evaluation noch nicht aufgebaut worden ist. Mögliche Elemente in diesem System könnten z.B. sein:

---

<sup>645</sup> Eine Praxiserfahrung zu den veränderten Bedingungen und den notwendig expliziteren Regeln liefert Jenks, KISS (2002), S. 32 hinsichtlich der Arbeit am Preussischen Urkundenbuch: „Vorbei sind die Tage, als das *Preussische Urkundenbuch* zwischen ‚Johann XXII.‘ und ‚Johannes XXII.‘ fröhlich hin- und herhüpfen konnte. Wer eine Edition mit einer Suchmaschine erschließen will, der muß rigoros für Einheitlichkeit sorgen.“

- Peer-Reviewing-Verfahren. Digitale Editionen werden nur nach einem geregelten Prozess der Begutachtung durch Fachkollegen zur Publikation freigegeben.<sup>646</sup>
- Rezensionen und Besprechungen. Digitale Veröffentlichungen können ebenso kritisch begutachtet werden wie gedruckte. Einer Verfahrensweise, die der Druckkultur entspricht, steht aber entgegen, dass die beiden Welten in der Wissenschaft immer noch stark getrennt sind. Die meisten gedruckten Fachzeitschriften besprechen kaum digitale Veröffentlichungen. Online-Journale haben immer noch nicht den gleichen Stellenwert und Verbreitungsgrad wie ihre gedruckten Pendanten. Und die Abfassung von digitalen Rezensionen erbringt dementsprechend nicht das gleiche „akademische Kapital“. Erschwerend kommt hinzu, dass digitale Veröffentlichungen oft keinen eindeutigen Publikationszeitpunkt haben und damit auch keinen direkten zeitlichen Anknüpfungspunkt für eine Besprechung bieten.
- Qualitätssiegel. Zentrale Institutionen und Verbände wären in der Lage, die Qualität einer Edition anhand klarer Kriterienkataloge zu bewerten und ein entsprechendes Gütesiegel zu vergeben.<sup>647</sup> Die US-amerikanische „Modern Language Association“ (MLA) tut genau dies und stellt als Siegel ein Emblem bereit, das den Editionen beigelegt werden kann und dabei den Text bietet: „Committee on Scholarly Editions – AN APPROVED EDITION – Modern Language Association of America“. Ähnliche „Editions-TÜVs“ wären ggf. für die einzelnen Fachgemeinschaften und nationalen oder internationalen Kommunikationsräume einzurichten.<sup>648</sup>



2) Abbildung: Qualitätssiegel der MLA (Design von 2006)

Unabhängig von diesen „organisierten“ Verfahren der Qualitätssicherung bleibt aber die „Rezeptionskompetenz“ der einzelnen Benutzer das wichtigste Element. Hier müssen Methoden entwickelt werden, nach denen jeder selbst einschätzen kann, ob eine digitale Veröffentlichung als wissenschaftliche Ressource anzusehen und entsprechend zu benutzen ist oder nicht. Die „Quellenkritik“ muss für die digitale Kultur angepasst und weiterentwickelt werden. Digitale Medien erlauben eine einfachere, auf der anderen Seite aber auch variabelere, mächtigere und qualitätvollere

<sup>646</sup> Dieses Prinzip wird z.B. bei den Editionen innerhalb der „Romantic Circles“ verfolgt: „Each edition is based on the highest scholarly standards and is peer-reviewed“ - <http://www.rc.umd.edu/editions/>.

<sup>647</sup> Der Kriterienkatalog der MLA unter dem Titel „Guiding Questions for Veters of Scholarly Editions“ findet sich unter [http://www.mla.org/cse\\_guidelines#d0e354](http://www.mla.org/cse_guidelines#d0e354) und ist Teil der umfassenden „Guidelines for Editors of Scholarly Editions“ ([http://www.mla.org/cse\\_guidelines](http://www.mla.org/cse_guidelines)).

<sup>648</sup> Bereits Meadow, *Editing* (1999), S. 254 spekuliert über zukünftige akademische Institutionen, die Qualitätssiegel dort vergeben, wo akademische Standards eingehalten werden.



Publikation. Die Rezeption konnte sich bisher auf Mechanismen der Vorselektion stützen, die nun weitgehend entfallen. Sie muss nun „mündiger“ werden und selbst einzuschätzen lernen, welche Ressourcen welche Versprechen geben und einhalten und wie sie zu benutzen sind.

*Standards.* Die Grundlage von Qualität ist die Einhaltung gewisser „Standards“ in einem weichen und einem harten Begriffsverständnis. Der weiche Begriff meint die Erreichung gewisser Qualitätsvorgaben. Hier geht es um inhaltliche und methodische Bestimmungen, wie sie – theoretisch – auch bei den traditionellen Editionen immer schon formuliert (kodifiziert!) und dann strikt eingehalten werden sollten. Jetzt und in Zukunft müssen diese inhaltlichen und methodischen Anforderungen noch genauer gefasst und explizit gemacht werden und vor allem rein inhaltlich – also in Absehung von Publikationsweisen – bestimmt werden, um sowohl die Qualität der einzelnen Editionen selbst als auch ihre Vergleichbarkeit sicherzustellen. Die Beschreibung der angewandten Verfahren muss in dem Maße umfassender und gründlicher werden, in dem digitale Werkzeuge einerseits die Möglichkeiten der Edition erweitern und andererseits ein sehr viel höheres Maß an Genauigkeit und an Konsistenz nahelegen. Dabei schlagen diese „weichen“ Standards dann auch in „harte“ Standards um, d.h. in explizit gemachte technische Richtlinien und Anweisungen, die u.U. auch eine formelle, algorithmische Prüfung der Editionsdaten erlauben.

Geht es bei den allgemeinen Standards dann z.B. um die Frage der Berücksichtigung aller oder nur ausgewählter Dokumente, um die Quellennähe der Befundverzeichnung, um die Vollständigkeit der Varianzverzeichnung, um die Regeln der Erschließung und kritischen Textbearbeitung oder die Normierung und Modernisierung des Textes, so geht es bei den technisch fassbaren Standards z.B. um Formate und Qualitäten von digitalen Abbildungen, um ein Vokabular und ein Datenmodell für die digitale Codierung der Editionstexte oder um die Prüfung, wie und in welchem Umfang dieses Vokabular angewandt worden ist.<sup>649</sup>

---

<sup>649</sup> Über Evaluationsmöglichkeiten bei elektronischen Texten hat z.B. Flanders, *Trusting the Electronic Text* (1997) gesprochen. Einen Kriterienkatalog für die Digitalisierung forderte bereits Gants, *Toward a Rationale* (1994). Als solchen konnte man auch bereits den „Prospectus for Electronic Historical Editions“ der „Model Edition Partnership“ von 1996 verstehen (ursprünglich unter <<http://mep.cla.sc.edu/MEP-Docs/proctoc.HTM>>, zuletzt auch gespiegelt unter <<http://xml.coverpages.org/mep-prosp.html>>) – zu diesem Hockey, *Making Electronic Resources Work* (1998): „The prospectus outlines several basic principles, the first being that an electronic edition should to maintain current standards of scholarly editorial excellence. The other principles are that electronic editions should: facilitate changes in scholarly editorial practice; allow post-publication enhancements of editions; allow multiple forms of publication; and conform to relevant standards for electronic text, images, and other material.“ Zu nennen sind hier auch die Guidelines der „Modern Language Association“, auf die oben schon hingewiesen wurde.

Auch in diesem Sinne führt die digitale Edition die Entwicklung der Edition insgesamt fort. Sie basiert auf den gleichen Konzepten und ähnlichen Anforderungen, ist aber in ihrem Gesamtmodell differenzierter und in den Teilergebnissen leichter kontrollierbar. Bestehende Standards müssen bewahrt, sie müssen aber auch genauer beschrieben und für die Evaluation einzelner Editionen operationalisiert werden. Zusätzlich werden angesichts der veränderten Rahmenbedingungen neue Standards benötigt, die Antworten auf die inhaltlichen und technischen Fragen geben. Die alte Grundlage der Editionseinschätzung, dass nämlich ihre Stabilität und Zuverlässigkeit unmittelbar mit der Starrheit und Unveränderlichkeit des physischen Trägers Buch verbunden ist, ist hinfällig geworden. Umso wichtiger wird es jetzt, neue Kriterien und Standards zur Evaluation der Editionen zu entwickeln, die den neuen medialen Spielregeln entsprechen. Das bedeutet, dass sie zunächst transmedial zu fassen sind.<sup>650</sup> Darüber hinaus *kann* aber auch versucht werden, zu gewissen Präsentationsstandards zu kommen, mit denen eine leichtere Benutzung von Editionen über einheitliche Visualisierungsstrategien und immer wieder ähnliche Funktionalitäten zu erreichen wäre.

*Am Ende zählt der Editor.* Editionsregeln sind offenzulegen. Man kann dann prüfen, ob es gute, der Sache angemessene Regeln sind. Man kann auf der technischen Seite prüfen, ob die bestehenden technischen Standards befolgt worden sind. Man kann aber – jenseits von Stichproben – nicht automatisch und kaum systematisch prüfen, ob eine Handschrift tatsächlich fehlerfrei gelesen und Deutungen korrekt vorgenommen sind oder textkritische Eingriffe in jedem einzelnen Fall sinnvoll und berechtigt waren. In der traditionellen Edition wurde die Nachprüfbarkeit durch die schlechte Zugänglichkeit der Originale und das Fehlen von Faksimiles und Basistranskriptionen behindert. In der digitalen Edition besteht dagegen das Problem, dass diese komplexer und vielschichtiger geworden sind. Der Editor selbst scheint hinter der Präsentationsoberfläche und den u.U. benutzergenerierten Texten zu verschwinden.<sup>651</sup> Der Autor der Edition wird personal in ein ganzes Editionsteam und zusätzlich funktional in jene editorischen Entscheidungen und Aktivitäten aufgespalten, die in verschiedene algorithmischen Prozesse der Datenverarbeitung ausgelagert sind.

Wenn das Vertrauen in die Autorität der Edition aber mit der Person des Editors verbunden ist, dann müssen auch diese Entwicklungen zur erhöhten Skepsis gegenüber digitalen Formen beitragen. Veränderungen in den Modellen der Texterarbeitung, -herausgabe und -benutzung hatten auch schon zu Beginn des Druckzeitalters zu

---

<sup>650</sup> Bereits Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S.74ff betont, dass Editionen nicht auf Publikationsformaten wie HTML aufgebaut werden können. Vielmehr müssen inhaltliche Standards wie „SGML oder XML und die Richtlinien der TEI [...] selbstverständliche Grundlage jeder Edition sein.“

<sup>651</sup> Warwick, *Scholarly Editing* (1998), S. 51 spricht diese Befürchtungen an. Zu dem Problem auch Flanders, *Trusting the Electronic Text* (1997).

Unsicherheiten bei der Qualitätszuschreibung geführt: Wenn man z.B. die Bibel in die Hände des Volkes gab, musste dann nicht mit Autoritäts- und Qualitätsverlusten einhergehen? Wenn man mit den digitalen Editionen alle Materialien in die Hände der Benutzer gibt, ihnen Werkzeuge zur Textgenerierung zur Verfügung stellt und sie damit u.U. selbst zu Editoren macht, bedeutet das dann nicht den Rückzug des eigentlichen Editors (als besten Kenner der Materie) aus der Edition und eine Entwissenschaftlichung der Texte?

Auch hier ist eine differenziertere Wahrnehmung nötig. Der Benutzer erhält zweifellos neue Möglichkeiten und das Diktat des Editortextes wird gebrochen. Dennoch hat der Editor das letzte Wort, weil er das erste Wort hat: er definiert den Gegenstand, er wählt das Material aus, er verantwortet die grundlegenden Transkriptionen, lagert sein Wissen an und entscheidet darüber, welche Präsentationsformen dem Benutzer zur Verfügung gestellt werden.<sup>652</sup> Die Edition ist immer noch nur so gut wie ihr Editor. Es gibt keinen Rückzug des Editors – schon gar nicht aus seiner Verantwortung für die gebotenen Materialien. Es gibt aber auch keinen Rückzug in einer scheinbare Objektivität der bloßen computerkontrollierten Regelanwendung. Die Rolle des Editors wird insgesamt nicht geschwächt, sondern in dem Maße gestärkt, wie die Edition umfassender, komplexer und vielfältiger wird. Die Rolle des Editors hat sich verschoben und zugleich ausgeweitet. Er ist nun nicht mehr einfach der Herold des wahren Textes, sondern verantwortlich für ein Unternehmen, das sehr viel komplexer als die Herstellung einer Textfassung sein kann. Der Editor wird nicht aus der Verantwortung entlassen, durch die vielfältiger gewordenen Möglichkeiten der Edition mindestens einen sinnvollen Weg zu finden. Er bleibt immer noch der entscheidende Führer durch den Dschungel der Überlieferung und das Gestrüpp der Verarbeitungsoptionen.<sup>653</sup> Der Selbstanspruch des Editors wandelt sich, nicht aber seine Bedeutung. Die Autorität und Legitimation einer bestimmten editorischen Fassung oder einer digitalen Vielfassungsedition ergibt sich nicht mehr einfach aus den für objektiv gehaltenen Verfahren oder gar aus dem Genie oder Richteramt des Editors, sondern ist an die Offenlegung der Methoden und ihre individuelle Auswahl

<sup>652</sup> Zu diesem Aspekt auch Cadioli, *Le soglie dell'ipertesto* (1997), S. 48f, der den Editor einer Hypertextedition als „Hyperleser“ („iperlettore“) gegenüber den schließlichen Lesern der Edition beschreibt.

<sup>653</sup> Dahlström, *Digital Incunables* (2000) spricht von den Ariadne-Fäden, die der Editor durch das Labyrinth der Überlieferung legen müsse. Holland, *Authorship* (1993), S. 20 spricht von „Türen“ und „Fenstern“: „The resultant object would be as good as its editor, access to its riches as good as the doors (or more precisely perhaps 'windows') he or she provided.“ Schmitz, *Darstellung* (2002), S. 11f betont die Aufgabe des Editors, für eine sinnvolle Auswahl (z.B. auch des kontextualisierenden oder Rezeptionsmaterials) zu sorgen, so dass kein „Heuhaufen von ‚Informationen‘“ entstände, der Benutzer aber auch nicht bei Dingen ratlos gelassen würde, bei denen er mit Fug und Recht eine Erläuterung erwarten darf: „Hier das richtige Maß und den richtigen Takt zu finden, ist schon immer zur Editorenkunst gerechnet worden, und wenn die Möglichkeit gegeben ist, den Benutzer mit Informationen zuzumüllen, ist diese Kunst vielleicht sogar noch nötiger“.

durch den Editor gebunden.<sup>654</sup> Sie ist außerdem als seine Meinung und als seine Perspektive zu erkennen. Eine Legitimation über die wissenschaftliche Haltung und Position des Editors hinaus ist nicht möglich, in einem modernen Verständnis von Text und Edition (als Aufführung) aber auch gar nicht mehr nötig. Es ist die Rezeption der Edition, die sich über diesen Status der Ausgaben immer im Klaren sein muss. *Zitierung.* Editionen bieten eine stabile Grundlage für ihre Auswertung in der wissenschaftlichen Forschung und für den gelehrten Diskurs über die überlieferten Texte und Quellen. Dieser Diskurs muss sich wegen der verlangten Nachvollziehbarkeit und Transparenz in eindeutiger Weise auf seine Quellen beziehen können. „Only books to which we can refer can be trusted“.<sup>655</sup> Was aber geschieht jenseits des Buches? Wie soll bei einer digitalen Edition die Seite angegeben werden, wenn auf eine bestimmte Textstelle zu verweisen ist? Gar nicht!<sup>656</sup> Sieht man von statisch gehaltenen retrokonvertierten Editionen ab (die keine digitalen Editionen im engeren Sinne sind),<sup>657</sup> dann besteht keine Grundlage und auch kein Grund für ein Zitatonnschema, das auf Seitenzahlen aufgebaut ist. „Seiten“ sind ein Strukturmerkmal des Präsentationsmediums Buch. Digitale Medien haben andere Strukturen und so braucht man ein anderes System, um auf Inhalte in digitalen Ressourcen zu verweisen – denn der Grundanspruch der Edition, eine zuverlässige und referenzierbare Basis für die Weiterforschung zu bieten, bleibt bestehen.<sup>658</sup> Dieses System der Referen-

---

<sup>654</sup> Shillingsburg, *Resisting Texts* (1997), S. 194 formuliert noch stärker, dass das Konzept des Editors als Schiedsrichter gescheitert sei und es nun seine Aufgabe sei, alle Stimmen des Textes hörbar zu machen: „Textual Critics [...] should [...] provide editions (physical objects) that attest to the complexity and richness of the work of art (mental projects and historical events). Scholarly editions should provide orderly access to multiple texts and multiple voices within texts. That is the editor's responsibility. The editor should forget about being an arbiter of final texts – unless, that is, the editor enjoys forever failing.“

<sup>655</sup> Die Zitierfähigkeit des stabilisierten Textes als Grundlage der philologischen Arbeit betont damit Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 65f, der weiter ausführt: „The reserved attitude toward computer-based text therefore has little to do with fear of machines or inability to adapt to this technology; it is rather an awareness that these changes cut to the very core of philological working premise – the stability and existence of the text. The philologist not only needs reliability of the context, the meaning of the text, its original condition, but she also must be able to trust the text in its materiality, she must know, that the text always will be the same: 'Die Materialität des Buches macht Informationen und Texte in einer gültigen, nicht veränderbaren Form allgemein zugänglich, die Lektüren sind wiederholbar über lange Zeiträume hinweg: Was bleiben soll, steht in den Büchern, und in den Bibliotheken der Welt ist das ›Welt-Wissen‹ kumuliert wie in einem imaginären Archiv, vielleicht als ›objektiver Geist‹ im Sinne Hegels'.“

<sup>656</sup> So auch schon Dieter, *Edition* (2002), S. 14.

<sup>657</sup> Chauvin / Küster, Benjamin Constant (2001), S. 123 plädieren – für ein Beispielprojekt – für die Beibehaltung der Zitierung nach Seiten und Zeilen auch in der digitalen Edition.

<sup>658</sup> Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 67: „The humanistic aim of editing and publishing primary sources is the permanence of truthful data to ensure access for the coming generations of researchers and thus securing the data as part of human intellectual creation. This aim is not changing in the digital age.“

zierung existiert noch nicht und ist auch nicht in Sicht und so wird die Zitierung digitaler Editionen als immer noch offenes Problem angesehen.<sup>659</sup> Dies kann zur grundsätzlichen Zurückweisung des Referenzcharakters digitaler Ausgaben führen.<sup>660</sup> Es kann aber auch versucht werden, die traditionelle Weise der Zitierung auf die technischen Bedingungen des Internets zu übertragen. Ein naheliegender und derzeit häufig angewandter Ansatz ist die Verweisung über Internet-Adressen wie URLs, ggf. mit Angabe des Datums der letzten Einsichtnahme. Allerdings bestehen hier einige unübersehbare Probleme:

- Adressen können nicht in gleicher Weise für digitale Offline-Medien (wie CD-ROMs) gegeben werden.
- Inhalte können sich in Framesets befinden, für die nur eine allgemeine Adresse angegeben werden kann.
- Die Inhalte von Webseiten sind leicht veränderlich. Es ist deshalb nicht gesichert, ob beim Nachvollzug des Verweises die gleichen Inhalte angetroffen werden.
- Online-Präsentationen werden umstrukturiert oder ziehen um, so dass Adressen ins Leere laufen.
- Webseiten werden dynamisch generiert, so dass Inhalte nicht durch einfache URLs identifiziert werden können, sondern zu ihrer Reproduktion auch Scriptaufrufe und Parameterübergaben benötigt werden.

Mechanismen zur eindeutigen und dauerhaften Referenzierung von digitalen Inhalten sind unter diesen Voraussetzungen nicht leicht zu etablieren. Hinzu kommt aber auch noch eine grundsätzlichere Frage: Wenn digitale Editionen ihrem Wesen nach transmedial sind, müsste die Verweisung dann nicht ohnehin auf inhaltliche Strukturen statt auf Präsentationsformen zielen?

Für beide Szenarien, für die Adressierung von medialen Formen wie auch für das Sprechen über transmediale Inhalte, liegt die Antwort letztlich bei der Verantwortung der Editoren selbst. Allgemeine Systeme der Referenzierung, z.B. die so genannten „Persistent Identifier“-Systeme (PID-Systeme), können den Editoren Wege aufzeigen, *wie* Inhalte dauerhaft adressierbar gemacht werden können. *Ob* eine stabile Referenzierung gelingt, liegt aber am Editor und den Institutionen, die seine Arbeit z.B. online verfügbar machen. Eine einfache allgemeine Lösung des

---

<sup>659</sup> Das Problem spricht bereits Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 79f an.

<sup>660</sup> Koltes, *Elektronische Edition* (2004), S. 117f: „[...] durch das Korrigieren von Fehlern, durch die Ergänzung von Informationen und gegebenenfalls durch das nachträgliche Entfernen von Inhalten [geht] der Reverenzcharakter [sic!] der Ausgabe verloren. Jede wissenschaftliche Diskussion, die sich auf eine Textpräsentation in ihrer Argumentation stützt, ist aber darauf angewiesen, dass die Zitate überprüfbar sind und bleiben.“

Problems scheint nicht möglich zu sein und so sind denn einige der bisher gemachten Vorschläge als nicht zielführend anzusehen:

- Verwendung bestehender PID-Systeme. Die bisher vorgeschlagenen Systeme, wie z.B. das URN-Schema aus dem Bibliotheksbereich, erlauben eine stabile Adressierung von digitalen Ressourcen – auf einer „allgemeinen“ Ebene.<sup>661</sup> Eine URN bezeichnet eine Gesamtpublikation, hilft aber zunächst nicht bei einer feiner granulierten Adressierung.
- Kanonisierung bestimmter Grundtexte. Der Vorschlag des „Just in Time Markup“ zielt darauf, Basistexte in Editionen von den darauf aufsetzenden Auszeichnungen zu trennen.<sup>662</sup> Das „Markup“ kann dann veränderlich sein, während zugleich eine stabile inhaltliche Referenzierung des Grundtextes möglich ist. Es ist aber sehr zweifelhaft, ob die dauerhafte Kanonisierung genau einer Textfassung möglich und wünschenswert ist. Zudem bleibt unklar, wie in diesem System die eigentlichen editorischen Informationen adressiert werden sollen.
- Trennung von Editorfassung und nutzergenerierten Fassungen. In einer digitalen Edition könnte zwischen stabilisierten Inhalten und Textfassungen des Editors, für die ein dauerhaftes Referenzierungsschema bereitgestellt würde, und dynamischen und veränderlichen Teilen, die von den Nutzern selbst (z.B. durch die Einstellung von Parametern) generiert würden, dann aber nicht für andere referenzierbar wären unterschieden werden.<sup>663</sup>
- Hybridausgaben. In eine ähnliche Richtung zielt der Vorschlag, zu digitalen Editionen immer auch eine gedruckte Fassung anzubieten, die dann allein Grundlage für Zitierung und Referenzierung wäre.<sup>664</sup>

Diese Ansätze werden den besonderen Eigenschaften digitaler Editionen offensichtlich nicht gerecht. Zum Problem der mehrfachen Textfassungen, der Variabilität über die Zeit, der nutzergenerierten Fassungen kommt eine grundsätzlich veränderte Anforderung: Bisher diente die Referenzierung dem manuellen Auffinden einer Textstelle – dies konnte durch die Angabe von bibliografischer Einheit, Seite und z.B. Zeilennummer erreicht werden. In einer digitalen Forschungs- und Publikationsumgebung müssen Inhalte aber nicht mehr nur benannt, sondern u.U. per Hyperlink

---

<sup>661</sup> Siehe zur URN-Strategie der Deutschen Nationalbibliothek <<http://www.persistent-identifier.de/>>.

<sup>662</sup> Siehe Berrie, *Just in Time Markup* (1999), Berrie, *Are Electronic Editions Inherently Obsolete?* (2001) und Berrie u.a., *Authenticating Electronic Editions* (2006).

<sup>663</sup> Überlegungen in diese Richtung bereits bei Shillingsburg, *General Principles* (1993).

<sup>664</sup> Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002) spricht dies an, sieht es aber selbst als eher hypothetische Option. Er neigt tatsächlich eher dazu, dass man nach der Struktur des edierten Materiales (also z.B. der Signatur und der Seitennummer eines edierten Dokuments) zitieren sollte.

genau adressiert, oder sogar „inkorporiert“ werden!<sup>665</sup> Gesucht ist eine Methode, um digitale Informationen dauerhaft, inhaltlich bestimmt und genau ansprechen zu können. Elemente zu einer Lösung des Problems sind deshalb eher in den folgenden Bereichen zu suchen:

- *Strukturen schaffen.* Nachdem die „Seite“ und die Zeilennummer als Referenzobjekte entfallen und für eine genaue, inhaltlich orientierte Adressierung auch gar nicht mehr hinreichend sind, liegt es in der Verantwortung des Editors, andere, inhaltlich bestimmte Strukturdefinitionen anzubieten. Dies kann durch die eindeutige Nummerierung von Objekten wie „Stücken“, „Texten“ oder „Dokumenten“ erfolgen.<sup>666</sup> In Editionen, die auf komplexere, umfangreichere Texte oder „Werke“ zielen, liegt dagegen die Anlage kanonischer, hierarchischer Gliederungsstrukturen nahe, mit denen das gesamte Werk, einzelne Texte und Textteile wie Kapitel, Abschnitte oder sogar Sätze angesprochen werden können. Auch wenn der Textbestand und die Textfassung in einer digitalen Edition variabel sind, besteht die Möglichkeit, wenigstens diese Makrostrukturen einmal und dauerhaft festzulegen.
- *Formalisierte Adressierungssysteme nutzen.* Die bestehenden Vorschläge für PID-Systeme sind wohl durchdacht und praktikabel und verbreiten sich zunehmend. Aus Sicht digitaler Editionen besteht ihr größtes Problem in der mangelhaften Granularität. Diese müsste sich sowohl auf ein potenziell hierarchisches Gliederungssystem immer kleinerer Einheiten beziehen, als auch die Frage historischer Zustände der Edition beantworten. Die bestehenden PID-Systeme könnten in diese Richtung weiterentwickelt werden.<sup>667</sup> Einen ganz anderen, höchst interessanten Ansatz hat Bernhard Assmann mit seinem Vorschlag zur Verwendung „kanonischer Adressen“ präsentiert, bei denen von der jeweiligen

---

<sup>665</sup> Unter dem Begriff der „Transclusion“ spricht bereits Theodor Holm Nelson, *Opening Hypertext: A Memoir*, in: *Literacy Online*, hg. von Myron C. Tuman, Pittsburgh (PA) 1992, S. 43-57 über eine Inkorporation externer digitaler Objekte. Es muss aber klar sein, dass man hier über das Konzept der „Zitierung“ hinausgeht, weil man sich nicht mehr auf einen historischen oder stabilisierten Objektzustand bezieht, sondern auf ein Informationsobjekt, das dynamisch ist und über das man selbst keine Kontrolle hat.

<sup>666</sup> Der Übergang von der Seitenreferenzierung zur Stückreferenzierung wird für einen Beispielfall z.B. bei Jenks, *KISS* (2002), S. 32f angesprochen. Wolfrum, *Beschreibung der Reiß* (2006), S. 126 benutzt für ihre Projektentwicklung die Bogensignaturen der edierten Dokumente als Anknüpfungspunkt der Zitierung.

<sup>667</sup> Ein zaghafter Schritt in diese Richtung ist die Erweiterung des URN-Schemas um eine Adressierung der Objekte auch auf Seitenebene, wie sie im Projekt „URN Granular“ betrieben wird (siehe Dorothea Sommer, Christa Schöning-Walter und Kay Heiligenhaus, *URN Granular: Persistente Identifizierung und Adressierung von Einzelseiten digitalisierter Drucke*. Ein Projekt der Deutschen Nationalbibliothek und der Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, in: *ABI Technik 2/2008*). PI-Systeme wie DOI (Digital Object Identifier) oder ARK (Archival Resource Key) haben variable Teile, die grundsätzlich für eine feinere Granularität genutzt werden könnten.

Technik losgelöste „Namen“ für Objekte, Objektteile und Objektzustände vom Editor festgelegt werden, so dass eine dauerhafte Adressierung auch über den Wandel von Inhalten oder technischen Umgebungen hinweg möglich ist.<sup>668</sup> Es handelt sich dabei um eine besondere Ausformung des allgemeineren PURL-Ansatzes (Persistent URL).

- *Versionierung*. In einem sehr strengen Verständnis von Zitierung reicht es nicht aus, eine bestimmte Stelle dauerhaft referenzieren zu können. Es muss auch der gleiche „Zustand“ sein, auf den der Verweis zielt.<sup>669</sup> Da digitale Ressourcen potenziell einem beständigen Wandel unterworfen sind, muss dieser Wandel protokolliert werden um eine Möglichkeit zu haben, historische Zustände zu rekonstruieren. Von der technischen Seite her spricht man hier von „Versionierung“ – einem System, das einander ablösende Versionen verwaltet und zugänglich hält.
- *Vorgaben machen*. Verschiedene editorische Inhalte haben verschiedene Strukturen. Was die Objekte sind, auf die von außen verwiesen wird, richtet sich nach der Art des edierten Materials und seiner Aufbereitung. Zur dauerhaften Adressierung können darüber hinaus verschiedene technische Lösungen eingesetzt werden. Was in einer digitalen Edition wie zitiert werden kann, muss deshalb – solange es noch keine etablierten generischen Systeme gibt – von den Editoren selbst festgelegt werden. Inzwischen findet man auf immer mehr Seiten eine Empfehlung, wie die jeweiligen Online-Ressourcen zitiert werden sollten.<sup>670</sup> Die Verantwortlichen übernehmen damit eine Art „Selbstverpflichtung“, ein ...
- ... *institutional commitment* für das dauerhafte Funktionieren der empfohlenen Zitierweise und der damit gegebenen Adressierung der Inhalte. Dies ist das letztlich entscheidende Element. Die Institutionen, die digitale Präsentationsformen anbieten, stehen in der Pflicht, für irgendeine Form der langfristigen Erreichbarkeit und Adressierbarkeit ihrer Inhalte zu sorgen. Welches technische System dabei eingesetzt und welcher konzeptionelle Ansatz dabei verfolgt wird, ist zweitrangig. Die erste Bedingung ist ein hinreichendes Problembewusstsein und die Übernahme einer ausdrücklichen Verantwortung für das dauerhafte Funktionieren von digitalen Angeboten.

---

<sup>668</sup> Bernhard Assmann, Sind die kanonischen Zitierweisen der Geisteswissenschaften als nachhaltige Komponenten digitaler Repositorien geeignet? Magisterarbeit, Informationsverarbeitung, Universität zu Köln, 2005.

<sup>669</sup> Das Problem kurz angesprochen bei Meadow, *Editing* (1999), S. 256ff.

<sup>670</sup> Das Mark Twain Project bietet einen „cite“-Button, der zu einzelnen Dokumenten oder Textstellen zitierfähige Adressen generiert, die dem „*Chicago Manual of Style*, 15th ed. (2003)“ folgen. Die generierten Zitationen können darüber hinaus gesammelt und im Bereich „my Citations“ angesehen und verwaltet werden – siehe <[http://www.marktwainproject.org/about\\_gettingstarted.shtml](http://www.marktwainproject.org/about_gettingstarted.shtml)>.



Dabei ist dann auch zu beachten und von den Editoren selbst zu entscheiden, in welcher Granularität Inhalte von Editionen sinnvoll adressiert werden sollen. Hier müssen Objekte definiert werden, die dann nicht nur identifiziert und referenziert, sondern die im Idealfall auch „autonom“ in externe Ressourcen eingebunden werden können. Angesichts der Komplexität von digitalen Editionen und der praktisch unbeschränkten Vielfalt und Variabilität nutzergesteuerter Fassungen ist allerdings nicht auszuschließen, dass nicht alle möglichen Inhalte unabhängig vom aktuellen Zustand eines Präsentationssystems durch einfache Adressen ansprechbar sein werden. In diesem Fall liegt es ebenfalls am Editor, wenigstens für die „wesentlichen“ und „grundlegenden“ Inhaltsobjekte eine stabile Ansprechbarkeit sicherzustellen.

*Autorität?* Offenheit und Variabilität digitaler Editionen sowie die Unsicherheiten hinsichtlich der langfristigen Verfügbarkeit und Zitierbarkeit haben mit dazu beigetragen, die Autorität solcher Editionen zu untergraben. Digitalen Ressourcen wird ein erhebliches Misstrauen entgegengebracht, das vielleicht sogar berechtigt ist. Auf der anderen Seite ist dieses Misstrauen aber auch die Grundlage für die Lösung des Autoritätsproblems. Bei genauerer Betrachtung geht es hier nämlich wieder einmal um die Frage der inhaltlich und medial adäquaten Rezeption. Die Autorität einer Ausgabe beruht letztlich auf der Zuweisung von Autorität in der Rezeption. Was sich wirklich ändert, sind die Grundlagen und Rahmenbedingungen dieser Zuschreibung. Hier muss sich ein neuer Mechanismus erst noch etablieren.

In der traditionellen Edition ist Autorität vor allem durch die „bibliografischen Codes“ und durch das Layout suggeriert worden: Gedruckte Editionen wurden von wissenschaftlichen Verlagen in hochwertiger Ausstattung und zu hohen Preisen herausgegeben. Sie verfügten über ein umfangreiches „Rankenwerk“ (Deckblätter, Vorworte, Apparate, Register), und das Layout unterstützte die Präsentation eines kanonisierten Editionstextes durch seine Positionierung auf der Mitte der Seite mit den Apparaten als auch visuellem Fundament und Untermauerung seines Geltungsanspruches. Diese Verfahren entfallen in einer digitalen Publikationsumgebung weitgehend: Im Self-Publishing fehlt die Aufladung durch die traditionellen bibliografischen Codes, und das etablierte Layout nachzuahmen, kann gerade *nicht* das Ziel ernsthafter digitaler Editionen sein. Hier müssen neue Formen erst noch gefunden werden, und so besteht eben auch noch keine etablierte Rezeptionsmethodik, mit der Qualitätseinschätzungen und Autoritätszuweisungen schon auf einer intuitiven Ebene vorgenommen werden könnten.<sup>671</sup>

---

<sup>671</sup> Das Problem des Vertrauens und der Autoritätszuweisung beschränkt sich nicht auf digitale Editionen, sondern erstreckt sich auf alle Internetressourcen. Lösungen können sich deshalb auch aus den allgemeineren Entwicklungen ergeben, wie sie sich im Bereich des „semantic web“ andeuten, bei dem explizit Konzepte von „Vertrauen“ („trust“) und „Überprüfung“ („proof“) operationalisiert werden sollen. Ganz der Frage nach der Autorität wissenschaftlicher Online-Ressourcen war auch die Tagung ELPUB (ELECTRONIC PUBLISHING) 2008 unter dem Titel „Open Scholarship: Authority, Community and

Einmal mehr sind es die zunehmende Komplexität der Edition und ihre mediale Unabhängigkeit, die die Ausbildung eines neuen Systems der Autoritätseinschätzung erschweren. Im Grunde ist es paradox: Die Edition wird durch den Umstieg auf digitale Arbeits- und Publikationsformen objektiver und transparenter und auch dadurch weniger autoritativ.

Möglicherweise kommt es hier insgesamt zu einer Verschiebung in der Autoritätsdiskussion. Vielleicht ändert sich auch der Anspruch der Edition, den sie in dieser Hinsicht erhebt. Vielleicht ist ihr Ziel gar nicht mehr ausschließlich die Herstellung einer autoritativen Fassung, sondern das Angebot einer umfassenden und quellenorientierten Informationsressource, die zwar als solche einen hohen Qualitätsanspruch erhebt, die dann aber nicht eine einzelne herausgehobene Textfassung als stabilen Bezugspunkt über alles andere stellt, sondern ganz bewusst einen vielfältigen und aktualisierbaren Text präsentiert. Die Autorität der Edition bezieht sich dann auf einen anderen Gegenstand und sie braucht andere Anknüpfungspunkte. Autorität wurde und wird nicht so sehr aus der Wahl und Anwendung der richtigen Methodik abgeleitet, sondern in stärkerem Maße von den hinter einer Edition stehenden Personen und Institutionen. Eine Edition ist so gut wie ihr Editor und wie die Institution, die ggf. für ein bestimmtes Qualitätsmaß einsteht. Gerade dann, wenn Autorität nicht mehr an die Stabilität eines physischen Mediums angebunden werden kann, bleibt das Vertrauen in Personen und Institutionen eines der wichtigsten Kriterien für die Zuweisung von Autorität.

Dies gilt dann z.B. auch für vollständig offene, kollaborative Formen der Edition. Auch hier kann nur eine institutionell rückgebundene Moderation durch fachlich ausgewiesene Personen dazu führen, dass den Ergebnissen das notwendige Vertrauen entgegengebracht und ihnen in der weiteren Verwendung in der Forschung eine gewisse Autorität zugeschrieben werden kann.

Organisatorisch können diese Probleme auch dadurch adressiert werden, dass die Edition wieder stärker an die Institutionen der Überlieferungsbewahrung und -erschließung zurückgebunden werden. Im traditionellen Modell war die publizierte Edition strikt von den überlieferten Dokumenten und sogar von ihrem Editor getrennt und ganz den Systemen der Distribution (Verlage und Buchhandel) und der Verfügbarhaltung (Bibliotheken) überlassen. In einer digitalen Umgebung können die Editionen am Ort der Überlieferung bleiben und auch dadurch stärker als Menge von Repräsentationsformen und Verarbeitungsstufen der Dokumente erkennbar werden. Zugleich behalten diese Institutionen eine Kontrolle über die zur Verfügung

gestellten Informationen und sind in der Lage, ihre eigene Autorität auch auf die von ihr verantworteten Editionen zu übertragen.<sup>672</sup>

### 2.3.5 Abgeschlossenheit und Offenheit

*Everything is deeply intertwined.*<sup>673</sup>

Ted Nelson

*Dimensionen der Offenheit.* Das Buch ist als Prozess der Informationsgestaltung mit der Drucklegung abgeschlossen. Die als Buch publizierte „Edition ist tot in dem Moment, in dem sie gedruckt wird“,<sup>674</sup> die Buchdeckel sind tatsächlich Sargdeckel. Aus einer verallgemeinernden Warte heraus ist die traditionelle Edition nicht mehr als ein editorischer Essay, ein temporäres Statement, ein eingefrorener Zustand, eine beliebige Endstufe und der Ausdruck einer gestörten Kommunikation innerhalb der Fachgemeinschaft und zwischen den Editoren und den Editionsbenutzern. Das Buch steht damit im Widerspruch zu einigen Grundbestimmungen der Edition, die eher einen offenen, fortlaufenden Prozess in der Interaktion der Editoren mit den Nutzern und mit dem überlieferten Material vorsehen.<sup>675</sup> Als adäquat zu den Grundkonzepten der Edition werden dagegen einige Eigenschaften digitaler Medien wahrgenommen, bei denen es sich dann um lebendige Informationsressourcen handelt, die in viele Richtungen offen gehalten werden können und in der Lage sind, Wissen als Prozess zu modellieren und nicht als Zustand einzufrieren.<sup>676</sup>

<sup>672</sup> Beispiele für dieses Verfahren sind das Deutsche Bundesarchiv, das seine Bestände selbst digital ediert (z.B. die Kabinettsprotokolle der Bundesregierung) oder die Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, die ebenfalls die Editionen ihrer Dokumente – selbst wenn sie von externen Wissenschaftlern erarbeitet werden – auf den eigenen Servern anbietet (siehe z.B. die Ausgabe von Dasypodius' *Dictionarium Latinogermanicum* durch Jonathan West, Wolfenbüttel 2007, <<http://diglib.hab.de/edoc/ed000008/start.htm>>).

<sup>673</sup> Theodor Holm Nelson, *ComputerLib: You can and must understand computers now / Dream Machines: new freedoms through computer screens – a minority report*, South Bend (IN) 1974, S. DM45.

<sup>674</sup> Johansson, *Computing* (2004), S. 97 übersetzt E.S. Ore, *Elektronisk publicering: forskjellige utgaveformer og forholdet til grunntekst(er) og endelig(e) tekst(er)*, in: *Vid texternas vägsål, Textkritiska uppsatser*, hg. von Lars Burman und Barbro Ståhle Sjönell, Stockholm 1999, S. 138-144 (hier S. 144): „And while a printed edition is dead in the same moment it is ready, an electronic edition can be updated, corrected, have new material added, and generally be improved“. Auch Hockey, *Making Electronic Resources Work* (1998) konstatiert lapidar: „the [typographic] text can be described as 'dead'“.

<sup>675</sup> Die gedruckte Edition kann im Laufe der Zeit gegenüber der fortschreitenden Forschung nur zurückfallen. Sie muss damit aber auch immer schlechter werden. Folsom, *Projecting Whitman* (2003): „any monumental print edition is doomed to become increasingly incomplete, patched-together, more difficult to use, eventually as chaotic as the materials it set out to organize, as those materials become scattered out of sequence or are left uncollected and as indices become outdated or never created“.

<sup>676</sup> McGann, *Radiant Textuality* (1996), Abschnitte 28f der Online-Fassung, zusammengefasst bei Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 10: „McGann considers knowledge a progressive process

Die „Offenheit“ digitaler Forschungsansätze und digitaler Medien kann unter verschiedenen Blickwinkeln beschrieben werden. Im Folgenden sollen insgesamt fünf Dimensionen kurz angerissen werden: (1.) die grundsätzlichen Grenz(ziehungen) der Edition(sinhalte), (2.) die fortlaufenden inhaltlichen Erweiterungen, (3.) die inkrementellen Arbeiten der Verbesserung und vertiefenden Erschließung, (4.) die äußeren Vernetzungen und (5.) die variablen Präsentationsformen.

*Grenzziehungen.* Die traditionelle Edition bewegte sich in einem eng begrenzten Inhaltsraum: Die Überlieferung war durch *eine* Textfassung abzubilden, um die sich weitere Informationen gruppieren konnten. In digitalen Projekten stellt sich häufig nicht nur die Frage, was alles noch in die Edition einbezogen werden soll, sondern auch, wo überhaupt eine Grenze zu ziehen und was schließlich *nicht* mehr zu berücksichtigen ist.<sup>677</sup> Mit dem Wegfall der Mengenbeschränkungen und den multimedialen Wiedergabemöglichkeiten hat die digitale Edition eine Tendenz zur Inklusion gewonnen. Sie ist von ihren konzeptionellen und technischen Bedingungen her „entgrenzt“. Die gesamte Überlieferung kann – in mehrfachen Repräsentationsformen – in die Edition einbezogen werden, den ebenfalls unmittelbar in die Edition integrierbaren Kontexten kann immer weiter nachgegangen werden. Unter diesen Umständen wird es zu einer der wichtigsten Aufgaben des Editors, seinen Gegenstand genau zu definieren, eine Struktur für die Inhalte zu schaffen und eine Grenze zu ziehen, zwischen dem, was konzeptionell und von der Bearbeitungspraxis her innerhalb der Edition sein soll, und dem, was als außerhalb stehend betrachtet wird. Die Frage lautet jetzt nicht mehr unbedingt, was man alles in die Edition integrieren möchte, sondern vor allem, was angesichts der verfügbaren Zeit- und Arbeitsressourcen ausgespart werden soll. Die zunächst als Befreiung von technischen Zwängen euphorisch begrüßten neuen Möglichkeiten erweisen sich so eher als neue methodische Herausforderungen, die nach einer systematischen Antwort verlangen.

*Inhaltsschichten.* Eine ähnliche Frage stellt sich angesichts des „Textes als Skala“. Die Überlieferung und ihre Verarbeitungsformen können in theoretisch unendlich vielen Schichten wiedergegeben werden. Wenn nicht ein Präsentationssystem an-

---

rather than an achieved state, and argues that this can be expressed in the electronic edition since its form is open and adjustable and can incorporate new material in a way the printed edition cannot. Hence the electronic edition can correspond to the cumulative nature of the scholarly work in a way that the static and fixed printed editions cannot.“

<sup>677</sup> Siemens, *Shakespearean Apparatus?* (2002), diskutiert dieses Problem S. 216ff: „Given this trend toward further inclusivity, those faced with the pragmatics of editing in the electronic medium might ask this question: where does such inclusivity of materials related to the edition end?“ (S. 221). Die Grundbeobachtung schon bei Bath, *The Editor in the Machine* (1999): „Interwoven with this issue of identifying the reader is the designation of limits for the work. Traditionally, the finite dimensions of the book, the size of the printed page and the cost of printing have silently set the limits for the editor of a scholarly book, but in the potentially infinite digital space these boundaries are widened.“

gestrebt wird, bei dem der Nutzer selbst diese Schichten durch die Einstellung verschiedener Parameter generieren kann, dann obliegt es dem Editor eine bestimmte Vorauswahl an Darstellungsweisen zu treffen. Alle Verarbeitungsformen von repräsentierten Dokumenten und ihren Texten sind von der Quellennähe einer Ausgangstranskription abhängig.<sup>678</sup> In die besondere Verantwortung des Editors fällt daher die Bestimmung, welche skriptografischen, bibliografischen, kodikologischen oder paläografischen Phänomene explizit verzeichnet und welche stillschweigend ignoriert oder verarbeitet werden sollen. Die Bereitstellung verschiedener Textstufen kann dann auch schrittweise erfolgen. In der Regel wird dabei das digitale Faksimile den Ausgangspunkt der Edition bilden, gefolgt von der Basistranskription und den darauf aufbauenden Stufen der Normierung und kritischen Textbearbeitung durch die Editoren.<sup>679</sup>

*Die inkrementelle Edition.* Der Text der Edition kann schrittweise verarbeitet werden. Zugleich können die Inhalte allmählich ausgeweitet werden. Während die gedruckte Edition nur als Endpunkt (oder in einzelnen, je abgeschlossenen Bänden) publiziert wurde, bedeutet der Akt der Veröffentlichung nur einen beliebigen, möglicherweise sogar eher einen Startpunkt der digitalen Edition. Publiziert wird, sobald relevantes Material für die Forschung bereitgestellt werden soll, oder sogar schon zum Start eines Projekts. Die Publikation kommt dann nicht mehr nach, sondern vor den Inhalten. Sie dient dann auch der Begleitung des Editionsprozesses. Auch das Prinzip der inkrementellen Edition entspricht der Grundlogik der Edition insgesamt, da es die fortlaufenden Prozesse der Wissensgewinnung besser unterstützt als der willkürliche und aus Sicht der Bearbeiter „ärgerliche“ Einschnitt der Drucklegung bei einer Edition in Buchform.<sup>680</sup>

Die Möglichkeit, auch *nach* der Publikation noch Fehler beheben zu können, weiteres Material anzubieten und die Texte tiefer zu erschließen und durchzuarbeiten, kommt alten Wunschträumen der Editoren entgegen.<sup>681</sup> Der Wegfall klarer Einschnitte

<sup>678</sup> Auf die Bedeutung dieser Basistexte weist bereits Duggan, *The Electronic Piers Plowman Archive* (1995), Absatz 8ff hin.

<sup>679</sup> Zu diesem Prozess als einer Grundorganisation neuen digitalen Edierens u.a. Brinkmann / Susen, *Erschließungsaspekte* (2004), S. 81 oder Thaller, *Digital Manuscripts* (2004).

<sup>680</sup> Herberger, *Plädoyer* (1990), S. 342 betont, dass Editionen nicht fehlerfrei oder endgültig sein können und die mediale Endgültigkeit des Buches deshalb „etwas Ärgerliches“ habe. Dagegen „erlauben [elektronische Editionen] die permanente Verbesserung eines ‚fertigen‘ Textes.“ Für das Problem der Korrekturen und Nachträge in gedruckten Editionen, die, in Zusatzbänden festgehalten, der Ordnung und einfachen Benutzung der bereits gedruckten Bände zuwiderlaufen liefert Folsom, *Projecting Whitman* (2001) ein eindrückliches Beispiel.

<sup>681</sup> Siehe z.B. bei Oellers, *Interpretierte Geschichte* (1993), S. 244f, der an eine alte Vorstellung von Loseblatt-Editionen erinnert, bei denen dieses inkrementelle und reversible Prinzip bereits im Rahmen der Druckkultur zu lösen gewesen wäre. Ein inkrementelles Hybridkonzept gibt es bei Wegstein, *Zur Edition der „Versus de volucibus“* (1993), S. 82, der von einer Druckausgabe mit digitalen Supplementen spricht („Und schließlich könnte auf diese Weise das EDV-Supplement auch nach

und der Zwang, einen bestimmten Grad der Fertigstellung zu erreichen, bevor publiziert wird, bringt aber auch die latente Gefahr der permanenten Unfertigkeit mit sich.<sup>682</sup> Weil alle Änderungen und Erweiterungen auch in der Zukunft noch möglich sind, liegt die Versuchung nahe, manches aufzuschieben und der gleichmäßigen Erreichung bestimmter Bearbeitungsstufen eine geringere Priorität zuzuweisen.

Das inkrementelle Prinzip der digitalen Edition wird durch den Werkzeugcharakter der Publikation gefördert. Bearbeitung und Veröffentlichung sind nicht mehr strikt getrennt, sondern fallen zunehmend zusammen. Es ist u.U. die gleiche Oberfläche, in der das Material präsentiert und in der mit ihm gearbeitet wird.<sup>683</sup> Zu den alten Träumen aus den frühen Jahren des Hypertextes gehört, dass damit auch die Grenzen zwischen den Autoren und den Lesern, hier: den Editoren und den Benutzern, verschwimmen würden. Beide würden dann gleichermaßen an der fortlaufenden Verbesserung der Inhalte arbeiten. Tatsächlich geht es auch hier um eine neue organisatorische Herausforderung. Die digitale Edition muss konzeptionell mindestens drei Bereiche organisieren: (1.) die eigentliche Projektarbeit, die in der Regel einen bestimmten zeitlichen Rahmen hat, (2.) die mögliche Nachbetreuung durch die Bearbeiter und (3.) die Verwendung durch externe Benutzer, die ebenfalls zu neuen Inhalten führen kann.

Edition ist unter diesen Maßgaben eine Form der organisierten und produktiven Kommunikation über die Überlieferung. Ein Community-Projekt. „All users are potential co-editors“.<sup>684</sup> Diese Idee des „talking back“<sup>685</sup> der Leser ist schon sehr alt. Sie hat auch bei einigen Web-Editionen eine Rolle gespielt. Erste praktische Ansätze in dieser Richtung haben aber gezeigt, dass von außen kaum Reaktionen kamen,

---

Abschluß der Buchedition schrittweise noch durch phonologische, morphologische oder lexikalisch-etymologische Informationen ergänzt werden, ohne daß dadurch der Wert der Edition gemindert würde“).

<sup>682</sup> Koltes, Elektronische Edition (2004), S. 117f sieht die beständige Option zur Verbesserung kritisch: „Genau hier liegt aber auch die Crux dieser Ausgaben, da *open end* oder offenes Ende gleichzeitig bedeuten kann, dass das Unternehmen endlos bearbeitet wird, im Sinne von ‚nie fertig‘. Dies birgt die immanente Gefahr des sich ‚Verzetteln‘; jedes einzelne Textstück, jeder einzelne Brief kann immer wieder neu und besser bearbeitet werden, so dass an einen Abschluss des Unternehmens nicht zu denken ist.“

<sup>683</sup> Landow, Convergence (1997), S. 85: „A full hypertext system, unlike a book and unlike some of the first approximations of hypertext currently available, offers the reader and writer the same environment“.

<sup>684</sup> Folsom, Projecting Whitman (2001). Den Übergang vom passiven Rezipienten zum aktiven Beiträger bezieht er auch auf den Bereich der Rezensionen: „criticism of *our* work becomes therapeutic rather than purely judgmental: if a review of a book edition points out errors in transcription or errors of omission, there’s nothing to do but cringe; if a reviewer of an electronic edition points out problems, we’ve just identified a new collaborator“.

<sup>685</sup> Ross, Future (2000), S. 148: „I shall simply argue here that readers need their own spaces for dialogue, for talking back. In print, editors get their way too easily and arbitrarily with texts and readers. Technology and editorial interpretation combine to transform the print critical edition into the agent of a notion of the author and, consequently, a way of reading.“

die in die Editionen hätten zurückfließen können. Dies kann verschiedene Gründe haben: Das editorische Material mag nur für einen kleinen Kreis überhaupt von Interesse gewesen sein, und die technischen Hürden können zu hoch gewesen sein. Möglicherweise liegt der Hauptgrund aber in der medialen Sozialisation der Nutzer, die aus der Druckkultur nicht an partizipative Formen der Mediennutzung gewohnt sind und in einer rein passiven Haltung verharren.

Es ist nicht auszuschließen, dass die Entwicklungen im Bereich des Web 2.0 hier zu Änderungen auf der technischen Ebene und vor allem in der Haltung der Benutzer führen, für die Prozesse des „tagging“ oder des kollaborativen Schreibens – wie wir sie derzeit in Wikis und Blogs erleben – zunehmend selbstverständlich werden. Für zukünftige digitale Editionen werden diese Optionen auf der technischen und sozialen Ebene erneut auszuloten sein. Ein Ansatz liegt dabei in verallgemeinerten Konzepten und Werkzeugen zur freien „Annotation“ von digitalen Inhalten durch die Benutzer.<sup>686</sup> Was die kollaborative Erstellung von Editionen betrifft, so liegt die Zukunft noch weit vor uns. In diesem Bereich unterscheiden sich die aktuellen digitalen Editionen kaum von dem, was wir seit 150 Jahren kennen.<sup>687</sup>

*Die verwobene Edition: Außenbezüge.* Die Edition steckt voller Bezüge. Interne Querverweise, realisiert als Hyperlinks, können als Form der inkrementell vertiefenden Erschließung betrachtet werden. Die digitale Edition ist aber auch offen für den Anschluss externer Ressourcen. Verweise müssten hier häufig auf anderes Quellenmaterial, auf Hilfsmittel, auf digitalisierte Sekundärliteratur, enzyklopädische Wissensbasen, Normdaten oder kumulierte Register gesetzt werden. Auch das, was konzeptionell und organisatorisch außerhalb des Editionsprojektes bleibt, ist per Hyperlink unter Umständen zu adressieren und somit einzubeziehen.<sup>688</sup> Daraus ergeben sich aber einmal mehr nicht nur neue Möglichkeiten für den Editor und verbesserte Informationsstrukturen und Nutzungsformen für den „Leser“, sondern auch neue Probleme, auf die Antworten gefunden werden müssen. Das Dilemma des Editors liegt vor allem darin, dass er die externen Ressourcen weder von ihrem – veränderlichen – Inhalt, noch von ihrer Adressierbarkeit her unter Kontrolle hat. Linksetzung kann nur im Vertrauen darauf erfolgen, dass die referenzierten Inhalte auch in Zukunft zum Ausgangspunkt und zur Informationsabsicht des Links

<sup>686</sup> Siehe hierzu z.B. Boot, *Third-party Annotations* (2006), Bradley, *Supporting Annotation* (2007) oder C.C. Marshall und B.A.J. Bernheim, *Exploring the Relationship between Personal and Public Annotations*, in: *Proceedings of the ACM/IEEE Joint Conference on Digital Libraries (JCDL04)*, Tucson (AZ) 2004, S. 349-357. Zur älteren Diskussion z.B. Landow, *Hypertext* (1996) oder C.C. Marshall, *Toward an Ecology of Hypertext Annotation*, in: *HyperText 98 proceedings*, Pittsburgh (PA) 1998, S. 40-49. Zu den Aktivitäten in der Entwicklung des Internets siehe das Annotea-Projekt des W3C.

<sup>687</sup> So auch Robinson, *Where We Are* (2004), der für die Zukunft von „fluid, cooperative and distributed editions“ spricht, die nicht mehr von einzelnen Personen, sondern von fachlichen Gemeinschaften erstellt würden: „They will be the work of many and the property of all“ (S. 141).

<sup>688</sup> Siehe dazu bereits Siemens, *Disparate Structures* (1998), Absätze 26ff.

passen werden und vor allem im Vertrauen darauf, dass die Adresse dauerhaft stabil und erreichbar bleibt. Während das erste Problem eher theoretischer Natur sein dürfte, bleibt die Frage nach persistenten Adressen von Internet-Ressourcen derzeit noch weitgehend unbeantwortet. Hier fehlt es nicht so sehr an theoretischen Entwürfen, sondern vor allem an etablierten Standards und einem adäquaten Problembewusstsein der Anbieter. Die digitale Edition befindet sich damit in einer Zwickmühle: verzichtet sie auf die Verlinkung mit externen Quellen, dann schöpft sie das Informationspotenzial z.B. des Internets nicht aus; setzt sie Links, dann zwingt sie sich, diese von Zeit zu Zeit zu überprüfen oder allmählich Linkruinen entstehen zu lassen. Beide Alternativen widersprechen offensichtlich dem hohen Qualitätsanspruch wissenschaftlicher Editionen.

Die Frage der Verlinkung ist darüber hinaus auch in anderer Richtung zu denken. Die digitale Edition selbst ist ebenfalls potenziell Linkziel oder sogar Teil anderer Ressourcen. Dabei kann es sich um andere digitale Editionen,<sup>689</sup> um konspektive Projekte oder Dienste auf höherer, verallgemeinernder Ebene<sup>690</sup> oder um auswertende Literaturen handeln.<sup>691</sup> Für all diese Fälle muss die Edition vor allem eine stabile Adressierung auf der Ebene einzelner Inhaltsteile anbieten. Eine Informationsressource kann beständig wachsen und auch „fremde“ Inhalte referenzieren oder einbeziehen. Sie – besser: ihr Inhalt – ist durch das Prinzip der Vernetzung dann aber selbst auch nur Teil eines allgemeinen, umfassenden „Dokumens“. <sup>692</sup> Aufgabe des Editors kann es dann sein, ein Set von Informationseinheiten bereitzustellen, das in-

---

<sup>689</sup> Von der Logik der Erschließung her ist z.B. jeder edierte Brief Teil von mindestens zwei Editionen, nämlich der Edition der Briefe des Absenders und der Edition der Briefe des Empfängers; hinzu kämen thematisch bestimmte Editionen. Ähnliches gilt auch für andere editorische Gegenstände.

<sup>690</sup> Um im Bild der Briefe zu bleiben, denke man hier an Briefportale, die den Zugang zu größeren Beständen ermöglichen, oder an die Zusammenstellung verschiedener Editionen zu Korpora, die dann z.B. korpuslinguistischen Fragestellungen zugänglich werden. Hier sei auch daran erinnert, dass es eines der Grundziele von Standards wie den Richtlinien der „Text Encoding Initiative“ (TEI) ist, verstreute Inhalte *gemeinsam* benutzbar zu machen. Ein Beispiel für die Integration auf einer thematischen Ebene bieten auch die im Portal „Romantic Circles“ (<http://www.rc.umd.edu/editions/>) zusammengeführten Editionen.

<sup>691</sup> In einer insgesamt digitalen Forschungs- und Publikationsumgebung, in der auch die auswertenden Texte elektronisch verfügbar sind, muss es möglich sein, die dort referenzierten Quellen unmittelbar als Hyperlink zu adressieren, oder sogar als Teilinhalte einzubinden. Man denke hier z.B. an den Editionstext oder das digitale Bild eines Briefes, der in einer Abhandlung diskutiert wird.

<sup>692</sup> Siemens, *Shakespearean Aparatus?* (2002), S. 222: „The hypertextual world envisioned by Nelson involves an inclusivity that ends only when all the related matter to be found is stored in the medium; here, each individual work is deemed to be a small part of a much larger whole united by topic and clearly connected by hypertextual associations that link related materials. As has been noted, the ‘Nelsonian vision ... ultimately requires all texts to be linked together in a universal web or docuverse’. [...] the work of the individual will take its place as part of a much larger whole – one made up of individual components that have specific points of interrelationship (sometimes called ‘nodes’), within a whole that can be navigated with reference to these points.“



haltlich den gängigen Standards entspricht und technisch von außen ganz wie Web-Services angesprochen werden kann.<sup>693</sup> Aufgabe des Editors kann es aber *auch* sein, die bestehenden Inhalte zu vernetzen und durch die Herstellung eines Linksystems einen editorischen Pfad durch die Überlieferung und ihre Repräsentationsformen anzulegen.<sup>694</sup>

Richtet man den Blick auf die Vernetztheit der Informationen, die innerhalb und außerhalb der Edition liegen, dann stellt sich auch die Frage nach der Grenzziehung der Edition neu. Die Bestimmung eines Gegenstandes, die Setzung einer Ordnungsstruktur, die Festlegung einer Grenze bekommen dann den Charakter einer Arbeitshypothese und eines Hilfsmittels zur Projektumsetzung. Die Edition selbst ist auf diesen Entwurf des Editors nicht festzulegen, sie kann darüber hinauswachsen. Auf der anderen Seite können andere Editionen entworfen werden, für die bestehenden Arbeiten einzubeziehende Teilmodule sind.<sup>695</sup> Aus der Sicht eines allgemeinen Informationsnetzes muss man zwischen den inhaltlichen Teilen – Reproduktionen, Transkriptionen, Erschließungsinformationen, textkritischen Annotationen – und ihrer Zusammenfügung zu einer thematisch bestimmten und strukturell organisierten Präsentation unterscheiden, die dann die publizierte Edition bildet.

Aus einer solchen Perspektive ergeben sich auch neue Antworten z.B. auf die Frage nach der überbordenden Komplexität der digitalen Edition. Sie liegen dann in einer starken Orientierung an einzelnen, abgeschlossenen Modulen. Die digitale Edition muss nicht – und kann in vielen Fällen auch gar nicht – innerhalb der begrenzten Zeit- und Arbeitsressourcen eines definierten Projekts *vollständig* erarbeitet werden. Aber es können Bausteine geliefert werden, die zu einer gut benutzbaren Ausgabe mit klar begrenztem Anspruch oder über die Zeit zu einer umfassenden Edition führen<sup>696</sup> oder für andere Zusammenhänge und thematische Zugänge nachnutzbar sind.

Die dem alten Grundgedanken des Hypertexts nachempfundene Trennung von inhaltlichen Teilstücken und einer darüber liegenden verbindenden und ordnenden Struktur lässt die Frage, was von beidem eigentlich die Edition ausmacht, zunächst unbeantwortet. Sie eröffnet aber eine neue Perspektive für die Organisation der verschiedenen Teilschritte in der Editionsarbeit und in der Bestimmung der Rollen verschiedener Akteure im editorischen Geschäft.

---

<sup>693</sup> Zu diesem Ansatz bereits Robinson, *Where We Are* (2004), S. 138f. Zuletzt ausführlich Boot / Zundert, *Digital Edition 2.0* (2011).

<sup>694</sup> So bereits (jenseits der engeren Frage nach wissenschaftlichen Editionen) Landow, *Hypertext* (1996), S. 80.

<sup>695</sup> Dies würde im Extremfall das aktuelle Konzept der „Mashups“ aufgreifen, nach dem Webinhalte häufig die zielgerichtete Neuzusammenstellung von bereits andernorts verfügbaren Materialien sind. Diese Idee auch bei Robinson, *Current Directions* (2007).

<sup>696</sup> Gedanken zu einer offenen, modulbasierten Edition, die sich im Laufe der Zeit zu umfassenden, „totalen“ Edition entwickelt, bereits bei Louis Marder, *Thoughts on a ‚Definitive‘ Edition of Shakespeare: Is it Possible?*, in: *The Shakespeare Newsletter* 32 (1982), S. 29.

*Präsentationsformen.* Eine vorerst letzte Dimension der Offenheit der digitalen Edition betrifft die Publikation. Ausgaben können (1.) parallel für verschiedene Medien und (2.) für verschiedene Zielgruppen und Rezeptionsszenarien entwickelt werden. Zusätzlich können sie (3.) im Laufe der Zeit immer wieder neu und immer wieder anders gestaltet werden.<sup>697</sup> Diese drei Optionen eröffnen ganz neue Möglichkeiten für inhalts- und zielgruppenadäquate Editionen. Aber auch hier sind die Chancen unmittelbar mit Problemen verbunden. Durch die vergleichsweise einfache Veröffentlichung in digitalen Medien und die Leichtigkeit einer fortwährenden Veränderung oder Neupublikation geht der eindeutige Zeitpunkt der Öffentlich-Machung verloren. Zusätzlich werden nun nicht mehr ausschließlich „Ergebnisse“ sichtbar gemacht, sondern auch die Grundlagen der Arbeit und der Prozess der Arbeit selbst. Im Vergleich zu den traditionellen, eher toten Ergebnis- oder „Produkt-Medien“ erwecken die lebendigeren „Prozess-Medien“ schnell den Eindruck der Unvollständigkeit und Unfertigkeit. Für die Rezeption ist es dabei unerheblich, dass auf der einen Seite die gedruckten Editionen streng genommen auch oft „unfertig“ waren und digitale Editionen – angesichts der selbst gesteckten Ziele – sehr wohl „fertig“ sein können. Es sind vor allem die technischen Möglichkeiten und Rahmenbedingungen, die für den Druck den Eindruck der Solidität und für z.B. Online-Publikation den Eindruck des Flüchtigen und Vorübergehenden erzeugen.<sup>698</sup>

Tatsächlich ist der Unterschied zwischen beiden technischen Welten und den in ihnen erzeugten Inhalten nicht so groß, wenn man die sozialen und ökonomischen Faktoren stärker in die Betrachtung einbezieht. In beiden Fällen werden Editionen in der Regel innerhalb bestimmter Projektlaufzeiten und im Rahmen von bestimmten finanziellen und personellen Ressourcen erarbeitet. Dass die Forschung ein immerwährender Fluss ist, stimmt nur aus einer globalen Perspektive. Tatsächlich ist sie auf einzelne Themen bezogen recht punktuell und wechselt häufiger Interessen und Richtungen. Auch die Aufbereitung der verschiedenen Überlieferungsbereiche ist kein kontinuierliches, sondern eher ein konjunkturelles Unterfangen. Sie besteht hauptsächlich aus Einzel- und Gruppenforschungen mit klar begrenzten Ressourcen. Sind die Ressourcen aufgebraucht, dann ist die Edition im Großen und Ganzen beendet – unabhängig vom Grad der Fertigstellung. Für gedruckte Editionen bedeutete dies häufig, dass einzelne Bände doch nicht mehr erschienen, auf Nachtragsbände verzichtet wurde oder die Register nicht mehr angefertigt wurden. Für digitale Editionen bedeutet es, dass auf weitere vertiefende Erschließungen verzichtet wird, Nachträge und Rückmeldungen nicht aufgenommen oder anstehende „Relaunches“

<sup>697</sup> Für diesen dritten Aspekt siehe z.B. Fanta, Robert Musil (2000), S. 85, der die verschiedenen „Generationen“ elektronischer Editionen des Musil-Nachlasses beschreibt.

<sup>698</sup> Für den Typus der Urkundenedition spricht dieses Phänomen Jenks, KISS (2002), S. 27 an. Er verweist aber auch schon darauf, dass es sich bei der Offenheit digitaler Formen nicht so sehr um ein Problem als vielmehr um eine Herausforderung an die Weiterentwicklung der Methoden handelt.

oder Umgestaltungen der Oberflächen nicht realisiert werden. Im schlimmsten Fall kommt hier allerdings die Gefahr der „Verwaisung“ hinzu: ist die Edition nicht an Institutionen gebunden, die sich dauerhaft für eine wenigstens technische Pflege zuständig fühlen, dann können z.B. Online-Editionen ganz untergehen und verschwinden.

*Fazit: Offenheit als Chance oder als Problem.* Bei den verschiedenen Aspekten der Offenheit digitaler Editionen fiel immer wieder auf, dass diese Offenheit *zunächst* als große Chance begriffen wurde, weil sie einigen Grundanforderungen der Edition gut zu entsprechen scheint und einige Probleme der gedruckten Edition vermeidet. Auf der anderen Seite scheinen durch die Offenheit auch erhebliche Probleme zu entstehen: Flüchtigkeit, Versionierung, Uneindeutigkeit, Unklarheit der Grenzen, Instabilität externer Verlinkung, Unfertigkeit usw. Trotzdem greift es zu kurz, hier von Segen und Fluch der Digitalisierung zu sprechen. Das Phänomen der Offenheit und seine Auswirkungen auf die Edition zeigt nur einmal mehr, dass der Wandel der technischen Rahmenbedingungen einen tief greifenden Einfluss auf unsere Konzepte und Methoden hat. Die Frage ist nicht, ob die neuen Technologien und Medien gut oder schlecht zu unseren editorischen Verfahren passen, sondern wie die editorischen Methodologien im Lichte der neuen Bedingungen weiterentwickelt werden müssen. Die Option der offenen Edition war vor der allgemeinen Verbreitung digitaler Werkzeuge und digitaler Medien nicht gegeben. In der traditionellen Methodologie war die Frage der Offenheit der Edition nicht abgedeckt. Sie muss deshalb konzeptionell von Grund auf neu angegangen und dann zu Handlungsempfehlungen umgearbeitet werden.

### 2.3.6 Organisations- und Arbeitsformen

*Electronic editions, however, should essentially be organized differently.*<sup>699</sup>  
Edward Vanhoutte

*Alles neu?* Was verändert sich angesichts der neuen technischen Rahmenbedingungen für die Art und Weise, in der Editionen erarbeitet werden? Wie müssen Editionen „neuen Typs“ organisiert werden? Wie wird ihre dauerhafte Zugänglichkeit und Benutzbarkeit sichergestellt? In der traditionellen Herangehensweise war editorische Arbeit durch die weitgehend autonome Beschäftigung des Editors oder eines überschaubaren Editoren-Teams mit dem überlieferten Material geprägt. Die Editoren konzentrierten sich auf die inhaltlichen Fragen der Texterschließung und Textkritik. Bis weit ins 20. Jahrhundert wurde als Produkt ein Manuskript oder Typoskript an die Verlage abgegeben, welche die drucktechnische Gestaltung und den Satz übernahmen. Mit der Durchsetzung des Computers als allgemeines Arbeits-

---

<sup>699</sup> Vanhoutte, *Display or Argument* (2003), S. 83.

mittel verlagerten sich die zuletzt genannten Aufgaben immer mehr auf die Editoren. Von diesen wurde zunehmend die Ablieferung fertiger Druckvorlagen erwartet. Die Zuständigkeit der Fachwissenschaftler für die Erstellung auch des Layouts und des Satzes resultierte dabei durchaus in Deprofessionalisierungstendenzen.<sup>700</sup> In den letzten Jahren scheint die Entwicklung wieder eine andere Richtung genommen zu haben: neuerdings sind eher wieder Tendenzen zu einer Aufgliederung der Arbeiten in verschiedene Teilbereiche und durch spezialisierte Fachleute zu beobachten, die aber unter der organisatorischen Gesamtkontrolle eines leitenden Editors stehen.

*Die Edition als Entwurf und als Arbeitsanweisung.* Die zunehmende inhaltliche und strukturelle Komplexität der Edition führt zu einer Schwerpunktverlagerung im Aufgabenspektrum des Editors. In der vorliegenden Untersuchung wird vor allem ein sehr allgemeines Theoriegebäude entworfen und es werden eine Menge neuer Herausforderungen beschrieben, die zu einer scheinbar uferlosen inhaltlichen und strukturellen Komplexität der Edition führen. Es darf dabei aber nicht vergessen werden, dass tatsächliche Editionsprojekte immer nur bestimmte Problemfelder zu bearbeiten haben und immer nur einzelne Positionen in einer allgemeinen editorischen Theorie besetzen.

Das Ziel einer umfassenden theoretischen Editorik muss es sein, die Herstellung von Editionen nicht noch schwieriger zu machen, als sie es bisher schon war, sondern im Gegenteil die Realisierung dadurch zu erleichtern, dass die einzelnen Problembereiche identifiziert und hier strategische Optionen aufgezeigt werden. Ein genaues Bewusstsein der eigenen theoretischen Ausgangsposition und klare Zielvorstellungen sind die wichtigste Grundlage für die effiziente Erarbeitung einer wissenschaftlichen Edition. Dem Editor obliegt es deshalb auch, zunächst die Überlieferung nicht nur zu sichten, sondern auch als Objektstruktur ontologisch und informatisch zu remodellieren.<sup>701</sup> Auf der Basis von Überlegungen zu den Nutzererwartungen und den möglichen Forschungsfragen ist dann zu entscheiden, welche Formen der Erschließung, Verarbeitung und Präsentation angesichts der neuen, erweiterten technisch-medialen Möglichkeiten sinnvoll anzustreben sind. Dieser Gesamtentwurf muss schließlich zu einer explizit zu dokumentierenden Editions-methode führen, die als Handlungsanweisung für alle Beteiligten möglichst wenig Raum für individuelle Entscheidungen und Subjektivismus lässt. Nur ein genauer Plan mit präzisen Regeln

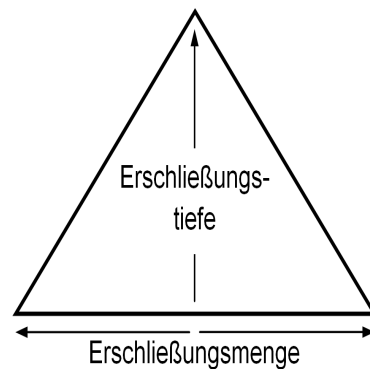
---

<sup>700</sup> Zu diesem Problem z.B. Ott, *Der Computer als wissenschaftliches Arbeitsmittel* (1994), S. 95 („Eine der Folgen [...] des Computereinsatzes] ist der in den letzten Jahren zu beobachtende und oft beklagte Verfall der typographischen Qualität vieler wissenschaftlicher Publikationen“) oder Kranich-Hofbauer u.a., *Die Lebenszeugnisse* (1989), S. 292f.

<sup>701</sup> Für einen Beispielfall legt D'Iorio, *Cognitive Models* (2003) dar, dass eine Edition ein komplexes digitales Archiv ist, das am besten mit einer zugrunde zu legenden Gesamtontologie organisiert wird. Bereits Cerquiglini / Lebrave, *PHILECTRE* (1997), S. 86 beschreibt den Editionsprozess als mit einer Dokumentanalyse beginnend, bei der es u.a. darum geht, die innere Struktur der Dokumente offenzulegen.

macht es möglich, dass ganze Teams von spezialisierten Mitarbeitern digitale Editionen erarbeiten, die umfassend, offen, inkrementell, zuverlässig und zukunftssicher sein können.<sup>702</sup> Diese Forderung nach klaren Regeln und ihrer öffentlichen Dokumentation galt grundsätzlich schon immer.<sup>703</sup> Sie wurde im Zeitalter der Druckkultur nur allzu oft vernachlässigt, da eine Kontrolle der abgeschlossenen Edition gegen ihre eigenen Regeln und gegen die tatsächliche Überlieferung ohnehin kaum möglich war. In einer digitalen Forschungsumgebung erhöht sich nun aber die Bedeutung eines genauen Arbeitsplanes, seiner Transparenz und seiner Einhaltung. Nur so besteht die Hoffnung, dass eine größere Gruppe konsistente Arbeit leisten kann und die Edition auch für die Benutzer nachvollziehbar, überprüfbar und damit zuverlässig benutzbar bleibt. Während das Buch als Zielmedium relativ enge Vorgaben für Inhalte und Methoden der Edition machte, ist deren Bestimmung heute sehr viel offener und damit schwieriger geworden. Die besondere Verantwortung des Editors für eine sinnvolle Modellierung der Inhalte, eine passende Methodik und einen zielführenden Arbeitsplan ist deshalb gestiegen.<sup>704</sup>

*Die Frage der Komplexität (und die Antworten darauf).* Digitale Editionen greifen inhaltlich weit aus und können diese Inhalte in verschiedensten Formen repräsentieren und in alternativen Publikationsformen medialisieren. Dies kann zu einer fast unbeherrschbaren Komplexität führen. Auf der anderen Seite macht es die digitale Edition durch die Trennung von Daten und Präsentation, durch die beständig mögliche Weiterbearbeitung und durch das inkrementelle Prinzip der Erschließung möglich, sie ganz in eigenständigen Modulen und Teilarbeits-schritten zu organisieren. Dabei liegt es nahe, zwei Richtungen der fortschreitenden Arbeit vorzusehen: Auf der einen Seite sind zunächst quellennahe Repräsentationsformen



3) Skizze: Pyramidenmodell der Edition nach Jenks

<sup>702</sup> Es ist trivial, kann aber gerade deshalb nicht oft genug wiederholt werden: „the more people work in a particular edition, the bigger the need for strict rules to be applied in each particular case“ (Bordalejo, *Everything You Wanted to Know* (2002))

<sup>703</sup> Die Ansage lautete immer schon: „Tell your readers what you have done and why“ (Stevens, *Editing* (1997), S.20), denn „[Editors] have an obligation to explain how they have treated the text“ (S. 12f).

<sup>704</sup> Malm, *Editing Economic History* (2005), S. 260: „Given the vast amount of options available in the electronic medium, it goes without saying that the editor’s responsibility increases considerably. The more data can be integrated into an edition, the more important are, first, strict criteria for the selection of the included material, and second, clear principles guiding the structuring of an edition.“

wie digitale Abbildungen oder Grundtranskriptionen zu gewinnen, auf deren Grundlage dann eine vertiefende Erschließung z.B. durch inhaltliche oder philologische Kritik vorgenommen werden kann. Auf der anderen Seite kann das Material in seiner Menge sukzessive verarbeitet werden. Nimmt man beide Richtungen zusammen, dann kann man mit Stuart Jenks von einer „Pyramidenstruktur der Editionstätigkeit“ sprechen,<sup>705</sup> bei der es zunächst immer eine größere Menge flach erschlossener Inhalte gibt, die allmählich weiter bearbeitet werden. Dabei darf nicht übersehen werden, dass ein solcher Ansatz zwar naheliegend ist und die Erarbeitung einer offenen, inkrementellen Edition ermöglicht, dass aber die Rezeption nicht gerade erleichtert wird, wenn der Benutzer für jeden Teilinhalt genau beachten muss, auf welchem Bearbeitungsstand sich dieser gerade befindet.

Durch die Aufteilung verschiedener Arbeitsschritte in erweiternder oder vertiefender Richtung wird die jeweils unabhängige und parallele Bearbeitung der Edition durch verschiedene Mitarbeiter erleichtert. Zugleich sind die Teilmodule auch dadurch unterschieden, dass für die verschiedenen Repräsentationsformen je eigene technische Mittel und Datenformate zur Anwendung kommen. Man denke dazu an einen typischen inkrementellen Ablauf der Editionsarbeiten, der von der Dokumentidentifikation (Arbeitsdatenbank) über die Grunderschließung (Metadaten), die Bilddigitalisierung (Bilddatenformate), die Textgewinnung bzw. Transkription (allgemeine Textdatenformate), die inhaltliche und textkritische Erschließung und Annotation (spezialisierte Textdatenformate, z.B. TEI) oder Kollation (z.B. durch spezialisierte Software) bis hin zur Generierung (Programmiersprachen) von Präsentationsformen (z.B. Internetformate wie HTML) reichen.<sup>706</sup>

Durch die klare Trennung der einzelnen Arbeitsschritte bei permanenter Publikation der jeweils erreichten Ergebnisse besteht die Möglichkeit, zunächst nur bestimmte Bereiche abzudecken und die Edition dann allmählich auszubauen. Im Gegensatz zum „hopp oder top“ der Druckedition erlaubt das inkrementelle Prinzip der digitalen Edition potenziell eine weniger riskante und damit auch klarere und leichtere Organisation der Arbeiten. Hier kann man bereits mit vergleichsweise leicht zu erreichenden Grunderschließungsformen an die Öffentlichkeit gehen<sup>707</sup> und dann in die Kommunikation mit der Fachgemeinschaft eintreten, um die weitere Entwicklung einer „kritischen Edition“ immer mit den Bedürfnissen der Nutzer rückzukoppeln.

---

<sup>705</sup> Jenks, KISS (2002), S. 31f.

<sup>706</sup> Für einen Praxisbericht zur inkrementellen Editionserarbeitung siehe z.B. Kramski, Die Edition der Tagebücher Harry Graf Kesslers (2001).

<sup>707</sup> Siehe z.B. den Plan bei Baumgartner u.a., Schritte (2007), S. 215, danach „soll die Brentano-Edition zunächst in erster Linie die Texte aus dem Nachlaß in zuverlässiger Form für die Öffentlichkeit bereitstellen. In dieser ersten Phase soll aus zeitökonomischen Gründen noch kein Versuch einer historisch-kritischen Aufarbeitung gemacht werden: die Texte sollen zwar textkritisch, aber ohne den Versuch, über den Einzeltext hinausgehend Werkzusammenhänge herzustellen, aufbereitet werden.“

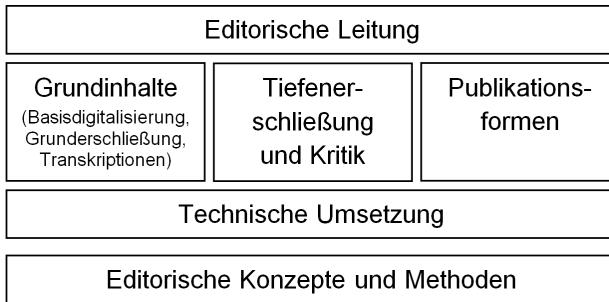
*Verteilte, ausdifferenzierte Rollen.* Traditionell verband der Editor eine dokumentologische Erschließungskompetenz mit inhaltlichem und philologischem Fachwissen und der Fähigkeit, einen zu druckenden Text als Präsentationsform herzustellen. In digitalen Editionen stellen sich aber darüber hinaus weitere Aufgaben, für die geisteswissenschaftlich ausgebildete Fachwissenschaftler in der Regel nicht gerüstet sind. Besonders in anspruchsvollen und umfangreichen Projekten kommt es immer mehr zur Arbeit in großen Teams aus höchst unterschiedlichen Spezialisten mit sehr differenzierten Rollen.<sup>708</sup> Eine idealtypische Gliederung sieht den „general editor“ vor allem als Leiter und Moderator verschiedener Gruppen von Zuarbeitern. In einer idealtypischen Beschreibung können solche Editionsteams dann z.B. nach folgenden Rollen und Aufgaben beschrieben werden:

- Leitung der Gesamtedition, Kommunikation, Außenvertretung
- Beratung zu Fragen der Überlieferung, der einzusetzenden Technik, der grundlegenden editorischen Konzepte, der konkret anzuwendenden Methoden und der Publikationsformen
- Grunderschließung der Überlieferung
- Bilddigitalisierung und Qualitätskontrolle
- Textgewinnung, Transkription
- Vertiefende Texterschließung, inhaltliche und philologische Kritik, wissenschaftliche Annotation
- Datenmanagement (Entwurf der Datenstrukturen, Konversionen)
- Serveradministration (bei Online-Editionen)
- Konzeptionierung der Publikationsformen

Bei kleineren Projekten werden in der Regel mehrere Rollen von einer Person übernommen. Bei sehr großen Vorhaben kann die Differenzierung aber durchaus noch weiter gehen. In der Tendenz wird die digitale Edition vom abgeschlossenen Einzelunternehmen zum offenen Mannschaftsspiel,<sup>709</sup> der Editor vom Allrounder zum Team-Manager. Die Edition wird entindividualisiert, kann dadurch aber auch an Professionalität, Rationalität und Transparenz gewinnen. Jeder Teilnehmer tut

<sup>708</sup> Man betrachte hierzu die „Credits-Seiten“ z.B. des „William Blake Archive“ (mit zuletzt 67 namentlich genannten „participants“, <<http://www.blakearchive.org/blake/credits.html>>), das „Rossetti Archive“ (mit zuletzt 54 Mitarbeitern, <<http://www.rossettiarchive.org/about/credits.html>>), die van Gogh-Briefedition (mit rund 40 Personen auf der „Credits“-Liste, <<http://vangoghletters.org/vg/credits3.html>>) oder die Alfred-Escher-Briefedition (mit rund 50 erwähnten Beteiligten, <<http://www.briefedition.alfred-escher.ch/credits>>).

<sup>709</sup> So auch am Rande Carlquist, *Medieval Manuscripts* (2004), S. 116, Robinson, *Electronic Editions* (2007), S. 10 oder Robinson, *Current Issues* (2005), §3.



4) Skizze: Schematische Rollenverteilung in der digitalen Edition

nun das, was er am besten kann. Er tut es auf der Grundlage eines klaren und dokumentierten Arbeitsprogrammes. Die kollaborative Arbeit an der editorischen Durchdringung der Inhalte erfordert allerdings auch eine genaue Dokumentation dessen, wer was wann getan hat. Durch die Modularisierung und Differenzierung der Tätigkeiten werden außerdem jetzt Editionen wieder realistisch, die wegen ihrer Komplexität oder ihres Umfangs in der Druckkultur nicht zu bewältigen gewesen sind.<sup>710</sup>

*Die Rolle der Institutionen.* Die gedruckte Edition ist zwar in der Regel an eine Forschungseinrichtung gebunden, sie kann aber ebenso gut das Werk eines unabhängigen Forschers sein. Mit der Drucklegung verliert sie zudem die Koppelung an ihre Herausgeber und auch die Verlage sind eigentlich nur daran interessiert, sie möglichst schnell wieder loszuwerden (abzuverkaufen). Die wissenschaftliche gedruckte Edition hat ihren Ort dann in der Bibliothek, die ihre Bewahrung sicherstellt und ihre Verfügbarkeit organisiert. Solange digitale Editionen eine statische Publikationsform erreichen, also z.B. auf CD-ROM veröffentlicht werden, ändert sich daran nicht viel. Erst mit dem Übergang zur „permanenten“ Edition, die keinen eigentlichen Abschluss kennt und als Online-Angebot einer dauerhaften Pflege bedarf, ändert sich der institutionelle Bezug grundlegend. Hier geht es jetzt nicht mehr nur um die Archivierung und Bereitstellung von „Ergebnissen“, sondern um ein dauerhaftes Angebot, das neben den Arbeitsergebnissen auch deren Grundlagen, eine ggf. von Zeit zu Zeit zu aktualisierende Präsentationsoberfläche und möglicherweise sogar eine „Arbeitsumgebung“ umfasst, mit der die Inhalte weiter bearbeitet und verändert werden können. Die digitale Edition ist in einem Maße mit der Überlieferung (und ihren unmittelbaren Repräsentationsformen) selbst verbunden, das in der Druckkultur schon aus technischen Gründen nicht möglich gewesen ist. Die Trennung

<sup>710</sup> Auf diesen Aspekt weist bereits Schmitz, Bücher oder Dateien (1997), S. 75 hin.



von Überlieferung und Edition beginnt, sich aufzulösen. Die digitale Edition wächst gewissermaßen aus der Überlieferung heraus. Naheliegend ist dann aber auch, dass der Ort der Überlieferung (vor allem also die Archive, teilweise auch die Bibliotheken *als Bewahrer der Überlieferung*) tendenziell zum Ort der Edition wird.<sup>711</sup> Zu dem Ort, an dem die Erschließungsleistungen koordiniert und zusammengebunden werden und an dem der dauerhafte Betrieb einer Publikation sichergestellt wird.<sup>712</sup>

Das Konzept vom Archiv als „Ort der Edition“ findet seine Grenze da, wo der Edition abstraktere Grundvorstellungen wie die vom „Werk“ zugrunde liegen. Aus dieser Perspektive, in der die Überlieferung in aller Regel verstreut ist, kann die Zentralisierung der Edition an einer anderen Institution sinnvoll sein. In Frage kommen hier thematisch orientierte Archive (z.B. die Literaturarchive)<sup>713</sup> und Bibliotheken sowie vor allem akademische Forschungseinrichtungen. Wenn es ein „Heinrich-Heine-Institut“ gibt, dann liegt es nahe, die dauerhafte Entwicklung und Bereitstellung einer Heine-Edition hier anzusiedeln.<sup>714</sup> Entscheidend ist bei allem das „institutional commitment“ – die Selbstverpflichtung einer Institution, die Verantwortung für die Arbeit an und die öffentliche Bereitstellung einer Edition dauerhaft zu übernehmen. Derzeit wird editorische „Zuständigkeit“ noch über aktive Selbstzuschreibung „verteilt“. Angesichts der zentralisierenden und exklusiven Tendenzen umfassender

---

<sup>711</sup> Hier spielen mehrere Aspekte zusammen: Zum einen wächst die Edition aus den Grunderschließungsdaten heraus, die im Archiv angelegt werden und sinnvoller Weise auch dort verbleiben und gepflegt werden; zum anderen bezieht sich die Edition auf eine visuelle Wiedergabe der Überlieferung, die schon aus Gründen der Rechtewahrung oft in den bewahrenden Institutionen verbleiben. Hier ist allerdings auch eine technische (und damit organisatorische) Trennung denkbar, bei der Bildmaterial an einem anderen Ort angeboten und nur per Link in die Edition eingebunden wird. Zu diesen Aspekten auch Wizisla, *Archive als Editionen* (2000), S. 416. Eine ältere Spielart des Rückbindungsansatzes ist die Idee, dass die Editoren doch ihre Notizen und Vorarbeiten (auch die elektronischen!) der Institution der Überlieferung übergeben sollten – so z.B. Woesler, *Zum Verhältnis von Editionen und Archiven* (1996), S. 76.

<sup>712</sup> Zum Archiv als Ort der kollaborativen Editionserstellung auch Karsten Uhde, 2001-2010: Gegenwart und Zukunft des Internet als gemeinsame Arbeitsplattform von Archivaren und Historikern, in: *Geschichte und Internet: Raumlose Orte - Geschichtslose Zeit*, hg. von Peter Haber, Christophe Koller und Gerold Ritter, *Geschichte und Informatik* 12 (2001), Basel 2002, S. 106.

<sup>713</sup> Die alte Forderung nach Literaturarchiven „die für die ‚Erhaltung der Handschriften, ihre angemessene Vereinigung und ihre richtige Verwertung‘ Sorge zu tragen hätten“ (Plachta / Vliet, *Überlieferung* (2000), S. 19 zitieren Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. 15 (1970), S. 7 (ein ursprünglich 1889 veröffentlichter Vortrag)) findet heute ihre logische Fortsetzung in der digitalen Edition.

<sup>714</sup> Dabei geht es vor allem um die organisatorische Verstetigung und Zentralisierung. Um beim Beispiel zu bleiben: Das Heinrich-Heine-Institut ist für die digitale Heine-Ausgabe zuständig (das Heinrich-Heine Portal unter <http://www.hhp.uni-trier.de/>), ihre technische Realisierung ist aber an das Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier ausgelagert (<http://www.kompetenzzentrum.uni-trier.de/>). Sollte dieses eines Tages nicht mehr bestehen, dann würde das Heinrich-Heine-Institut zu einem neuen technischen Partner weiterziehen.

digitaler Editionen verwundert es, dass bislang viele „claims“ unbesetzt geblieben sind.<sup>715</sup>

*Wo bleibt der Editor?* Die Edition scheint zur Spielwiese für hoch spezialisierte editionsferne Fachleute verschiedenster Disziplinen zu werden. Ohne professionelle Archivare, Fotografen, Informatiker, Designer und andere Experten ist eine „ideale“ Edition nicht möglich. Entscheidend bleibt aber der Editor als „general manager“. Er muss den Gegenstand definieren, eine Struktur schaffen, eine Zielvorstellung entwickeln und einen Entwicklungsprozess steuern. Sofern er nicht ein „Alleskönner“ ist, der sowohl über breite methodische als auch hilfswissenschaftliche, historische, philologische und technische Kompetenzen verfügt, sollte er doch in all diesen Dingen wenigstens einen so oberflächlichen Eindruck haben, dass er in der Lage ist, ein Editionsprojekt zu organisieren und zu überwachen.<sup>716</sup> Der Editor wandelt sich dabei vom „lone ranger“ zum Teamleiter, der dafür sorgt, dass die Zuarbeit der weiteren Fachleute sich zu einem konsistenten Ganzen fügt.<sup>717</sup> Innerhalb einer gut organisierten Edition können dann die notwendigen Teilarbeiten von den jeweils am besten dazu ausgebildeten Teilnehmern so vorgenommen werden, dass sie auch ohne den Rahmen des Projekts in ganz anderen Zusammenhängen nachnutzbar sind. Dazu einige Beispiele: Die archivische oder bibliothekarische Grunderschließung ist für die Edition unverzichtbar, sie ist aber auch nützlich, wenn sie in ganz andere Verwertungszusammenhänge, z.B. in allgemeine Kataloge und Findmittel, eingeht. Die Bilddigitalisierung kann außerhalb der Edition auch für andere Zwecke von Interesse sein. Eine quellennahe, aber gewissermaßen „vorkritische“ Basistranskription kann ein wichtiger Baustein sein, wenn es darum geht, außerhalb der Edition Transkriptionskorpora zusammenzustellen, an denen allgemeine Fragen der Schrift- und Sprachentwicklung zu untersuchen sind. Inhaltliche Erschließungsinformationen, z.B. zu Personen, Orten oder Sachen können ebenso gut bei thematisch verwandten Editionen von Nutzen sein und müssten deshalb eigentlich in übergeordneten Wissensbasen abgelegt werden.

In einer idealen Edition ist der Editor nicht mehr ein Halbgebildeter auf vielen Gebieten, der alles selber macht ohne auf den einzelnen Feldern ein echter Fachmann

---

<sup>715</sup> Es steht nämlich zu erwarten, dass in Zukunft kaum noch Editionen mit umfassendem Anspruch in Angriff genommen werden können, wenn Ansätze dazu bereits an anderer Stelle vorhanden sind. Paralleleditionen widersprechen einigen grundlegenden Prinzipien digitaler Editionsformen und dürften kaum noch finanzielle Unterstützung finden.

<sup>716</sup> Auch Vanhoutte, *Display or Argument* (2003), S. 94 diskutiert die Rolle und die Aufgaben des Editors. Er glaubt nicht, dass eine Trennung von editorischen und technischen Fertigkeiten sinnvoll ist, da z.B. die Auswahl und Anwendung eines Textauszeichnungsschemas fundierte editorische Entscheidungen braucht. Das Gleiche würde auf der anderen Seite für die Gestaltung der Publikation und z.B. die Funktionalität der Benutzeroberflächen gelten. Auch hier sei ein editorisch begründetes Urteil unverzichtbar.

<sup>717</sup> Begriff und Konzept auch bei Dahlström, *Digital Incunables* (2000).

zu sein.<sup>718</sup> Vielmehr arbeiten hier Spezialisten in ihren eigenen Kompetenzbereichen und die Aufgabe des Editors liegt vor allem darin, die verschiedenen Ergebnisse zusammenzubinden.<sup>719</sup>

*Die Rolle der Nutzer.* Wenn nicht nur die Ergebnisse einer Edition veröffentlicht werden, sondern auch Repräsentationsformen ihrer materiellen Grundlagen und wenn nicht nur statische Publikationsformen erzeugt werden, sondern interaktive Anwendungen, die als Arbeitsumgebung die Veränderung bestehender und die Schaffung neuer Inhalte unterstützen, dann verschwimmt zumindest technisch die Grenze zwischen den Mitarbeitern innerhalb eines Editionsprojektes und den Nutzern außerhalb desselben. „All readers may become editors too“<sup>720</sup> – das betrifft nicht nur die Möglichkeit, sich seinen eigenen Editionstext durch die Einstellung verschiedener Textparameter generieren zu lassen, sondern auch die Beteiligung an der weitergehenden Texterschließung und Textkritik.<sup>721</sup> Dies kann über Annotationen geschehen, die gesammelt und an die bestehenden Informationen angelagert werden,<sup>722</sup> es kann aber – z.B. nach dem Prinzip des „crowdsourcing“ – durch die Nutzer auch an den Editionsdaten selbst gearbeitet werden.<sup>723</sup> Umso wichtiger wird dann ein koordinierendes und kontrollierendes System, in dem der leitende Editor als Moderator den Input in die Edition integriert. Aus der Sicht einer allgemeinen Arbeitsumgebung handelt es sich bei den Editionsmitarbeitern, einer engeren Fachgemeinschaft und den allgemeinen „Lesern“ dann nur um verschiedene Gruppen von „Benutzern“, die hinsichtlich ihrer Rechte und Möglichkeiten differenziert werden. Solchermaßen als „Virtual Research Environments“ (VRE) verallgemeinerte Editionen existieren zur Zeit noch nicht. Sie wären aber die konsequente Fortsetzung der bis jetzt sichtbaren Entwicklungstendenzen. In noch stärkerem Maße würde die Rolle des Editors sich dann auf die Schaffung von Ordnungsstrukturen und die Vorgabe einer editorischen Methodik richten. Die Realisierung offener interaktiver Editionen

<sup>718</sup> Bereits Arnold Esch, *Der Umgang des Historikers mit seinen Quellen*, in: *Historische Zeitschrift Beiheft* 28 (1999), S. 128-147 hatte darauf hingewiesen, dass streng genommen eine strikte Arbeitsteilung zwischen Editoren und inhaltlich forschenden Wissenschaftlern herrschen müsste (S. 147).

<sup>719</sup> Die Rolle des Editors als Wissensmanager, der verschiedene Module zusammenbringt und zu einer gut nutzbaren Einheit formt, auch bei Gregory Crane, David Bamman und Alison Jones, *ePhilology: when the books talk to their readers*, in: *Blackwell Companion to Digital Literary Studies*, hg. von Ray Siemens und Susan Schreibman, Oxford 2008, S. 52 (Absatz „The role of the editor in a digital world“).

<sup>720</sup> Robinson, *Where We Are* (2003), S. 139.

<sup>721</sup> Ein einfaches System zur interaktiven Erschließung beschreibt Jenks, *KISS* (2002), S. 36f für sein „Preussisches Urkundenbuch“. Dabei sollte die Verschlagwortung der einzelnen Urkunden auch durch die Benutzer erfolgen. Über die interaktive Fortführung von Editionen und die Einbindung des Publikums in die Gestaltung auch Warwick, *Reports of my death* (2001), S. 54f. Über kooperative Editionsprojekte auch Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 78. Ein Erfahrungsbericht bei Messer-Kruse, *Participatory Historical Writing* (1998), S. 42ff.

<sup>722</sup> Zu Annotationssystemen Boot, *Third-party annotations* (2006).

<sup>723</sup> Siehe hierzu z.B. Causer / Tonra / Wallace, *Transcription maximized* (2012).

mit der Möglichkeit starker Nutzerbeteiligung ist aber nicht nur eine Frage der editorischen Methodik und der technischen Komplexität. Zu berücksichtigen sind hier auch soziale Faktoren, wie das Bestehen von thematischen „communities“ und ihrer Bereitschaft, zur inhaltlichen Entwicklung der Editionen aktiv beizutragen.

*Arbeitsumgebungen.* Bislang waren die Werkzeuge und die Arbeitsumgebung des Forschers von der Publikation und der Rezeptionsumgebung der Leser strikt getrennt. Auf dem Weg in eine digitale Forschungsumgebung entstehen zunächst spezialisierte Werkzeuge, die verschiedene Teilbereiche der editorischen Arbeit abdecken.<sup>724</sup> Zu den neueren Visionen gehört darüber hinaus das Zusammenwachsen von Arbeitsumgebung und Publikationsumgebung, wie es – in einer sehr viel einfacheren Form – in den Wiki-Technologien bereits vorweggenommen<sup>725</sup> und im Forschungsbereich der „eScience“ weitergedacht und weiterentwickelt wird.<sup>726</sup> Die „interaktionsfreie, einsame Produktion monomedialer logischer ‘Texte‘“ scheint in Zukunft nicht mehr der einzige Weg der Forschung zu sein.<sup>727</sup> Ergänzt wird er durch

<sup>724</sup> Exemplarisch zu nennen wären hier z.B. die „Edition Production & Presentation Technology (EPPT)“, <<http://eppt.org/eppt/>>. Zu den relativ frühen Entwürfen für kollaborative Systeme (hier z.B. über ein Dokumentenmanagementsystem mit Versionskontrolle) gehört Radl, *Die falschen Kapitularien* (2004). Zu Arbeitsumgebungen für digitale Editionen auch Lecolinet u.a., *Text-image Coupling* (2002).

<sup>725</sup> Das Wiki-Paradigma spricht explizit Robinson, *Current Issues* (2005), §3 an, wenn er von „means by which scholarly work may be dynamically corrected, revised and augmented (a kind of scholarly Wikipedia, if you will)“ redet.

<sup>726</sup> Für die Textwissenschaften als Pilotprojekt in Deutschland maßgeblich zuletzt „TextGrid“ (<http://www.textgrid.de/>). Als spezielles Werkzeug für die verteilte Erschließung von Urkundenbeständen im Rahmen des Projekts *Monasterium* siehe *EditMOM* (<http://www.editmom.uni-koeln.de>) und die Literatur dazu: Benjam Burkard, *Wiki goes Humanities*, *Kollaborative Erschließung mittelalterlicher Urkunden*, in: *Wikis im Social Web - Wikiposium 2005/06*, hg. von Johann Stockinger und Helmut Leitner, Wien 2007, S. 130-144; Benjamin Burkard, Stefan Gruner und Georg Vogeler, *Informatics for Historians. Tools for Medieval Document XML Markup and their Impact on History-Science*, in: *Journal for Universal Computer Science* 14/2 (2008), S. 193-210; Benjamin Burkard, Stefan Gruner und Georg Vogeler, *New Specialist Tools for Medieval Document XML Markup*, in: *Proceedings SAC'07 Annual ACM Symposium on Applied Computing 1*, Seoul 2007, S. 594-599. Auch Chauvin / Küster, Benjamin Constant (2001), S. 123 sprachen beiläufig schon von „web-based forms of cooperation, e.g. redaction and content management systems“. Einen Vortrag zum Thema „Text Editing in a Distance-Research Environment“ hat Barbara K. Altmann auf der *Modern Language Association Convention 2004* gehalten. Auf der Tagung „*Digital Humanities 2005*“ gab es außerdem eine Session mit dem Titel „*Playing Many Parts: Models of Collaboration in an Electronic Edition*“ mit Beiträgen von Michael Best, Jessica Slight, Peter van Hardenberg, Wendy Huot und Alan Galey ([http://mustard.tapor.uvic.ca/cocoon/ach\\_abstracts/proof/panel\\_202\\_best.pdf](http://mustard.tapor.uvic.ca/cocoon/ach_abstracts/proof/panel_202_best.pdf)). Als einen ganz frühen Entwurf in dieser Richtung könnte man auch Müller, *PC-Shareware* (1987), S. 144f betrachten; er spekuliert über „des Germanisten Traum“, ein verbundenes System aus Faksimilierung, Katalogbeschreibung, Transkription, Edition, Index und Wortkonkordanz.

<sup>727</sup> Giesecke, *Von den Mythen der Buchkultur* (2002), S. 238: „Die interaktionsfreie, einsame Produktion monomedialer logischer ‘Texte’ ist ein Qualitätsideal, dessen Bedeutung sich auf Dauer ebenso relativieren wird wie die der gedruckten Bücher als Verständigungsmedium in einer multimedialen Welt.“

eher kollaborative Formen der Arbeit, die für ihre Organisation auf Redaktionssysteme angewiesen sind, die nicht nur die Primärdaten anbieten, sondern auch Werkzeuge zu ihrer Bearbeitung enthalten und unmittelbar zu Publikationsformen führen – oder selbst als Publikationsplattform fungieren.<sup>728</sup> Das Konzept der „Virtual Research Environments“ erscheint heute als die logische Antwort auf die sich entwickelnde mediale Arbeitsumgebung des Forschers und nimmt dabei die Grundbedingungen verteilter und vernetzter Information ebenso auf wie die Tendenz zu kollaborativen Arbeitsformen.<sup>729</sup>

*Qualitätssicherung.* „Software is not the answer“ – technische Arbeitsumgebungen, kontrollierende Software, technische Standards und Kontrollroutinen helfen dabei, den Editionsprozess formal abzubilden und werkzeugeitig zu begleiten. Software und formale Standards allein sind aber für die Sicherung editorischer Qualität nicht ausreichend.<sup>730</sup> Insbesondere kann nicht erwartet werden, dass es allgemeine Editionssoftware geben kann, die einfach auf neue Projekte übertragbar ist und dort für eine inhaltliche Qualität bürgen könnte. Entscheidend sind hier vielmehr konsistente Editionsconzepte, klare Editionsregeln, inhaltlich definierte Standards und eine gute Organisation der Zusammenarbeit und Kontrolle der Ergebnisse. Durch die Vergrößerung der editorischen Teams und die Tendenz zur kollaborativen Editionserstellung gerät die Konsistenz der Arbeit und die Gleichmäßigkeit der Qualität in Gefahr.<sup>731</sup> Umso wichtiger ist eine genaue Beschreibung der editorischen Conzepte und Methoden, die nicht mehr nur zur Nachvollziehbarkeit der Edition durch die Benutzer bedeutsam ist, sondern bereits für die Arbeit innerhalb der Edition. Grundsätzlich müsste hier sogar eine genaue Versionierung betrieben werden, bei der festgehalten wird, wer wann mit welcher Begründung welche Änderungen oder Erweiterungen an den Daten vorgenommen hat.<sup>732</sup> Dies legt in der Regel die Verwendung eines komplexen technischen Systems nahe, das nur durch eine sehr strikte manuelle Protokollierung und Kontrolle der Editorbearbeitungen ersetzt werden kann.

*Langfristige Verfügbarkeit und Nutzbarkeit.* Wie kann die dauerhafte Zugänglichkeit von Editionen in den verschiedenen Medien sichergestellt werden? Stellen verschiedene technische Medien unterschiedliche Anforderungen an die Infrastruktur der Informationsversorgung? Und geht es unabhängig von den gewählten Medien nur um die konservierende Bereitstellung von finalen Ergebnissen, oder stellt sich

---

<sup>728</sup> Als Beispiel für die kollaborative Transkription siehe auch Keeler, *The Place of Images* (2002), S. 88, die über ein Projekt zu den Notizen Peirces berichtet („In virtual working contexts, created on-line, transcribers and editors [...] jointly perform the transcription task“).

<sup>729</sup> Am Beispiel hierzu auch Will, *Der elektronische Drache* (2002).

<sup>730</sup> Sperberg-McQueen, *Textual Criticism* (1996), S. 44.

<sup>731</sup> Siehe hierzu Butler u.a., *Can a Team Tag Consistently?* (2000).

<sup>732</sup> Kurz dazu Robinson, *Where We Are* (2003), S. 141.

nicht auch die Frage, „wie der vorzeitigen Veralterung der Ausgaben wirksamer zu begegnen sei“?<sup>733</sup>

Die dauerhafte Bereitstellung gedruckter Editionen erscheint unproblematisch. Das Buch ist als Informationsspeicher und Medium autark.<sup>734</sup> Es braucht keine „Anzeigergeräte“, veraltet im Sinne einer Hard- oder Software nicht und ist physisch stabil. Sieht man von dem temporären Problem säurehaltiger Papiere ab, die für einige Generationen gedruckter Bücher die Lebensdauer schließlich doch begrenzen, so scheinen Bücher ideale Medien für eine dauerhafte Verfügbarkeit und Zugänglichkeit zu sein. Bei dieser Wahrnehmung neigen wir allerdings zu zwei „blinden Flecken“, die sich daraus ergeben, dass wir – bedingt durch unsere mediale Sozialisation – für selbstverständlich halten, was bei genauerer Betrachtung nicht selbstverständlich ist. Zum einen vergessen wir, dass die Sicherung und Verfügbarkeit wissenschaftlicher Literatur von einer gut ausgebauten bibliothekarischen Infrastruktur abhängt. Die in geringer Zahl aufgelegten Editionen können dadurch wenigstens „prinzipiell“ – wenn auch teilweise im Zuge aufwendiger Fernleihprozeduren – jederzeit konsultiert werden. Zum anderen verleitet uns die Abgeschlossenheit des gedruckten Buches dazu, einen perfekten Endzustand anzunehmen und zu vergessen, dass die Nützlichkeit von wissenschaftlichen Editionen im Laufe der Zeit prinzipiell abnimmt. Diese haben ein implizites Verfallsdatum, das sich aus neu auftauchenden Quellenmaterialien, zunehmend entdeckten Fehlern oder neuen Fragestellungen ergibt. Editionen sind zunächst nur für einen bestimmten Kenntnisstand und nur eine Methodengeneration gemacht.<sup>735</sup>

Fragt man weniger nach der scheinbaren physischen Autonomie eines Mediums und mehr nach seiner Verfügbarkeit, Zugänglichkeit, Aktualität und Nutzbarkeit, dann bieten digitale Publikationsformen – insbesondere Online-Veröffentlichungen – offensichtliche Vorteile. Die Bedenken gegen ihre Stabilität und ihre langfristige Verfügbarkeit werden dadurch zu einem der letzten Rückzugspositionen und Hauptargumente in der häufig noch abwehrenden Diskussion um den Umstieg auf digitale Editionsformen.<sup>736</sup> Bei genauerer Betrachtung und im Vergleich der Medien zeigt sich aber, dass die langfristige Verfügbarkeit von Informationen nicht so sehr eine Frage der physischen Speicher, sondern eine Frage der gesellschaftlichen Organisation ist. Die Vorstellung von der robusten Handschrift, die tausend Jahre überdauert oder vom autarken Buch, das seit fünfhundert Jahren fast unverändert lesbar ist, unterschlägt, dass dies nicht nur dem physischen Beschreibstoff geschuldet ist. Die meisten Handschriften sind untergegangen. Überlebt haben fast nur diejenigen, um

<sup>733</sup> Zeller, *Struktur und Genese* (1975), S. 105.

<sup>734</sup> Das Konzept der Autarkie der gedruckten Edition bei Schepers, *Elektronische Edition* (1997), S. 204.

<sup>735</sup> Darauf weist z.B. Woesler, *Zum Verhältnis von Editionen und Archiven* (1996), S. 66 hin.

<sup>736</sup> Eine knappe, Medien der Edition vergleichende Diskussion bei Stevens / Burg, *Editing Historical Documents* (1997), S. 31.

die sich eine Bibliothek fortwährend gekümmert hat.<sup>737</sup> Der Buchdruck hat die Gefahren der Überlieferung durch die massenhafte Vervielfältigung noch verringert. Es bleibt aber dabei, dass im Zusammenspiel zwischen physischer Stabilität, vielfacher Kopie und institutioneller Sorge der zuletzt genannte Faktor der entscheidende ist. Unter den neuen Bedingungen wird in allen Bereichen nach neuen Lösungen für digitale Medien gesucht. Dabei kommt der Herstellung physisch stabiler Speicherformen derzeit kaum eine Bedeutung zu. Eher werden Strategien der organisierten Migration auf jeweils neue Speicherformen entwickelt. Letztlich liegt die Antwort aber darin, dass es Institutionen geben muss, die sich um die dauerhafte Bereitstellung von Informationen kümmern.<sup>738</sup> Wir brauchen eine neue Sichtweise auf das Problem: wir neigen immer noch dazu, die Langfristigkeit mit der physischen Speicherung zu assoziieren, dabei ist es der kontinuierliche Gebrauch, der die besten Voraussetzungen für dauerhaft gepflegte Informationen schafft.

Bibliotheken wären auch heute noch naheliegende Organe der Bereitstellung elektronischer Daten.<sup>739</sup> Wenn sich Bibliotheken gleichermaßen um die Speicherung, Vorhaltung und Bereitstellung analoger wie digitaler Publikationsformen kümmern würden, dann ist kein Grund zu entdecken, warum eine der beiden Formen gefährdeter sein sollte als die andere. Beide müssen gepflegt werden, sie stellen dazu nur unterschiedliche Anforderungen. Das gedruckte Buch braucht gegen die Gefahr von Feuer und Wasser gesicherte Magazinräume, die digitale Publikation muss wenigstens von Zeit zu Zeit auf neue Speicher umkopiert werden. Das Problem liegt darin, dass die Bibliotheken sich über ihren Auftrag und ihre Zuständigkeit in diesem Bereich häufig noch nicht im Klaren sind und es an den notwendigen technischen Kompetenzen und Infrastrukturen fehlt. Ein tatsächlicher Wandel der Anforderungen von analogen zu digitalen Medien liegt dann aber vor allem auch darin, dass erstere klar abgegrenzte statische Objekte sind, während letztere in mehrfacher Hinsicht dynamisch sein können. Digitale Medien müssen in einer sich verändernden technischen Umgebung „lauffähig“ gehalten werden und sie müssen u.U. aktualisiert werden. Die Bewahrung wissenschaftlicher Informationen kann sich in der Bibliothek beim Buch auf das Trägermedium beschränken, das zugleich das Präsentationsmedium ist. Bei digitalen Informationen sollte das Präsentationsmedium zwar auch dauerhaft verfügbar sein, die Konzentration muss sich hier aber auf

---

<sup>737</sup> Auch Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 33f konstatiert, „that it is not so much paper itself, that ensures the long-term tradition of data, but rather the redundant safekeeping of the data in various libraries and the functioning library system.“

<sup>738</sup> So für einen Beispielfall auch Barwell u.a., *Authenticated* (2001): „For a major work of national importance we believe that only a reputable organisation with a long-term commitment to the field is appropriate, such as a professional association, a university research centre or library or a national cultural institution.“

<sup>739</sup> Hockey, *Creating and Using* (1996), S. 13 sah als Hüter der Daten noch „librarians, who will increasingly take over the maintainance of electronic resources“.

die Daten selbst richten.<sup>740</sup> Die Erkenntnis, dass aktuelle digitale Publikationsformen ein implizites Verfallsdatum haben und es die Daten *hinter* den Publikationen selbst sind, die von Dauer sind,<sup>741</sup> ist in weiten Teilen der Bibliothekswelt noch nicht angekommen. Hier liegt allerdings auch eine Herausforderung, die möglicherweise das Aufgabenspektrum der Bibliotheken überschreitet. Streng genommen müssten digitale Publikationen von Zeit zu Zeit ja auch neu gestaltet, die externen Referenzen gepflegt und eine Möglichkeit zur Erweiterung und Aktualisierung der Inhalte geboten werden.

Wenn die Bibliotheken als Organe der Bereitstellung für anspruchsvolle, offene und dynamische Editionen ausfallen, dann muss nach anderen möglichen Institutionen gesucht werden. Hier kommen vor allem die bestehenden Einrichtungen des Kulturerbes, also vor allem die Archive und die akademischen Forschungseinrichtungen in Betracht. Ein weiterer Ansatz wäre der thematische Zusammenschluss von Editionsprojekten, die gemeinsam eine stabile Infrastruktur aufbauen könnten, die auch zeitlich über das Einzelprojekt hinausgeht.<sup>742</sup> Der eigentlich naheliegende Gedanke, neue Zentralinstitutionen zu schaffen, die explizit für die Archivierung, Bereitstellung und Pflege wissenschaftlicher Daten zuständig sind,<sup>743</sup> scheint angesichts der allgemeinen Mittelknappheit nicht realistisch. Grundsätzlich sind auch institutionelle Kombinationslösungen denkbar, bei denen für eine digitale Edition z.B. die dynamische, „lebende“ Publikation an einem Archiv oder einer Forschungseinrichtung angesiedelt wäre und eine von Zeit zu Zeit zu generierende statische „Momentaufnahme“ an eine Bibliothek übergeben würde.

Unabhängig davon sind dauerhaft „lebensfähige“ Editionen solche, die benutzt werden!<sup>744</sup> Es ist also nicht nur der Anbieter, sondern die Gemeinschaft der Nutzer, die über die langfristige Verfügbarkeit entscheiden. Die Nachfrage folgt nicht nur dem Angebot, sondern auch umgekehrt, das Angebot der Nachfrage. Wenn dauerhafte Editionen beständig aktuell gehalten werden sollen, dann brauchen sie aber auch einen „Ort der Edition“, an dem diese Edition nicht als Produkt, sondern als Prozess

---

<sup>740</sup> Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 44 stellt klar, dass es bei der langfristigen Sicherung von digitalen Inhalten um „content preservation and not material preservation“ geht.

<sup>741</sup> Donaghy, *Look before you leap* (1998), S. 105 erkennt ganz richtig: Die „elektronischen Daten sind an sich gegen den Ablauf der Zeit unempfindlich“.

<sup>742</sup> Hier wäre an den (gescheiterten) Versuch der „Model Edition Partnership“ (<<http://adh.sc.edu/>> - letzte Aktualisierung im Jahr 2000) zu erinnern, der den teilnehmenden Editionen einen stabileren Rahmen zu geben versucht hat. Erfolgreicher scheint dagegen der Ansatz der „Romantic Circles Electronic Editions“ (<http://www.rc.umd.edu/editions/>) zu sein.

<sup>743</sup> Die Überlegung zum elektronischen Publizieren im Allgemeinen auch bei Meadow, *Editing* (1999), S. 259. Zentrale Textrepositorien, die dauerhaft nutzbare elektronische Daten vorhalten, stellt sich auch noch Hockey, *Creating an Using* (1996), S. 13f vor.

<sup>744</sup> Robinson, *Where We Are* (2003), S. 139: „The best guarantee that an electronic edition should remain usable is that it should be used“. Im Übrigen gilt dann auch: die verlassene, die „tote“ Edition wird durch Archäologie dann wieder zum Leben erweckt, wenn sie benutzt werden soll.



verstanden wird. Dabei wären die ersten Kandidaten jene Orte, an denen die Überlieferung liegt, und jene, an denen die Edition erarbeitet wird. Die Ersteren sind in der Regel jene, die für Konstanz, die Letzteren aber diejenigen, die für Kompetenz bürgen können.<sup>745</sup> Im Idealfall wird eine Institution zu suchen sein, die beides verbindet.

Für methodische Überlegungen ist die Lebensdauer des Speicher- oder Präsentationsmediums von der Lebensdauer der Inhalte zu unterscheiden. Auch die potenzielle Nachhaltigkeit digitaler Editionsformen ergibt sich aus der bereits oben diskutierten Trennung von Inhalt und Form (bzw. Speicherung) und damit aus der Transmedialisierung. Die Nachhaltigkeit analoger und digitaler Informationen verhält sich in diesen beiden Aspekten genau gegenläufig. Während das Buch als physischer Speicher mit geringem Aufwand gepflegt werden kann, ist es von seinem Inhalt her nur schlecht zu konvertieren, zu migrieren, zu vervielfältigen und nur umständlich zugänglich zu machen. Digitale Daten sind zwar als individuelle physische Speicher prekär, zugleich ist aber ihr Inhalt einfach zu konvertieren, zu kopieren, zugänglich zu machen und in anderen Zusammenhängen nachnutzbar. Nimmt man beides zusammen, dann spricht auch der Aspekt der Nachhaltigkeit eher für digitale Editionsformen.<sup>746</sup>

Digitale Editionen sind nicht, wie es manchmal immer noch wahrgenommen wird, für den Augenblick gemacht. Sie müssten eigentlich den Anspruch erheben, mindestens so lange nutzbar zu sein wie gedruckte Editionen – eigentlich sogar länger.<sup>747</sup> Im Gegensatz zu gedruckten Editionen, die komplett neu gemacht werden, wenn die Unzufriedenheit mit den bestehenden Ausgaben nur groß genug ist, müsste sich der Wunsch nach Veränderung und Erweiterung innerhalb der digitalen Edition befriedigen lassen. Auch weil die Vorarbeiten zur Edition immer wieder neu genutzt werden können, ist die digitale Edition prinzipiell nachhaltiger und haltbarer. Diese Überlegungen führen einmal mehr zur Forderung, dass digitale Editionen ein besonderes Augenmerk auf quellennahe und detailreiche Repräsentationsformen legen sollten und dass traditionelle Editionen, die immer noch ausschließlich auf eine gedruckte

<sup>745</sup> Auch Donaghy, *Look before you leap* (1998), S. 106 spekuliert darüber, ob die die Edition erstellende Institution die Funktion einer dauerhaften Bereitstellung wirklich übernehmen kann oder ob am Ende nicht doch nur wieder die Übergabe an die Bibliotheken übrig bleibt.

<sup>746</sup> Digitale Editionen veralten nicht per se. Entscheidend ist aber, dass ihre Daten von der Publikation unabhängig sind, dass sie in zukunftssicheren Formaten und Standards vorliegen und im Bedarfsfall neu medialisieren werden können. Dazu auch Kamzelak, *Wider ein Verfallsdatum* (2004), Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 76 und Jannidis, *Wider das Altern* (1997).

<sup>747</sup> Die Forderung bei Sperberg-McQueen, *Textual Criticism* (1996), S. 40: „Electronic scholarly editions should have relatively long lives: at least as long as printed editions. They should not become technically obsolete before they are intellectually obsolete“. Beim Fischer-Verlag war für das Projekt einer neuen Gesamtausgabe der Werke Thomas Manns „gefordert, [...] die Inhalte so aufzubereiten, dass sie langfristig nutzbare Ressourcen werden“ – Ressourcen, aus denen dann ad hoc Buchausgaben hergestellt werden könnten, siehe dazu Schmidt / Müller, *Zaubernetz* (2000), S.102.

Ausgabe zielen, wenigstens die Vorarbeiten in elektronischer Form bereitstellen und archivieren lassen sollten.<sup>748</sup> Dabei kann nicht oft genug wiederholt werden, dass es die explizite Dokumentation und Transparenz der editorischen Methoden und die Verwendung der etablierten Datenformate und Beschreibungsstandards sind, die die Grundlage für die Zukunftssicherheit der geleisteten editorischen Arbeiten bilden.<sup>749</sup> Peter Robinson formuliert dazu bereits 1997:<sup>750</sup>

„There is a special compartment reserved in hell for scholars who devise their own *ad hoc* markup system for use with their own favourite word processor. Scholars may escape from this compartment by use of a widely supported standard system of computer markup.“

Nimmt man dies alles zusammen, dann sind gängige Formate, allgemein verbreitete Beschreibungsstandards, eine klare editorische Positionierung und Zielsetzung, eine gute Strukturierung des überlieferten Materials, ausführlich dokumentierte Editionsregeln, gute Metadaten, eindeutige Identifikationsmechanismen der Editions-inhalte, eine Versionskontrolle und die Anbindung an eine dauerhafte Institution die wesentlichen Bausteine für langfristig nutzbare Editionen.

### 2.3.7 Publikation und Publikationsformen

*... ja es ist eine Zeit vorauszusehen, in der die Herausgeber mittelalterlicher Werke imstande sein werden, ihren Lesern mit Hilfe des Computers verschiedenste Versionen der von ihnen bearbeiteten Texte ins Haus zu liefern.*<sup>751</sup>  
Evelyn Sherabon Firchow (1989)

„*Scholarly editions are prepared for publication*“.<sup>752</sup> In der Edition wird Wissen produziert. Daten. Aber am Ende soll daraus eine Publikation werden. Die Edition kann rein von einer informationstheoretischen Perspektive aus beschrieben werden. Sie könnte sich in den Daten erschöpfen. Damit hätte sie aber ihre Funktion nicht in vollem Umfang erfüllt. Quellen oder Werke zu erschließen, die Daten dann aber nur „irgendwie“ verfügbar zu machen und nicht zu einer Publikation auszuarbeiten hieße, den angefangenen Weg nicht zu Ende zu gehen. Die Edition war immer schon auch ein „Interface“ – eine Vermittlungsinstanz zwischen der Überlieferung, dem Editor und dem Benutzer. Immer schon sind für die Vermittlung verschiedene,

<sup>748</sup> Die Forderung bereits bei Ott, *Elektronische Edition* (1998), S. 201f (Geldgeber von Editionen sollten darauf drängen, dass die Inhalte zusätzlich zu ihrer Publikation unverschlüsselt in einer Standardcodierung auf Datenträgern oder im Netz verfügbar gemacht würden).

<sup>749</sup> Dies war bereits in der Frühzeit des Internet ein Gemeinplatz: „everyone agrees that editors should not rely on proprietary software and hardware“ - Barwell, *Electronic Editions* (1995), S. 81.

<sup>750</sup> Robinson, *New Directions* (1997), S. 152.

<sup>751</sup> Firchow, *Anforderungsprofil* (1989), S. 41f.

<sup>752</sup> So die einleuchtende Kapitelüberschrift bei Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 160ff.

immer wieder neue Medien in Frage gekommen. Rolle und Kodex der editorisch vorkritischen Zeit sind durch das gedruckte Buch abgelöst worden, zu dem es hypothetische oder praktisch angewandte Alternativen gab: Von der Loseblattsammlung über die Mikrofilme, Mikrofiches, Magnetbänder, Disketten, Video Discs bis hin zu CD-ROMs.<sup>753</sup> Heute erscheinen diese zuletzt aufgezählten Formen als temporäre Erscheinungen, deren Zeit schon wieder vergangen ist. Soweit es sich abschätzen lässt, stabilisiert sich aber das Internet, bzw. präziser: das World Wide Web, als die zentrale und wohl auch dauerhafte Publikationsplattform für die Wissenschaft der nächsten Jahrzehnte.

*Zur Zukunft der gedruckten Edition.* Editionen sind heute – von ihren Daten her – immer digital. Es werden keine ernst zu nehmenden Editionen mehr analog, also ohne die Hilfe von Computern, erstellt. Die Publikation einer Edition *kann* heute immer noch *auch* gedruckt werden – wenn es denn zur angenommenen Rezeptionssituation passt. Wenn damit das intendierte Publikum erreicht und seine Bedürfnisse erfüllt werden.<sup>754</sup> In der Alternativität von Medien kommt es auf der anderen Seite unweigerlich zu neuen Positionsbestimmungen und zu neuen Funktionszuweisungen. Das mediale Ökosystem verändert sich. Rollen und Aufgaben der einzelnen Medien müssen neu bestimmt werden. Die Möglichkeiten digitaler Medien sind offensichtlich größer. Sie sind für die Praxis überzeugend und hinsichtlich alter und neuer methodischer Probleme verlockend. Für die Editorik schaffen sie einen ganz neuen Möglichkeitsraum und zeigen neue Horizonte auf. Nicht zuletzt deshalb bedeutet der Medienwandel einen so großen, nicht nur praktischen, sondern vor allem methodischen und theoretischen Wandel der wissenschaftlichen Edition. Das Buch fällt dadurch aber nicht einfach weg. Medien verschwinden nicht.<sup>755</sup> Das Buch muss nur seine Rolle neu finden und kann sich dabei in Zukunft vielleicht auch mehr auf seine eigentlichen Stärken konzentrieren.<sup>756</sup>

---

<sup>753</sup> Über die frühen digitalen Distributionsmedien kurz auch Burrows, Text (1999), S. 53ff. Von der „interactive video disc“ als Editionsmedium spricht z.B. Brockbank, Mobile Text (1991), S. 91.

<sup>754</sup> Auch Steding, Computer-Based Scholarly Editions (2002), S. 160ff sieht auch ganz richtig, dass das Erreichen des Publikums einer der Hauptzwecke der Edition bleibt.

<sup>755</sup> So besagt es bereits das allgemeine „Rieplsche Gesetz“, zurückgehend auf Wolfgang Riepl, Das Nachrichtenwesen des Altertums mit besonderer Rücksicht auf die Römer, Leipzig 1913. Neue Medien führen danach immer nur zu einer Funktionsschärfung der alten Medien.

<sup>756</sup> Aus der allgemeinen Warte z.B. Priscilly Coit Murphy, Books Are Dead, Long Live Books, in: Rethinking Media Change. The Aesthetics of Transition, hg. von David Thorburn und Henry Jenkins, Boston 2004, S. 81-93 („History has thus far shown that no medium has ever completely replaced an earlier medium, although some have been profoundly altered from their original form“ und, im Rückgriff auf Lester Asheim, New Problems in -Plotting the Future of the Book, in: Library Quarterly 25 (Oktober 1955), S. 292) „it is not too illogical to anticipate that out of the thesis, book-reading, and its antithesis, the use of nonbook materials, some synthesis may come which retains the best features of both.“ – S. 90).

In dem Moment, in dem die Edition digital erarbeitet wird, das Potenzial der digitalen Strukturen und Daten die Leistungsfähigkeit des gedruckten Buches übersteigt und die Edition vom statischen Produkt zum dynamischen Prozess wird, kann eine Druckausgabe eigentlich nur noch als *sekundäre* Publikationsform verstanden werden, die durch den Flaschenhals eines relativ beschränkten Mediums gedrückt worden ist.<sup>757</sup> Der Druck ist eine Analogisierung eigentlich digitaler Informationen. Zugleich muss durch die algorithmische Beliebigkeit der digitalen und analogen Präsentationsformen der alte Anspruch des Buches, die kanonische, die wahre, die endgültige Fassung zu bieten, relativiert werden.<sup>758</sup> Jede Druckfassung kann nur noch eine Fassung bieten, *neben* der es andere geben könnte und *hinter* der möglicherweise ein umfassenderes digitales Archiv steht.

Die Rolle des Buches in der medialen Ökologie wird aber nicht einfach nur geschwächt. Es besteht hier die Chance, dass es sich auf seine Stärken konzentrieren kann und von Aufgaben entlastet wird, denen es ohnehin nie wirklich gerecht werden konnte. Bücher sind zum Lesen da. Unabhängig von weiteren Werkzeugen kann es mit dem unbewaffneten Auge ortsunabhängig genutzt werden. Aus editorischer Sicht kann es in idealer Weise *eine Fassung* eines Textes bieten, *eine Aufführung* eines Werkes darstellen.<sup>759</sup> Dabei muss die gedruckte Edition nicht mehr zugleich ein Archiv der Überlieferung und der Varianten und ein Laboratorium der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Texten und Werken sein.<sup>760</sup>

Eine neue Rollenverteilung muss sich einpendeln.<sup>761</sup> Das Buch kann eine vereinfachte, gesäuberte Lesefassung bieten. Es kann zur wissenschaftlich nutzbaren digitalen Gesamtressource hinführen, wie umgekehrt in einer ökonomischen Perspektive die digitale Fassung ein Werbemittel für die Druckfassung sein kann.<sup>762</sup> Beide Formen verweisen auch funktional aufeinander.<sup>763</sup> Letztlich wird die Rollenverteilung einmal

---

<sup>757</sup> Eggert, Text-encoding (2005), S. 430: „We are only a few years away from the day when e-publication will become the primary format of choice for scholarly editions, with print on demand, in a more sophisticated form than it exists at present, serving as the secondary format for those parts of the edition required by the reader.“

<sup>758</sup> Dahlström, Digital Incunables (2000) betont, dass die Druckfassung von ihrem Charakter her immer nur eine der vielen *möglichen* Ausgabeformen sein kann und damit auch nicht mehr die *finale* Form.

<sup>759</sup> Bereits Shillingsburg, General Principles (1993): „The need for printed texts will continue, but an ideal electronic scholarly edition may make the printed scholarly edition obsolete. A printed text would come to be thought of as one possible version of the work more fully represented by the electronic archive.“

<sup>760</sup> Siehe hierzu auch Dahlström, How Reproductive (2004), S. 18.

<sup>761</sup> Schon früh Härtel, Mehr als ein Anhang (1987), S. 75: „Im Falle der Konkurrenz von traditioneller Edition und Quellenbank ist im Augenblick nur noch nicht klar absehbar, auf welchem Niveau sich die Aufgabenteilung zwischen Buch und maschinenlesbarem Datenträger einpendeln wird“.

<sup>762</sup> Auf den Aspekt der Werbefunktion einer digitalen Fassung für die Druckfassung weisen auch Chauvin / Küster, Benjamin Constant (2001), S. 124 hin.

<sup>763</sup> Ganz typisch die Argumentation bei Maggioni, Esperienze Wellisane (2007), S. 23f: er sieht sehr wohl, dass die elektronische Form die maßgebliche sein müsste, verteidigt aber den Druck als

mehr auch von den edierten Gegenständen, der Überlieferungslage und den zu erwartenden Nutzungsszenarien abhängen. Hier gilt z.B. die Regel, dass je „wichtiger“ ein Text oder Werk ist, desto vielfältiger die Publikationsweisen sein werden. Eine Edition, die auf einer unkomplizierten Überlieferungslage aufbaut und keine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihrer Genese unterstützen muss, wird u.U. auf eine komplexe digitale Publikation verzichten können. Auf der anderen Seite müssen editorisch aufbereitete Materialien, die kaum zum „Lesen“, dafür aber als wissenschaftliche Ressource gedacht sind, nicht unbedingt auch noch gedruckt werden.<sup>764</sup>

In einer verallgemeinernden Sichtweise bleibt festzuhalten, dass sich das Buch im Verhältnis zu den originär digitalen Daten und den diese umfassend zugänglich machenden digitalen Publikationsformen zu einem speziellen Zusatzprodukt, einem inhaltlich und funktional reduzierten – positiv gewendet: fokussierten – „spin off“ entwickelt. In einer weitergehenden Theoriebildung der Publikation ist auch noch zwischen einer „typografischen Erscheinungsform“, die auf den Druck ausgelegt ist und dem gedruckten Buch selbst zu differenzieren. Gute digitale Editionen können z.B. eine typografische Fassung (z.B. im PDF-Format) auf Knopfdruck anbieten, welche die Funktionen eines Buches weitgehend abdeckt.<sup>765</sup>

*Normal: Digital.* Was ist naheliegender, als eine digital aufbereitete Edition auch digital zu publizieren? Zum Aspekt der Leistungsfähigkeit digitaler Medien kommt ergänzend die Frage nach der Adäquanz zur medialen Gesamtkonfiguration der Forschung. Wenn die gesamte Arbeit von der Informationsbeschaffung über die Analyse und Verarbeitung bis hin zur Herstellung von Ergebnispräsentationen (früher: Monografien und Aufsätze) in einer digitalen Umgebung und mit digitalen Werkzeugen stattfindet, dann gibt es für die Edition kaum einen Grund, sich dem zu entziehen. Digitale Forschung braucht digitale Editionen. Eine dynamische Forschung braucht

---

Stabilisationspunkt, der den Wert der digitalen Fassung noch erhöht, weil nur diese aktuell sein könne und den vollständigen wissenschaftlichen Hintergrund biete.

<sup>764</sup> Diese Art der Rollenverteilung bei Van Vliet, *Electronic Editions* (2002), S. 70. Der Gedanke ist auch deshalb nicht unwichtig, weil durch den Verzicht auf eine Druckfassung und damit den Wegfall einer großen ökonomischen Hürde auch neue Materialien in den Genuss einer kritischen Aufbereitung kommen, die vorher – in Relation zum Druckaufwand – als nicht wichtig genug unter den Tisch gefallen sind. Auf der anderen Seite der Medaille kann ein Verzicht auf eine Druckfassung darin begründet sein, dass das Material zu kompliziert für eine einfache typografische Wiedergabe oder zu spezialistisch für eine Drucklegung sei. Auch in dieser Richtung kommt es dann zur Ausweitung des editorischen Gegenstandsbereiches – dazu auch Sperberg-McQueen, *Textual Criticism* (1996), S. 40.

<sup>765</sup> Ein solches Modell z.B. bei Schneider, *Neuprofilierung* (2004), S. 144: ... „das pdf-Format bietet individuell interessierende Texte zum Ausdrucken an, und daher werden sie hier mit Seiten- und Zeilenzählung versehen. Das pdf-Format gewährleistet so die Zitierfähigkeit der Edition unabhängig von einer wissenschaftlichen Buchausgabe.“

dynamische Editionen.<sup>766</sup> Und eine kontinuierliche Forschung braucht Editionen, die sich sowohl über die Zeit verändern können, als auch langfristig verfügbar sind und als Grundlage verschiedener „spin offs“ dienen können.<sup>767</sup> Dabei müssen hier gar keine starren Antagonismen aufgebaut werden. Wenn es bei der Frage der medialen Präsentation vor allem auf den „Gebrauch“ der Edition ankommt, dann spricht nichts gegen Druckfassungen und die angesprochenen Zwischenpositionen, bei denen für Teilbereiche oder einzelne Sichten auf das edierte Material Ad-hoc-Druckfassungen generiert werden können – die man z.B. kontemplativ in der Badewanne lesen und annotieren mag.

*Digitale Daten und digitale Publikation.* Digitale Editionen können als digitale Publikationen geschrieben werden. Sie können unmittelbar als HTML-Dateien entwickelt oder in einem Redaktionssystem erstellt werden, bei dem Produktion und Publikation(sform) fast nahtlos ineinander übergehen. Insbesondere viele „einfache“, „kleine“ Editionen gehen diesen Weg und erreichen damit eine schnelle, teilweise tadellose Publikation, ohne sich selbst größere technische Hürden in den Weg zu stellen. Form und Inhalt fallen hier im Digitalen erneut zusammen. Dies ist kein Rückschritt hinter die typografische Tradition, aber auch kein nachhaltiger Fortschritt. Zwar sind teilweise deutliche Gewinne in den visuellen und strukturellen Ausdrucksmöglichkeiten sowie der Verfügbarkeit und Zugänglichkeit offenkundig, das ganze Potenzial digitaler Informationsressourcen wird so aber nicht ausgeschöpft. Hierzu ist die konzeptionelle Trennung von Inhalt und Form entscheidend und diese dürfte inzwischen wohl auch als „state of the art“ in der editorischen Theoriebildung gelten: „Denke in abstrakten Daten! Denke in Strukturen! Beschreibe Inhalte, nicht Formen! Sage, was du meinst und nicht, wie es in einem bestimmten Medium aussehen könnte!“<sup>768</sup> Konsequenterweise ist die Edition ein Zwischenschritt. Abstrakte Daten werden zunächst erarbeitet und erst dann in Medien konkretisiert bzw. visualisiert. Die als temporär erkannte Präsentationsform ist arbiträr. Sie kann – auf den gleichen Daten aufbauend – heute so und morgen anders aussehen. Die jeweilige Publikationsform ist arbiträr, zugleich aber nicht überflüssig. Man sieht (im Regelfall) die Edition nicht anders als durch ihre Publikation.<sup>769</sup> Dabei darf nicht

---

<sup>766</sup> Gerhard Schmitz in einer Web-Rezension zu: Deutsches Rechtswörterbuch (DRW) online, in: H-Soz-u-Kult, 26.11.2005, <<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/id=106&type=rezwww>>.

<sup>767</sup> Schmidt / Müller-Spitzer, Die Große kommentierte Frankfurter Ausgabe (2003), S. 268 über eine damals geplante neue Thomas-Mann-Werkausgabe: „Bei einem auf eine so große Zeitspanne angelegten Projekt ist es in der heutigen Zeit selbstverständlich, dass die Werkausgabe aus einer Buchausgabe und einer elektronischen Ausgabe besteht“.

<sup>768</sup> In diesem Sinne bereits Ott, Überlegungen (1998), S. 209.

<sup>769</sup> Hier sollte aber auch nicht der Fall vergessen werden, dass Forscher zur Auswertung der Editionsdaten direkt die (ev. ebenfalls zugänglich gemachten) Grunddaten und nicht die Publikation verwenden.

vergessen werden, dass die jeweilige Publikationsform u.U. auch die Rezeption der Editions-inhalte beeinflusst: „no message is divorced from a medium“.<sup>770</sup> „Build once, use many“.<sup>771</sup> Editionen als Publikationen werden generiert. Sie werden einmal aufgebaut und können dann in vielfältigen Formen genutzt werden.<sup>772</sup> Im Grunde greift dies längst bestehende Modelle auf. Aus der gedruckten kritischen Edition wurden auch früher schon „zielgruppenspezifische Derivate“ abgeleitet: z.B. Studienausgaben oder Leseausgaben. Die Variabilität digitaler Ausgabeformen erstreckt sich nun aber auf mehrere Dimensionen:

- Verschiedene parallele Ausgaben in einem Medium.
- Verschiedene Ausgaben in verschiedenen Medien.
- Unterschiedliche Inhalte (Ausschnitte) für verschiedene Ausgaben.
- Unterschiedliche Aufbereitungen für verschiedene Zielgruppen und Nutzungssituationen.

Der Reiz dieser Ausdifferenzierung liegt nicht nur in der scheinbaren Einfachheit der Generierung „auf Knopfdruck“.<sup>773</sup> Sie liegt vor allem darin, dass nun „zielgenauere“ Ausgaben möglich werden.<sup>774</sup> Nicht jeder Nutzer wird alles Material brauchen, nicht für jedes Medium sind alle Strukturen oder Inhalte gleich gut geeignet. Die Alternativität der Präsentationsweisen kann zur Entwicklung neuer Editionstypen führen, die genauer an die edierten Materialien, an die Zielmedien *und* an die Nutzer angepasst sind. Daraus ergibt sich auch die Chance, endlich der Gefahr der „Überladung“ der Edition zu entkommen, die bereits im Druck augenfällig war und die durch die Zunahme an Inhalten und struktureller Komplexität in der

---

<sup>770</sup> Darauf weist einmal mehr Nowviskie, *Interfacing the Edition* (2000) hin. Wieder wird damit auch die Frage nach der Identität aufgeworfen. Auf der einen Seite kann diese in den Daten gesucht werden, die von der Publikation unabhängig und gleichbleibend sein können. Auf der anderen Seite würde eine radikal rezeptionistische Position in jeder Publikation eine neue Edition sehen, weil hier die Rezeptionsbedingungen jeweils verändert sind.

<sup>771</sup> Das Prinzip beschreibt für elektronische Texte im Allgemeinen auch David Seaman, *The Electronic Text Center at the University of Virginia Library*, in: *Standards und Methoden der Volltextdigitalisierung*, Beiträge des Internationalen Kolloquiums an der Universität Trier, 8./9. Oktober 2001, hg. von Thomas Burch, Johannes Fournier, Kurt Gärtner und Andrea Rapp, Stuttgart 2003, S. 97-108.

<sup>772</sup> Kurz auch Steding, *Warum noch drucken?* (2001), S. 153f.

<sup>773</sup> Saller, *Text* (2004) beschreibt einen denkbar einfachen Weg. Danach ergeben sich spezifische Textsichten aus jeweils einer Verarbeitungsanweisung (hier: XSLT-Stylesheets).

<sup>774</sup> Van Vliet, *Electronic Editions* (2002), S. 68: „Sensible use of the new media, whether or not in combination with a printed publication, enables many more types of edition to be realised. They can be better geared to the nature and the literary-historical importance of the extant material and to the needs of researchers. Here lies at the same time the opportunity to narrow the gap between the editor of the large scholarly editions and the intended users.“

digitalen Edition grundsätzlich noch zugenommen hat.<sup>775</sup> Die publizierte Edition als „produktbezogener Ausschnitt“ oder als „Sicht“ auf das Material kann dann wieder „einfach“ und damit auch leichter benutzbar sein. Im Extremfall kann sich die Zusammenstellung der Inhalte und ihre Darstellung als „Sicht“ auf die Edition auch aus der Einstellung verschiedener Parameter durch den Benutzer ergeben. Eine solche interaktiv erzeugte Edition würde eine vollständig individualisierte bzw. personalisierte Ausgabe bedeuten, bei der dann auch die Frage nach der Grenze zwischen Editor und Leser neu zu diskutieren wäre.

*Digitale Daten und Print-Publikation.* Es spricht *nichts* dagegen, wenn aus den digitalen Editionsdaten *auch* ein gedrucktes Buch generiert wird. Der Druck kann für bestimmte Inhalte (einen einfachen Text z.B.), für bestimmte Strukturen (referenzarme, einfach gegliederte Informationen) und eine bestimmte Rezeptionsweise (Lesen, Blättern) ein fast ideales Medium sein. Gerade dann, wenn er durch die Alternativität anderer Präsentationsweisen inhaltlich und funktional entlastet wird, kann er seine spezifischen Stärken voll ausspielen – wenn entsprechende Nutzungsinteressen zu erwarten sind. Andere Nutzungsinteressen erfordern dann andere mediale Formen. Eine ganze Zeit lang ist hier vor allem auch die CD-ROM als Publikationsmedium getestet worden, inzwischen scheint es aber ganz auf Online-Veröffentlichungen hinauszulaufen.<sup>776</sup> Dabei spielen in der Gesamtökologie der medialen Präsentationsweisen aber nicht nur inhaltliche und strukturelle Überlegungen eine Rolle. Auch die Frage der Kosten und der Refinanzierungsoptionen muss in manchen Projekten gestellt werden. Dabei spricht die Kostenseite durchaus für Online-Publikationen, während sich auf der Refinanzierungsseite hier noch keine einfachen und tragfähigen Geschäftsmodelle etabliert haben, die für den Bereich der wissenschaftlichen Edition unmittelbar nutzbar gemacht werden könnten. Die leichtere Einbringung von CD-ROMs in die bestehenden Kanäle der Vermarktung war eines der wichtigsten Argumente für Experimente mit dieser Form. Ökonomische Überlegungen können auch bei gedruckten Editionen eine Rolle spielen: gut gemachte Leseausgaben könnten durchaus einen Markt finden und im Idealfall wenigstens teilweise zur Refinanzierung der wissenschaftlichen Edition beitragen, die in ihrem ganzen Umfang und ihrer ganzen Komplexität vor allem digital und online zur Verfügung gestellt würde. Denn sowohl von der medialen Ökologie als auch der Logik der Erschließung her kann am grundsätzlichen Verhältnis von digitaler und gedruckter Fassung kein

---

<sup>775</sup> Vanhoutte, *Where is the editor* (1999), Abschnitt 4, weist auf das Problem der Überladung hin, das durch die Herstellung verschiedener Formen gelöst werden soll.

<sup>776</sup> Dabei gilt für die CD-ROM Ähnliches wie für das Buch: Wird eine Edition ausschließlich als CD-ROM gedacht, dann verbindet sie Nachteile von Buch (unflexibel, nicht erweiterbar, schlechte Zugänglichkeit) und digitalen Medien (Softwaregebundenheit, fragwürdige Lebensdauer der physischen Speicher). Wird die CD hingegen als eine Präsentationsform neben anderen betrachtet, dann kann sie verschiedene Vorteile verbinden (Stabilität der Publikation, Vermarktungsmöglichkeiten, Speichermfang, Mächtigkeit digitaler Präsentationsmedien).



Zweifel bestehen: Die gedruckte Edition kann als temporärer und vereinfachter Ausdruck eines bestimmten Zustandes immer nur ein sekundäres Medium, ein Derivat der eigentlichen Edition sein.<sup>777</sup> Dabei wird mit diesem Konzept der Derivate nur eine Praxis aufgegriffen, die es schon lange gibt: auch früher wurden von den kritischen Ausgaben Studienausgaben oder Volksausgaben abgeleitet. Verändert hat sich nur, was Form und Medium der Leitausgabe und was die Grundlage für die Erstellung weiterer Formen ist – und mit welcher Leichtigkeit und Variabilität sie erzeugt werden können.

*Akteure.* Professionelle Publikationen erfordern spezielles Fachwissen. Im Grunde sollte die Erstellung der Publikation von der eigentlichen editorischen Arbeit getrennt sein. Kommunikationsdesign und die Herstellung von Präsentationsmedien fallen nicht in den Bereich geisteswissenschaftlicher Quellen- und Texterschließung. Im Normalfall würde ein Editor seine „Daten“ einem Verlag übergeben, der daraus eine Publikation macht. Leider haben sich nun aber die Verlage weitgehend aus dem Geschäft mit wissenschaftlichen Editionen – soweit es digitale Editionen betrifft – zurückgezogen.<sup>778</sup> Waren die Editoren in der Spätphase des Buchdrucks schon dazu gezwungen, fertige Druckvorlagen einzureichen, so sind sie nun auch für digitale Publikationen oft gezwungen, als Dilettanten die Aufgaben anderer wahrzunehmen. Sowohl durch das Fehlen professioneller Dienstleister aus den bisherigen Bereichen als auch durch das Fehlen etablierter medialer Standards ist eine Kompetenzlücke entstanden, von der nicht abzusehen ist, wie sie in Zukunft gefüllt werden wird.<sup>779</sup> Sollen wissenschaftliche Editionen nicht dauerhaft zum self-publishing gezwungen sein, dann muss nach neuen Mitspielern gesucht werden.<sup>780</sup> Dies können professionelle Mediendesigner sein, die dann aber schnell die Kostenvorteile der

<sup>777</sup> Pichler, *Advantages* (1995), S. 774 betont das für das Beispiel des Wittgenstein-Nachlasses: „Producing a machine-readable version might eventually also result in book editions of the Nachlass. However, one thing is clear from the point of view of the Wittgenstein Archives: A book edition of the whole, without a more comprehensive and open ‘mother’ machine-readable-version to which you can refer, is of little value.“

<sup>778</sup> Robinson / Taylor, *Publishing* (1998), S. 280 berichtet über seine Erfahrungen mit den Verlagen, die Mitte der 1990er Jahre noch Experimente mit elektronischen Publikationen (CD-ROMs) unternommen, sich dann aber aus diesem Geschäft zurückgezogen hätten. Koltes, *Elektronische Edition* (2004), S. 125f entwickelt allerdings noch 2004 ein Modell, bei dem die Verlage die dauerhafte Pflege und Sicherung der Editionen übernehmen und die inhaltliche Entwicklung koordinieren, während die Bibliotheken per Abonnement nur den dauerhaften Zugriff für ihre Benutzer sicherstellen.

<sup>779</sup> Robinson, *Current Issues* (2005), §18 spricht über das Problem der Kompetenzlücke: „But the disappearance of publishers from the field of electronic scholarly publication has left us with a problem. Who, in their absence, is to do the equivalent [of what they have done for print publication] for a digital publication?“

<sup>780</sup> Mit einem Versuch zur Systematisierung des Publikationsprozesses bereits Burrows, *Text* (1999) S. 89-112. Er nennt als mögliche Akteure „the Individual Scholar“, „Electronic Text Centers“, „Centers for Humanities Computing“, „Multimedia Centers“, „Digital Libraries“, „Commercial Services“ (Verlage) und „National and International Services“ (zentrale Infrastruktureinrichtungen der Forschung).

Online-Publikation „auffressen“ und diese wieder zu einer echten ökonomischen Hürde machen und zugleich nicht unbedingt über die inhaltliche Fachkompetenz verfügen würden, mit der speziell geisteswissenschaftliche Forschungsressourcen in sachgerechter Weise aufzubereiten wären. Als Alternative bietet sich hier die Ausbildung eigener Publikationskompetenzen an den größeren Einrichtungen der Forschung und des Kulturerbes (insbesondere Bibliotheken und Archive) an. Vor allem die Bibliotheken (mit ihren „Digital Library“-Abteilungen) und Forschungsinstitute könnten dadurch eine enge Verzahnung von speziellem technischem Know-how, dem dauerhaften institutionellen „Ort der Edition“, dem nötigen inhaltlichen Fachwissen und der Nähe zu den Benutzern gewährleisten. Damit verbunden wäre allerdings eine leicht veränderte Definition der Aufgaben dieser Einrichtungen, um die Publikationslücke zwischen der Erarbeitung wissenschaftlicher Ressourcen auf der einen Seite und der dauerhaften Sicherung und Bereitstellung auf der anderen Seite zu schließen.

*Verfahren.* Wie können gute digitale Editionen entstehen? Wir befinden uns immer noch in einer schwierigen Übergangsphase. Im Inkunabelzeitalter digitaler Medien. Wir sind für eine ganz bestimmte mediale Rezeption sozialisiert, in der Informationen auf einer zweidimensionalen Fläche ohne Interaktion, ohne dynamische Veränderungen, ohne explizite Verknüpfungen, mit beschränktem Platzangebot, mit der Behinderung umfassender bildlicher Illustration und z.B. auch ohne die konsequente Nutzung von Farben als Informationsträgern präsentiert werden. Wie können wir für neue technische Möglichkeiten die geeigneten medialen Formen finden, wenn wir dafür vieles, was wir als „social conventions“ gelernt haben, erst wieder vergessen müssen?<sup>781</sup> Der Rückzug auf möglichst umfassende Inhalte bei gleichzeitigem Verzicht auf eine möglichst gute Vermittlung ist keine Option – auch wenn sie aus einer puristischen wissenschaftlichen Haltung heraus naheliegen könnte. Daten- und Textanhäufungen als „text slums“ werden ihr Ziel, benutzt zu werden und die wissenschaftliche Forschung zu befördern, nicht erreichen.<sup>782</sup> Wir brauchen stattdessen attraktive, intuitiv und einfach zu benutzende Oberflächen, die die Besonderheiten des Materials und seiner Aufbereitung mit den Anforderungen der Benutzer in Einklang bringen. Dabei kann es nicht darum gehen, die bekannten Formen der gedruckten Edition einfach nachzuahmen und damit auch ihre Schwächen und

<sup>781</sup> Dieses Problem beschreibt bereits früh White, Black and White (1991).

<sup>782</sup> Der Begriff der „text slums“ bei Shillingsburg, *Anglo-amerikanische Editionswissenschaft* (2000), S. 162, der sich allerdings auf andere „neue Medien“ (Mikrofilmeditionen) bezieht. Bereits Burrows, *The Text in the Machine* (1999), S. 93 weist darauf hin, dass die Qualität der Publikation auch mit der wahrgenommenen Qualität der Inhalte korrespondiert; eine unprofessionelle, schlecht designte Publikation „may seriously undermine the value and usefulness of the texts presented through it and will reduce the credibility of both the author and the material. A badly structured or over simplified version of a complex text may be seen as misleading and unhelpful.“

Fehler fortzusetzen.<sup>783</sup> Vielmehr müssen ganz neue Formen gefunden werden, die das Potenzial der neuen Medien für die besonderen Anforderungen wissenschaftlicher Editionen ausschöpfen. Der bis heute weitgehend ausbleibende Erfolg digitaler Editionen ist auch auf das Fehlen unmittelbar überzeugender Publikationsformen zurückzuführen.<sup>784</sup> In der Edition geht es auch um „usability“!<sup>785</sup> Bei der Durchsetzung neuer Formen geht es um eine breite Akzeptanz, die nur dadurch erreicht werden kann, dass digitale Editionen „offensichtlich“ inhaltlich besser *und* besser benutzbar sind. Während die Technik, die (Daten-)Standards und die Theoriebildung in der digitalen Edition schon recht fortgeschritten zu sein scheinen, stehen wir bei wirklich innovativen und überzeugenden Publikationsformen noch ganz am Anfang.

*Features und Funktionalitäten.* Digitale Editionen müssen – wenigstens für eine Übergangsphase – auch visuelle Traditionen der gedruckten Ausgaben aufgreifen, um verstanden zu werden.<sup>786</sup> Sie müssen sich zugleich an neu entstehende Strukturen und Muster der Informationsvisualisierung in digitalen Medien anlehnen. Die Kommunikation editorischer Inhalte kann nur gelingen, wenn die Benutzer bei ihrer medialen Sozialisation „abgeholt“ werden. Eigenwillige Neuschöpfungen – die zu experimentellen Zwecken durchaus wichtig sein können – erhöhen den Verständnisaufwand auf Benutzerseite und sind deshalb problematisch. Auf der anderen Seite sind digitale Editionen außergewöhnlich komplexe Publikationen, die einige spezielle Anforderungen bewältigen müssen. Im Rahmen allgemeiner medialer Muster, sei es aus der Drucktradition, sei es aus den entstehenden Konventionen digitaler Medien, gibt es einige „Baustellen“, auf denen Lösungen für spezifisch editorische Probleme entwickelt werden müssen. Zu diesen Arbeitsbereichen gehören derzeit:

- Generierung von speziellen editor- oder nutzerbestimmten Sichtweisen auf das Material und die Herstellung von Differenzierungsstufen für editorische Textdaten.<sup>787</sup>

---

<sup>783</sup> Einige Schlagworte zu den Nachteilen und Defiziten gedruckter kritischer Ausgaben auch bei Nuttkofoth, Schreiben (2000), S. 165 (u.a.: Varianten als „tote[s] Gewicht, das mitzuschleppen als Pflicht gilt“; „Lesartenlabyrinth“, „gigantischen Friedhöfen, in die sich nur wenige Besucher verirren“; die Edition insgesamt als „monumentale Begräbnisstätte des Autors“).

<sup>784</sup> So auch Robinson, Ma(r)king (2000), S. 324.

<sup>785</sup> Kurz dazu auch O'Donnell, O Captain! (2005).

<sup>786</sup> Für seine eigenen Ausgaben betont Kropač, Ad Fontes (1990), S. 467: „Selbstverständlich hat das Konzept der computergestützten oder maschinellen Edition auf typographische Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, besonders weil typographische Anweisungen meist auch semantische Inhalte transportieren“. Zu ergänzen ist, dass es zwar auch andere typografische (oder allgemeiner: visuelle) Anweisungen geben kann, um die gleichen semantischen Inhalte zu transportieren, dass wir aber nur eine bestimmte Codierung von Semantik durch Typografie *gelernt* haben.

<sup>787</sup> Begriff und Konzept der „Differenzierungsstufen“ auch bei Saller, Text (2004), S. 87. Differenzierungsstufen können an verschiedenen Achsen wie z.B. Dokumentnähe, editorischen Eingriffen oder inhaltlichen Gliederungen gebildet werden.

- Möglichst quellennahe Darstellungsformen, sowohl als Faksimiles als auch als Transkriptionen.<sup>788</sup>
- Herstellung paralleler, synoptischer Formen der Textdarbietung: verschiedene Fassungen, verschiedene Differenzierungsstufen, Text-Bild-Synopsen.<sup>789</sup>
- Paralleles „Scrollen“ in diesen Formen. Verknüpfungen von Bildsegmenten mit Textteilen.<sup>790</sup>
- Überblendungen von Bild und Text.
- Ersatz für die bisherigen kritischen Apparate und diakritischen Systeme: Neue Strategien zur Visualisierung der Textvarianz, der kritischen Annotate und anderer Bezüge im Text und außerhalb des Textes.<sup>791</sup>
- Systematischer Einsatz von Farbschemata zur Visualisierung von verschiedenen Informationsschichten oder -modi.<sup>792</sup>
- (Ggf. dynamische) Darstellungsformen für die Temporalität der Textentwicklung.<sup>793</sup>

Experimente und Eigenwege stehen im Widerspruch zur möglichst einfachen und intuitiven Benutzung von Editionen, die sich hauptsächlich darauf stützt, dass wir gewisse strukturelle und visuelle Konventionen *gelernt* haben. Auch hier schafft

---

<sup>788</sup> Zu Versuchen, bei der Darstellung von Faksimiles möglichst nahe an den Originaleneindruck heranzukommen Hayles, *Translating Media* (2003), S. 264 (hier am Beispiel eines „calibration applet that lets users set screen resolution so the original page dimensions can be reproduced“).

<sup>789</sup> Siehe z.B. Lecolinet u.a., *Text-image Coupling* (2002), für ein Praxisbeispiel auch Morgenthaler, Gottfried Kellers Studienbücher (2004).

<sup>790</sup> Auch hierzu Morgenthaler, Gottfried Kellers Studienbücher (2004).

<sup>791</sup> Offensichtlich entspringt das etablierte Apparatmodell weitgehend den Restriktionen des Buchdrucks und kann nicht das Ende der Entwicklung sein. Einigermaßen systematisch hierzu Robinson, *Where We Are* (2004), S. 128ff (mit vier Entwicklungsrichtungen für die Varianzdarstellung: listenförmige Apparate, parallelisierte Texte, stemmaartige Versionsbeziehungen, Bild(Faksimile)-Text-Synchronisation), ähnlich auch Robinson, *Current Issues* (2005), §9. Bereits Sutherland, *Revised Relations* (1998), S. 31 spricht (teilweise im Rückgriff auf Graver / Tetreault, *Editing Lyrical Ballads* (1998)) von einer „variant map“, die eine virtuelle Zusammenschau aller Fassungen ermöglicht und von der man dann zu den einzelnen Fassungen kommt.

<sup>792</sup> Gloning, *Nutzungsperspektiven* (2002), S. 98 spricht von „Farbleitsystemen“. Die Idee ist insgesamt so alt wie elektronische Texte, siehe früh auch Brockbank, *Towards a Mobile text* (1991), S. 103.

<sup>793</sup> Die Auflösung ganzer – temporal bestimmter – Schriftsequenzen in einen stellenorientierten Apparat musste immer schon als unbefriedigend und nicht sachgerecht empfunden werden. Bereits Herberger, Plädoyer (1990), S. 340 entwickelt Gedanken zu neuen Lösungsansätzen mit elektronischen Mitteln („Man kann dann bezogen auf den ganzen Text oder ausgewählte Textstellen die Sequenz der Textentwicklung homogen lesend nachvollziehen, ohne auf ein Hin- und Herspringen zwischen partialisierten Textelementen angewiesen zu sein.“). Zu einem praktischen Versuch Fiormonte, *The Text as Product and Process* (2003), Kap. 4. Kurz zum Thema Neyt, *Fretful Tags Amid the Verbiage* (2006). Spekulativ zur Möglichkeit, temporale Schreibprozesse in einer Edition simulierend ablaufen zu lassen Grésillon, *Literarische Handschriften* (1998).

die Alternativität der Präsentationsweisen aber einen zusätzlichen Raum für experimentelle Entwicklungen, die nicht auf Kosten einer „gewohnten“ Benutzung gehen müssen. Die Möglichkeiten des Sowohl-als-auch, der Präsentation in verschiedenen Modi, müssen ausgeschöpft werden. Einmal mehr zeigt sich ein Grundproblem des Buchdrucks, das nun überwunden werden kann: Die gedruckte Edition war als weitgehend alternativlose Präsentationsform gezwungen, immer eine Mittelposition zwischen der wissenschaftlichen Komplexität und Informationsfülle auf der einen Seite und einem leicht zu rezipierenden Lesetext auf der anderen Seite einzunehmen. Sie konnte weder das eine, noch das andere konsequent verfolgen. Der Widerspruch wurde unter anderem in den diakritischen Zeichen und den Apparaten augenfällig: Sie stören die Darstellung des gereinigten, finalen Textes, erlauben aber zugleich auch keine gute Darstellung der Textbezüge und Textvarianz, weil sie den Platzrestriktionen der Buchseite folgen und sich zugleich zugunsten der Lesbarkeit des Textes soweit als möglich zurücknehmen müssen. Der Widerspruch zwischen Lesbarkeit und wissenschaftlicher Informationsfülle war auf der einfachen Buchseite nicht aufzulösen. In einer Welt paralleler, alternativer Medien ist es dagegen leicht, einzelne Funktionen der Edition den verschiedenen Präsentationsformen zuzuweisen: Der Text kann als Buch fortlaufend *gelesen*, die wissenschaftliche Ressource in der digitalen Arbeitsumgebung des Forschers *benutzt* werden.

*Die neuen Oberflächen.* Die „Benutzeroberfläche“ des gedruckten Buches ist das Ergebnis einer Entwicklung, die über 500 Jahre gedauert hat. Es kann nicht verwundern, dass wir bei den Gestaltungsmustern digitaler Medien noch ganz am Anfang stehen. Hier gibt es noch keine etablierten Standards, an denen sich digitale Editionen einfach orientieren könnten.<sup>794</sup> Es ist unvermeidlich, dass diese Editionen noch für eine lange Zeit eigene Versuche unternehmen müssen und dadurch auch schnell visuell veraltet wirken können. Im Verlauf eines längeren wechselseitigen Kommunikationsprozesses zwischen den Angeboten der Editoren und den Erwartungen der Benutzer werden sich erst allmählich bestimmte Funktionalitäten und Layoutstrukturen als kommunikative „Standards“ herausbilden können. Die „common expectations“ der Leser, die jetzt noch stark an jenen Erscheinungsformen orientiert sind, die aus der Welt des Buchdrucks übernommen und bekannt sind, werden sich nur langsam verändern. Dass sich die Erwartungen aber allmählich verändern und man unter einer „intuitiven Benutzbarkeit“ in mittlerer Zukunft etwas anderes verstehen wird als heute, steht außer Frage.<sup>795</sup>

<sup>794</sup> O'Donnell, O Captain (2005), §4f und Robinson, Current Issues (2005) weisen darauf hin, dass es auch in Verlagen noch keine „house styles“ gibt, die eine Art „Gewöhnung“ erzeugen könnten – das liegt nicht zuletzt auch daran, dass die Inhalte zugleich komplexer und variabler geworden sind, wie auch die Darstellungsoptionen in ungeheurem Maße zugenommen haben.

<sup>795</sup> Zur Frage der „common expectations“, zum Wechselspiel zwischen Entwicklung und Erwartung und zu den voraussichtlich steigenden und präziser werdenden Erwartungen der Benutzer Flanders u.a.,

Neue Oberflächen könnten idealtypisch aus der theoretischen Reflexion heraus entworfen werden. Sie könnten auch auf den bereits vor Jahren weit entwickelten Überlegungen aus der Hypertext-Forschung aufbauen.<sup>796</sup> In der Praxis wird man aber vor allem solche Funktionalitäten, Informationsstrukturen und Gestaltungsmuster aufgreifen müssen, die sich bei den Online-Medien insgesamt durchsetzen. Fast 15 Jahre nach der Etablierung des World Wide Web scheinen wir inzwischen in einer Phase angekommen zu sein, in der sich gewisse Grundmuster z.B. der Oberflächengliederung oder der Navigationsmetaphern langsam zu stabilisieren scheinen. Das Medium ist dabei, zu seiner Form zu finden. Zu einer spezifischen Formensprache, an der sich auch Editionen orientieren können. Dabei stellen wissenschaftliche Editionen immer auch besondere und womöglich höhere Ansprüche an das Informationsdesign und sind gut beraten, auch andere Formen der Publikation und Kommunikation im Auge zu behalten. Zu den Orientierungspunkten können dann z.B. auch die traditionellen gedruckten Editionen, digitale Zeitschriften, digitale Enzyklopädien, digitale Archive, eLearning-Ressourcen, „Karten“ im geografischen oder übertragenen Sinne, explizite Hypertextsysteme oder sogar Spiele gehören. Aufgrund ihrer inhaltlichen und strukturellen Komplexität kommen digitale Editionen u.U. nicht umhin, weitergehende, speziellere Strategien der Informationsvermittlung aufzugreifen und für die eigenen Anforderungen anzupassen.<sup>797</sup> Dies kann neben den Navigationselementen z.B. auch eine zunehmende Visualisierung und Ikonografierung von Informationen betreffen oder die stärkere Nutzung von Farben (z.B. bei Schriften, Hintergründen etc.) als Informationskanal.<sup>798</sup> Gerade bei Letzterem stehen wir aber noch ganz am Anfang. Die verschiedenen Farben sind noch nicht mit bestimmten Informationen oder auch nur Assoziationen belegt.

Wir bräuchten jetzt Untersuchungen, die Inhalte, Präsentationsweisen, Funktionselemente und Visualisierungsoptionen bei digitalen Editionen systematisieren und generalisieren und von der Praxis der Informationsdarstellung zu einer Theorie der Editions-Interfaces voranschreiten.<sup>799</sup> Dies müsste begleitet sein von Usability-Tests und intensiver Nutzerforschung, um die Weiterentwicklung der Oberflächen

---

Epistemology (1997) - „expectations what it should look like and do become more specific, ambitious and realistic“.

<sup>796</sup> Siehe beispielhaft O'Donnell / Thrush, *Designing a Hypertext Edition* (1996), S. 202ff.

<sup>797</sup> Robinson, *Current Issues* (2005), §9f spricht die Frage der Editions-Interfaces kurz an. Auf die Bedeutung editionsspezifischer Oberflächen und Navigationstechniken weist auch Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 77 hin.

<sup>798</sup> Zum Einsatz von Farben in der Informationsdifferenzierung am Beispiel kurz Gori / Gramigni, *L'edizione ipertestuale* (1994), S. 207.

<sup>799</sup> Erste systematische Beobachtungen zu Funktionalitäten von Editionen finden sich bei Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004). Die Forderung nach einer eigenständigen Theorie der Editions-Interfaces bei Nowvickie, *Interfacing the Edition* (2000).

unmittelbar an die tatsächliche Nutzung von solchen Ressourcen zurückbinden zu können.

*Funktionale Reduktion?* Digitale Editionen können konzeptionell von einer überbordenden strukturellen Komplexität sein. Publikationen müssen ihr Publikum erreichen. Ziel einer Veröffentlichung kann es deshalb nicht nur sein, *alle* Inhalte in *verschiedenen* Präsentationsweisen und auf *verschiedenen* Wegen und Zugangsweisen verfügbar zu machen, sondern im Gegenteil, nur einen bestimmten Ausschnitt so aufzubereiten, dass er von einer bestimmten Zielgruppe für bestimmte Nutzungszwecke möglichst komfortabel zu benutzen ist.<sup>800</sup> Die vieldimensionalen Inhalte müssen letztlich doch wieder auf eine zweidimensionale Fläche heruntergebrochen werden.<sup>801</sup> Hier können die Navigationsmöglichkeiten zwar immer noch so komplex sein, dass man für den Bereich der Inhaltsauswahl und Parametereinstellungen manchmal von einem „Editionscockpit“ reden kann.<sup>802</sup> Spätestens bei der Textdarstellung sind dann aber die Probleme der Informationsüberladung, wie man sie von der gedruckten Edition her kennt, möglichst zu vermeiden und ist z.B. (je nach editorischer Haltung) das alte Ziel der „clean page“ zu verfolgen.<sup>803</sup> Zwischen dem Potenzial der Editionsdaten,<sup>804</sup> der Komplexität der Strukturen und der Fülle der Inhalte auf der einen Seite und der möglichst übersichtlichen, intuitiv zu benutzenden Oberfläche auf der anderen Seite ist ein Gleichgewicht zu finden! Die Edition soll nicht simplifiziert und trivialisiert werden – zugleich soll sie *besser benutzbar* werden. Voraussetzung dafür sind klare Navigationsstrukturen und beständige Markierungen der jeweils aktuellen Position in einer tendenziell sehr umfangreichen und vielschichtigen Informationsressource. Nur so kann schließlich auch die Gefahr des „lost in hyperspace“ gebannt werden.<sup>805</sup>

Experimente zu Editionen, die alle technischen Möglichkeiten ausschöpfen um dem Benutzer den vollen Zugang zu allen Inhalten und die volle Kontrolle über die Generierung verschiedener Präsentationsweisen zu gewähren, sind für die Weiterentwicklung der wissenschaftlichen Edition wichtig. Die Optionen und Möglichkeiten

<sup>800</sup> So auch Mentzel-Reuters, *Der unendliche Plan* (2004): Die computergestützte Edition kann beliebig komplex werden, muss dann aber eine Form finden, die kommunizierbar ist. Ihn führt das zu der Vorstellung, dass am Ende doch wieder ein eindeutiger Text stehen müsse – der aber sehr wohl das Ergebnis von Parameterübergaben durch den Benutzer sein könne.

<sup>801</sup> Das Problem am Beispiel (hier: Zeitstufen der Textentwicklung) auch bei Saller, *HNML – HyperNietzsche Markup Language* (2003), S. 187f.

<sup>802</sup> Ein typisches Beispiel dazu bei Wolfrum, *Beschreibung der Reiß* (2006), S. 119.

<sup>803</sup> Dazu auch Bowers, *Transcription* (1976), S. 221 und später Lamont, *Annotating a Text* (1997), S. 58.

<sup>804</sup> Vanhoutte, *Editorial theory* (2005) berechnet für eine Beispieledition: „The result of the selection and the generation process for one or all of the 33 chapters can be rendered in XHTML or XML on the screen or PDF for printing. This results in 33 x 20! (72.2 trillion - 18 zeroes) possible user generated editions which can be generated, and rendered for on-screen consultation and printing.“

<sup>805</sup> Zum lost-in-hyperspace-Problem in der Edition kurz auch Lecolinet u.a., *Text-image Coupling* (2002), S. 68f. Erwähnt auch bei Arbogast, *Neue Wahrhaftigkeiten* (1998), S. 640.

müssen weiter ausgelotet werden. Trotzdem erscheint es sinnvoll, wenn der Editor eine Reihe von reduzierten Angeboten macht und einzelne Präsentationsweisen entwickelt. Die benutzergenerierte, adaptive, parametergesteuerte Ausgabe ist als theoretisches Konzept und technisches Entwicklungsfeld für die kritische Edition von hohem Interesse.<sup>806</sup> Für die gegenwärtige Praxis dürften aber wohl eher „reduzierte“ Publikationsformen die Durchsetzung der digitalen Edition befördern. Diese sollten sehr wohl individuelle Auswahlen und Pfade durch das Material unterstützen. Wann aber vollständig nutzergenerierte Textfassungen oder Oberflächen-Setups den Erwartungen und der Nutzungskompetenz der „Leser“ entsprechen werden, bleibt abzuwarten.

Editionspräsentationen sind immer bestimmte Editionsfassungen, generiert auf der Basis eines vorweggenommenen „on demand“. Sie sind Reaktionen auf angenommene Benutzerwünsche. Dabei ist entscheidend, dass dies nicht zu einer konzeptionellen Verengung führt. Die Reduktion der Edition auf einige oder sogar nur eine Präsentationsweise darf nicht dazu führen, dass *diese* Präsentationsweise mit *der* Edition verwechselt wird. Das publizistische Entgegenkommen des Editors sollte keinen neuen Methodenmonismus zur Folge haben, der das pluralistische Potenzial der digitalen Edition zunichte machen würde.

*Publikationssoftware.* Wenn es naheliegt, in der Publikation möglichst etablierten Mustern der Informationsvisualisierung zu folgen, dann bietet dies eine gute Grundlage für die Verwendung zwar spezieller, aber doch „fertig“ ausprogrammierter Software. Im Bereich der Datenstrukturierung liegen mit den Auszeichnungssprachen (XML als Grundsprache, TEI als Leitstandard) bereits weit entwickelte, stabile Standards vor. Es fehlt daher nur an einer umfassenden Softwareumgebung, mit der Editionen auf der Datenseite (Faksimiles, Transkriptionen, Erschließung, textkritische Behandlung) erarbeitet werden und dann auch gleich in verschiedene Publikationsformen umgewandelt werden können. Tatsächlich fehlt leider eine solche Software, die dem aktuellen Stand der editorischen Theoriebildung und dem technischen Entwicklungsstand entsprechen würde, und sie ist derzeit auch für die

---

<sup>806</sup> Zum Konzept der „user-generated editions“ siehe z.B. Van den Branden / Vanhoutte, *Through the Reading Glass* (2007), S. 225. Ähnliche Überlegungen kurz auch bei Weichselbaumer, *Digitale Editionen* (2005), S. 33. Die Vision einer „antizipatorischen Edition“ bei Robinson, *Current Directions* (2007): „We are used to websites which are interactive, insofar as they offer many choices to the user, wait for the user to choose, and then remake themselves according to that choice. Active interactivity takes this a stage further. Instead of offering choices, and waiting for the response, the interface attempts to anticipate the choices the reader might make, and reshapes itself even before the reader acts, to offer more choices, to refine the choices, to marshal the materials the reader might need, then to offer prompts within the interface leading into these new materials.“ Die Editionsoberfläche als Baukasten nach einer Schreibtisch-Metapher (nach der man interessierende Teile selbst platzieren kann) bei Robinson, *Electronic Editions* (2007), S. 9f. Gedanken zur nutzerbestimmten Edition auch bei Wolfrum, *Beschreibung der Reiß* (2006), S. 116ff.



nähere Zukunft nicht zu erwarten. Woran liegt das? Was gibt es stattdessen? Was für Lösungen zeichnen sich ab?

Verfügbar sind derzeit vollständige „Editionsprogramme“ – eigentlich editorische Textverarbeitungssysteme – wie der CTE (Classical Text Editor),<sup>807</sup> die allerdings ganz auf traditionelle kritische Editionen ausgerichtet sind und mit denen man nur wenig mehr erreichen kann als gedruckte Ausgaben, die zusätzlich in „digitaler“ Form ausgegeben werden können. Hier werden keine der Merkmale unterstützt, die in „echten“ digitalen Editionen zu fordern wären: keine Faksimiles, keine mehrschichtigen Texte, keine transmediale Datenbeschreibung. Eine quellen nahe Beschreibung der Dokumente ist nicht möglich, Apparate werden „geschrieben“ und ergeben sich nicht algorithmisch aus den textkritischen Annotationen.

Wenn digitale Editionen auf Auszeichnungssprachen basieren, dann besteht die Möglichkeit, standardisierte SGML-/XML-Browser einzusetzen. Hier war in der Vergangenheit „Folio Views“ das wohl am häufigsten eingesetzte Programm.<sup>808</sup> Es handelt sich dabei um ein allgemeines „retrieval tool“, das für Informationsressourcen aller Art konzipiert ist und wenig Rücksicht auf die besonderen Anforderungen digitaler Editionen nehmen kann.

Der nächste Schritt wäre daher die Entwicklung von XML-Entwicklungs- und Publikationsumgebungen, die spezielle Funktionalitäten für wissenschaftliche Editionen aufweisen. Ein Beispiel hierfür ist das von Peter Robinson entwickelte System „Anastasia“, das TEI-Dokumente verwaltet und publiziert. Dieses System ist für eine bestimmte Reihe von Editionsprojekten entwickelt worden, hätte für jede andere Edition angepasst werden müssen und wird bereits heute schon nicht mehr weiterentwickelt.<sup>809</sup> Die Idee ist aber nach wie vor gültig: Gesucht ist eine Software, mit der – auf der Basis einer geregelten Auszeichnungssprache (wie einem TEI-Subset) – Editionsdaten erarbeitet und dann direkt in verschiedene Publikationsformen (Online-Fassung, Druckvorlage) umgewandelt werden können. Das Problem liegt hier in der Verschiedenheit der editorischen Projekte, theoretischen Haltungen und Zielstellungen. Eine Software, die *alle* Materialien, *alle* methodischen Haltungen und *alle* publizistischen Zielstellungen abdecken soll, scheint nicht realisierbar. Es ist nur möglich, Entwicklungsumgebungen für *bestimmte* Dokument- oder Textsorten, *bestimmte* Editions Konzepte und *bestimmte* Nutzungsformen zu schaffen. Diese decken dann aber möglicherweise nur einen kleinen Teil der laufenden oder zu beginnenden editorischen Projekte ab. Gegenwärtig gibt es dennoch Bestrebungen, z.B. innerhalb des Projekts TextGrid, eine Arbeitsumgebung zu schaffen, die auf

<sup>807</sup> Siehe <<http://www.oeaw.ac.at/kvk/cte/>>.

<sup>808</sup> Auf der Basis von FolioViews wurden z.B. die Editionen „Der junge Goethe“ (ISBN 3-458-16914-8), „Wittgensteins Nachlass“ (ISBN 0-19-268243-1) oder „Nietzsches Werke“ (ISBN 3-11-014827-7). Die Entwicklung der Software ist inzwischen eingestellt worden.

<sup>809</sup> Siehe zuletzt <<http://www.sd-editions.com/anastasia/>>.

der Basis einer „Minimalcodierung“ die Arbeit an kritischen Editionen bestimmter Textsorten unterstützt.<sup>810</sup>

Aufgrund der unbefriedigenden Software-Situation bleibt den meisten laufenden Projekten zu digitalen Editionen nichts anderes übrig, als auf generische Editoren zurückzugreifen, mit denen die Editionsdaten erarbeitet werden. In einem zweiten Schritt werden dann aus diesen Daten mittels lokaler Verarbeitungsskripte Publikationsformen generiert, bei denen es sich z.B. um Druckvorlagen oder Online-Präsentationen handeln kann. Die Letzteren können dabei wieder entweder statische Web-Pages oder dynamisch z.B. aus Datenbanken oder anderen Serveranwendungen generiert sein. Die Freiheit der einzelnen Projekte im Bereich der Datenorganisation und der Publikationsformen ist dabei zwar unbeschränkt. Es erhöht sich aber der konzeptionelle und technische Aufwand in hohem Maße. Zugleich verringert sich die Kompatibilität zu anderen, möglicherweise inhaltlich und thematisch ähnlich gelagerten Editionen, womit auch die Benutzung verschiedener Editionen erschwert wird.

*Publikation und Werkzeuge.* Gedruckte Editionen sind statisch. Digitale Editionen können interaktiv sein. Diese Interaktivität kann sich auf verschiedene Weisen des Umgangs mit einer Ressource beziehen. In der Regel beschränkt sich Interaktivität darauf, dass der Benutzer seine eigenen Auswahlen aus dem verfügbaren Material treffen und seine eigenen Pfade suchen kann. Eine Online-Präsentation „reagiert“ auf Browsing-Auswahlen und Suchanfragen. Ich nenne dies „Interaktivität erster Stufe“.<sup>811</sup> In einem weiter gehenden Verständnis kann Interaktivität aber auch bedeuten, dass ein Benutzer etwas mit dem gebotenen Material „tun“ kann. Dabei ist der Übergang von komplexen Suchanfragen – z.B. zur gezielten Zusammenstellung von relevanten Textstellen – zur Arbeit mit diesen fließend. Einen ähnlichen Übergang markieren Bildbearbeitungswerkzeuge, mit denen visuelles Material gezoomt, ausgeschnitten oder in Parametern wie Helligkeit, Kontrast oder Auflösung verändert und dann weiter verwendet werden kann. Da die Erarbeitung von Editionen und ihre Publikation in der gleichen technischen Umgebung – dem Computer – stattfinden, besteht die Möglichkeit, Arbeitsumgebung und Publikationsumgebung einander anzugleichen. Nicht nur die Daten, sondern auch die Werkzeuge des Editors können ebenso dem Benutzer zur Verfügung gestellt werden.

---

<sup>810</sup> Siehe <<http://www.textgrid.de>>.

<sup>811</sup> Eine Basisdefinition in dieser Richtung bei Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 8: „Interactivity can be defined as the reader’s possibility to affect the production of signs as displayed on screen or in print. With a certain input from the reader, the textual output of the documents varies“ [im Rückgriff auf Mats Dahlström, *Trycket från trycket: fixerade, mindre editioner eller mindre fixerade arkiv?*, in: *Bok og skjerm: forholdet mellom bokbasert og digitalt basert tekstutgivelse*, hg. von Jon Gunnar Jørgensen u.a., Oslo 2001, S. 61-80]. Zur Interaktivität bestehender digitaler Editionen Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 16ff.

Hier lassen sich verschiedene Bereiche unterscheiden. Es gibt eher passive Werkzeuge z.B. zum komplexen Retrieval, für linguistische Untersuchungen oder auch für die Bildanalyse.<sup>812</sup> Daneben stellen manche Publikationsoberflächen Möglichkeiten für eine verstetigte „personalisierte“ Benutzung bereit: zu erwähnen sind hier Kommentar- und Notizfunktionen oder die Speicherung von Pfaden, Auswahlen, Trefferlisten oder „Warenkörben“.<sup>813</sup> Diese fördern ein „active reading“, bei dem die Benutzung in die eigene kreative Weiterarbeit übergeht. Ich nenne dies „Interaktivität zweiter Stufe“. Interaktivität kann dann aber noch einen Schritt weitergehen, wenn auch Redaktionstools zur Verfügung gestellt werden und Annotationen, Korrekturen oder Ergänzungen wieder in die Edition bzw. den ihr zugrunde liegenden Datenbestand zurückgespielt werden können. Ich nenne dies „Interaktivität dritter Stufe“. Eine Ausgabe kann so zu einem integrierten „Reading-/Writing-Space“ werden. Die Grenze zwischen dem Editor und dem Leser beginnt sich aufzulösen.<sup>814</sup> Die alte Hypertext-Idee vom Leser als dem fortschreibenden Autor wird neuerdings im Konzept der „Virtual Research Environments“ (VRE) der eScience wieder aufgegriffen. Nicht nur für den Bereich der wissenschaftlichen Edition stellen sich damit aber auch erneut Fragen nach der Versionskontrolle, der Qualitätssicherung oder der methodischen Homogenität einer Ausgabe.

Das Konzept der VREs zeigt einmal mehr, wie sehr die Frage nach den Publikationsformen offen geworden ist. Die Publikation einer Edition kann vielfach und vielförmig sein. Sie kann statisch und dynamisch sein. Sie kann ein Produkt sein, aber auch den Arbeitsprozess selbst für den Benutzer zugänglich machen.<sup>815</sup> In jedem Fall liegt die entscheidende Veränderung in der grundsätzlichen Trennung zwischen den Daten auf der einen Seite und den Werkzeugen oder Präsentationsweisen auf der anderen Seite. Wenn das Buch inzwischen auch als Werkzeug zum Umgang mit ediertem Material beschrieben wird, dann können umgekehrt auch die Arbeitswerkzeuge als Medien verstanden und benutzt werden. Während Werkzeuge und Medien damit in Eins zu fallen scheinen wird die Trennung von Inhalt und Form strikt. Man mag Editions-inhalte *für* die Publikation erstellen, die Logik der digitalen Forschung sieht dann aber vor, dass die Daten für sich stehen, im Idealfall an einer zeitlich stabilen Institution bewahrt werden und dann im Bedarfsfall durch verschiedene Werkzeuge und/oder Präsentationsmedien allgemein zugänglich

<sup>812</sup> Die Integration von Werkzeugen zur Textanalyse visioniert z.B. Siemens, *Shakespearean Apparatus?* (2002) und Siemens, *Text Analysis* (2005).

<sup>813</sup> In ihrer empirischen Studie identifizieren Karlsson / Malm, *Revolution or Remediation* (2004), S. 20 vier von 31 untersuchten Editionen mit der Möglichkeit zur Reaktion (Kommentierung, Annotation). Schon früh Kamzelak, *Editionsform* (1996), S. 495 zum Projekt der Tagebücher Harry Graf Kesslers: „Eine Notiz-Funktion hilft bei der individuellen Verarbeitung der gelesenen Informationen“.

<sup>814</sup> Zu dieser Tendenz auch Dieter, *Edition* (2002), S. 19; Fanta, *Computer-Edition* (1994), S. 137; Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002), (Absatz „The attitude towards ...“).

<sup>815</sup> Siehe hier auch den Projektbericht Björk / Holmquist, *Exploring* (2001).

und benutzbar gemacht werden. Wieder einmal stellt sich dann die Frage, was eigentlich die Edition ist? Eine Präsentationsform oder eine Menge strukturierter Informationen, die im besten Fall an einer stabilen Adresse über eine wohl definierte Schnittstelle abgeholt und in beliebige weiter verarbeitende oder präsentierende Systeme übernommen werden können.<sup>816</sup>

### 2.3.8 Rezeption und Nutzung von Editionen

*Der wahre Leser muß der erweiterte Autor sein.*<sup>817</sup>  
Novalis

*Belesene Leute, die nicht mit dem Computer umgehen können, sind die Analphabeten des nächsten Jahrtausends.*<sup>818</sup>  
Matthias Horx

*Wahrnehmung.* Kritische Editionen verändern sich. Ihr Aussehen verändert sich. Ihr Inhalt verändert sich. Ihr Ort verändert sich. Wann ist etwas eine kritische Edition? Diese Einschätzung ist unsicher geworden. Die erlernten Wahrnehmungsmuster funktionieren nicht mehr: Die Edition als ein gedrucktes Buch, in der Regel gut gesetzt und aufwendig hergestellt, Hardcover, eindeutig betitelt, mit Einleitung, Fußnoten und Anhängen bewehrt, in wissenschaftlichen Bibliotheken eingestellt. Und jetzt? Online wird „alles“ gefunden. Jede Form von Text, alle möglichen Erschließungs- und Repräsentationsformen der Überlieferung. Ohne gemeinsame Merkmale. Ohne eine sofort sichtbare Ähnlichkeit im Aussehen oder den Inhalten. Meistens ohne klare Selbstbeschreibung: „Dies ist eine wissenschaftliche Edition“. So findet denn jeder etwas anderes (oder nichts) und empfindet die Situation ganz unterschiedlich. Wer an einem engen Editions begriff festhält, kommt zum Schluss, dass es gar keine Online-Editionen gibt oder das, was man findet, allenfalls Vorstufen oder Anhängsel zu den eigentlichen gedruckten Editionen seien. Wer auf der anderen Seite wahllos alle möglichen online verfügbaren „Texte“ wahrnimmt, der kann den Eindruck gewinnen, dass diese in der Regel unwissenschaftlich und fehlerhaft sind, für eine ernsthafte Arbeit jedenfalls nicht zu gebrauchen. Beides sind Zeugnisse einer nicht zeitgemäßen Rezeption. Die alten Modelle der Standardisierung (Editionen sehen sich ähnlich), der Klassifikation (wissenschaftliche Literatur) und Selektion

<sup>816</sup> Dieses Konzept bereits bei Hockey, *Creating and Using* (1996), S. 13f, die sich damals zentrale Repositorien vorstellte, die SGML-codierte Archivfassungen langfristig sicher anbieten würden und auf die eine Schicht verschiedener Nutzungsprogramme zugreifen würde. Bei den Nutzungsprogrammen denkt sie allerdings vor allem an Werkzeuge zur Textanalyse.

<sup>817</sup> Novalis, *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*, Bd. 2: *Das philosophische Werk*, hg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz, Stuttgart 31981, S. 470, Nr 125 (Das allgemeine Brouillon).

<sup>818</sup> Matthias Horx, *Das Wörterbuch der 90er Jahre*, Hamburg 1991.

(durch Verlage und Bibliotheken) gelten nicht mehr. In der unterschiedslosen Verfügbarkeit des Internets müssen neue Evaluationsstrategien aber erst ausgebildet und gelernt werden. Warum sollte ein elektronischer Text – z.B. aus den Gutenberg-Projekten – der gar nicht den Anspruch erhebt, wissenschaftlich benutzbar zu sein, dafür kritisiert werden? Wer würde eine Tageszeitung für fehlendes wissenschaftliches Niveau kritisieren?

Was eine digitale kritische Ausgabe ist, muss durch neue Bewertungskriterien erst noch definiert werden. Dabei wird das neue System auf jeden Fall komplexer sein müssen, als das alte: Erschließungsleistungen, die zu Recht als „Editionen“ zu verstehen sind, können heute sehr verschiedene Formen annehmen und zu verschiedenen Inhalten führen. Entscheidend ist nur noch die Zuverlässigkeit der Erschließung und ihre Brauchbarkeit für die eigene Verwendung. Zweifellos wäre es für die Etablierung und Benutzbarkeit digitaler Editionsformen sehr hilfreich, wenn sich hier auf der Anbieterseite klare Kennzeichnungen und Selbstzuschreibungen („kritische Ausgabe“) sowie visuelle Standards verbreiten würden. Diese sind aber noch nicht in Sicht und so bleibt die Aufgabe der Identifikation und Bewertung von digitalen Ressourcen als wissenschaftlichen Arbeitsgrundlagen noch ganz den potenziellen Benutzern überlassen.<sup>819</sup>

*Rezeptionsmethodik.* Das Internet bietet eine schier unüberschaubare Fülle an Informationen. Und kein Herausgeber, kein Verlagswesen, kein Rezensionswesen und kein Bibliothekswesen nimmt der Wissenschaft die Arbeit der Vorauswahl ab. Wie schon bei der Einführung des Buchdrucks entsteht bei den Zeitgenossen zunächst der Eindruck einer unkontrollierbaren Informationsüberflutung.<sup>820</sup> Im zeitlosen Kulturpessimismus wird der Informationszuwachs vor allem als Qualitätsverlust wahrgenommen. Als Verschlechterung der Bedingungen: anstatt sich direkt mit den bereits vorausgewählten, qualitativ abgesicherten Quellen beschäftigen zu können, drohe man nun im Meer der Informationen und ihrer Nutzungsmöglichkeiten zu

<sup>819</sup> Ein „dritter Weg“ läge in kontinuierlich betreuten Fachportalen und „Virtuellen Bibliotheken“. Hier besteht allerdings auch kein Anlass für eine allzu optimistische Prognose.

<sup>820</sup> Das Bild z.B. bei Pierre Levy, *Cyberkultur, Universalität ohne Totalität*, in: *Telepolis, Die Zeitschrift der Netzkultur* 1 (1996), S. 7 („Ob zum Besseren oder Schlechteren folgt auf diese Flut keine Ebbe. Wir müssen uns an diese verschwenderische Fülle und an diese Unordnung gewöhnen. Ohne kulturelle Katastrophe wird uns keine große Wiederherstellung der Ordnung, keine zentrale Autorität wieder auf festen Boden oder stabile und gut vor der Überschwemmung gesicherte Landstriche führen.“) und Schepers, *Elektronische Edition* (1997), S. 205 („Die Zauberworte [der elektronischen Edition] heißen *indexing, linkage, browsing*. Die weithin schon geübte Praxis ist das Navigieren im INTERNET. Wobei Navigieren, wie mancher aus bitterer Erfahrung weiß, ein Euphemismus ist – auf hoher See gibt es keinen Stau, dafür eher beklemmende Ortlosigkeit“). Für die historische Parallele siehe z.B. Giesecke, *Der Buchdruck* (1991), S. 171ff (z.B. Unterkapitel „Von vberflussz der buecher“ und dem Überhandnehmen der ‚nuw fundigkeit‘“). O'Donnell, *Avatars*, S. 174 verweist auf frühe Beschwerden über ein Zuviel an Informationen schon bei Seneca und Isidor. Für die digitale Edition Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 35.

ertrinken. Dabei ist klar, dass ein Mehr an Möglichkeiten eine Grundlage für die Weiterentwicklung der Forschung ist und dass es hier um Herausforderungen geht, die von der Wissenschaft angenommen werden *müssen*: In Zeiten der Informationsüberflutung kann es nur darum gehen, schwimmen und tauchen zu lernen. Neue Informationsinfrastrukturen erfordern eine neue Rezeptionsmethodik.<sup>821</sup> In dem gleichem Maße, wie sich die Produktion von Editionen verändert, muss sich auch die Rezeption von Editionen verändern!<sup>822</sup>

Dabei geht es um zwei verschiedene Bereiche: Auf das Auffinden und Bewerten von Ressourcen ist bereits hingewiesen worden. Genau so wichtig – und schwierig – ist es, den richtigen Umgang mit den neuen Formen zu finden. Nicht nur die Suche *nach* Material, sondern auch die Arbeit *mit* dem Material muss unter den Bedingungen einer digitalen Medienwelt erlernt werden. „Garbage in – garbage out“ – wer nicht über geeignete Such- und Abfragestrategien verfügt und die Angebote nicht zu nutzen weiß, der wird auch aus den besten Ressourcen keine sinnvollen Erkenntnisse ziehen können.<sup>823</sup> Gedruckte Bücher sind vergleichsweise einfach zu benutzen, für komplexe digitale Editionen braucht man komplexere Weisen der Aneignung – die noch nicht verbreitet sind. Das „Lesen“ muss von geeigneten Strategien der Navigation und des Retrievals ergänzt werden. Komplexe digitale Ressourcen stellen auch an die Benutzer höhere Anforderungen, was ihre Durchsetzung zusätzlich erschwert. Auch wenn dies der wissenschaftlichen Logik widerspricht: vielleicht wollen viele Gelehrte gar keine mächtigen, umfassenden, anspruchsvollen Informationsressourcen!<sup>824</sup> Wenn etablierte Rezeptionsweisen an Bedeutung verlieren,<sup>825</sup> neue aber erst entwickelt und eingeübt werden müssen, dann ist eine gewisse Überforderung und Frustration beim Umgang z.B. mit Hypertexten eine zunächst unausweichliche Begleiterscheinung der schönen neuen Zeit.<sup>826</sup> Leider tragen auch diese Bedingungen dazu bei, dass sich die neuen Formen nur so schleppend durchsetzen. Die durch die Entwicklung der Technik so sehr ausgeweiteten Möglichkeiten und ihr noch weitgehend experimenteller Einsatz auf der Angebotsseite digitaler Editionen ist der

<sup>821</sup> Dazu kurz bereits Arbogast, *Neue Wahrhaftigkeiten* (1998), S. 638f.

<sup>822</sup> Schon Luehrs, *Verwirklichung* (1994), S. 161: „Das elektronische Medium macht einerseits konsequente Editionsprinzipien möglich und andererseits neuartige Gebrauchstechniken der Benutzer erforderlich. Mit der Wahl der CD-ROM als Veröffentlichungsmedium werden den Herausgebern eben jene technischen Kenntnisse abverlangt, welche auf seiten der Rezipienten aus den Lesern vergangener Jahre die ‚Anwender‘ von heute machen.“

<sup>823</sup> Kurz zu den Gefahren der Fehlnutzung am Beispiel Schulte, *Nachlass* (2002), S. 244f.

<sup>824</sup> Die pessimistische Einschätzung, dass die meisten Wissenschaftler gar nicht an komplexen und offenen Formen der Quellenerschließung interessiert seien, bei Robinson, *Ma(r)king* (2000), S. 325f.

<sup>825</sup> Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 71 verweist z.B. auf die stoffliche Benutzung: „Die haptische Orientierung im Buch ist verloren, die über die Einschätzung der Dicke, über ‚Eselsohren‘ und Finger zwischen den Seiten, über die Aufeinanderfolge der Seiten und Bände erreicht wird“.

<sup>826</sup> Suarez, *Dreams* (2000), S. 170f. Kamzelak, *Edition und EDV* (2000), S. 72. Steding, *Computer-Based Scholarly Editions* (2002), S. 127-140 (Kapitel „Links and lacks, navigation and frustration“).

Nutzungsseite noch weit voraus.<sup>827</sup> Der breite Bedarf an umfassenden Editionen und selbst eine qualifizierte Rückkopplung der Benutzung an die Editionen (die dann zu deren Weiterentwicklung beiträgt) kann aber erst dann entstehen, wenn sich dieser Rückstand verringert.

*Verwendung: Lesen vs. Benutzen.* Die Elemente einer spezifisch digitalen Rezeptionsweise können noch nicht systematisch beschrieben werden. Es liegen nur sehr wenige Benutzungsstudien vor, die den veränderten Umgang mit digitalen Ressourcen beschreiben.<sup>828</sup> Eine einfache begriffliche Annäherung an die Veränderungen geht vom Konzept des „Lesens“ aus, das für den Umgang mit dem gedruckten Buch zentral war. Auch in der Konfrontation mit digitalen Medien – insbesondere, wenn sie textorientierte Inhalte transportieren – geht man oft von diesem Begriff aus: Wer sollte all die Textfassungen einer digitalen Edition lesen? Wie sollte es möglich sein, die ungeheure Komplexität eines vielfältig überlieferten Werkes zu „lesen“?<sup>829</sup> Offensichtlich wird das Konzept des „Lesens“ digitalen Informationsressourcen und ihrer Rezeption nicht mehr gerecht.<sup>830</sup> Hier geht es vielmehr um eine zielgerichtete „Benutzung“.<sup>831</sup> Digitale Editionen sind „Steinbrüche“ und als wissenschaftliche Informationsressourcen nicht dafür gemacht, einfach nur „gelesen“ zu werden.<sup>832</sup> Editionen sind keine Literatur. Editionen sind *Werkzeuge* zum Umgang mit Literatur (oder historischen Quellen oder philosophischen Werken oder anderem wissenschaftlichem Ausgangsmaterial). Wenn am Begriff des Lesens festgehalten werden soll, dann müsste dieses „Lesen“ erweitert werden. Dann kann tatsächlich davon gesprochen werden, dass Editionen ein neues Lesen ermöglichen oder dass sie zu einem „erweiterten Lesen“ (enriched reading) führen.<sup>833</sup> Wollen wir einen

<sup>827</sup> Robinson, Publishing (1998), S. 283: „Never before in the academic world has there been so great a divide between technical capability and the actual culture of use. The former accelerates at a rate far in excess of that of the latter“.

<sup>828</sup> Siehe z.B. die knappe Rezension bei Schulte, Wittgenstein's Nachlass (2002) oder Boot, Reading (2011) zur Benutzung der van-Gogh-Briefedition.

<sup>829</sup> Die rhetorische Frage bei Robinson, New Directions (1997), S. 159 „how does an edition present fifty-eight different texts at once? How does a reader read fifty-eight texts at once?“ ist eine programmatische Herausforderung an Produktion und Rezeption. Wir müssen einen Weg finden, 58 Versionen zugleich sichtbar zu machen und einen Weg, 58 Versionen „benutzbar“ zu machen.

<sup>830</sup> Die allgemeine Frage nach medien-spezifischen Rezeptionsweisen (was z.B. „Lesen“ und „Benutzen“ eigentlich bedeuten soll) und ihren Veränderungen stellt auch Erickson, Help or Hindrance (2004). Für Editionen bereits Duggan, Some Unrevolutionary Aspects (1996), S. 83.

<sup>831</sup> Die offensichtliche Begriffsbildung auch bei Götsche, Ausgabentypen und Ausgabenbenutzer (2000), S. 63: Das Buch wendet sich an den *Leser*, die Computeredition an einen *Benutzer*, „der gezielt bestimmte (wissenschaftliche oder allgemeinere) Erkenntnisinteressen verfolgt“. Ähnlich bereits Barwell, Electronic Editions (1995), S. 82.

<sup>832</sup> Auch Kamzelak, Eine Editionsform im Aufwind (1996), S. 502f beschreibt, dass nicht „sequentielles Lesen“, sondern punktueller Zugriff (Retrieval) die „normale“ Form der Editionsbenutzung sei.

<sup>833</sup> Robinson, What is (2002), S. 57f sieht hier eine Grundbestimmung der digitalen Edition: „a critical digital edition must offer [the material] in a manner which enriches reading“. Chartier, Forms and

engen Lesebegriff bewahren, dann müssen wir sagen, dass die Edition nicht gelesen, sondern benutzt wird.<sup>834</sup> Dann müssen wir aber auch feststellen, dass dies auch schon bei den gedruckten wissenschaftlichen Ausgaben der Fall war, die ebenfalls „ausgewertet“ oder „konsultiert“ worden sind und die vor allem Grundinformationen für die Forschung bereitgestellt haben, ohne dazu hauptsächlich von vorne nach hinten „gelesen“ worden zu sein. Die Herausarbeitung eines lesbaren „Textes“ kann ein Effekt einer Edition sein, sie bestimmt aber nicht ihren Charakter. Dieser liegt darin, die Fundamente und Rahmenbedingungen dieses Textes offenzulegen. Genau in dieser Stoßrichtung ist die digitale Edition die logische Weiterentwicklung der bisherigen kritischen Edition.<sup>835</sup>

*Lesen, suchen, filtern, spielen?* Das Lesen bleibt eine legitime Nutzungsform der Edition. Der kontemplative, diskursive Umgang mit den Texten ist eine wichtige Form der Informationsverarbeitung.<sup>836</sup> Die Kritik, dass die Kontemplation im technischen Fortschritt und durch die Zunahme der verfügbaren Informationen zurückgedrängt und durch einen oberflächlichen Konsum ersetzt wird, wurde bereits beim Übergang zum Buchdruck geäußert.<sup>837</sup> Es muss aber klar sein, dass das Lesen immer mehr nur *eine* Rezeptionsform unter verschiedenen sein kann. Das Lesen wird durch neue Formen der Informationsauswahl, der Informationsselektion, der aktiven Informationsgestaltung und durch stärker formalisierte Formen der Informationsverarbeitung ergänzt. Digitale Medien erweitern die Inhalte und Nutzungsweisen der Edition. Die gedruckte Edition bot vor allem einen typografischen Text. Die digitalen Editionen werden sowohl um abstraktere Informationsstrukturen erweitert als auch um quellennahe (z.B. visuelle) Repräsentationsformen. Damit wird auch eine größere historische Authentizität angestrebt. Eine „virtual reality“, in der man sich auch interaktiv und möglicherweise sogar spielerisch bewegen kann.<sup>838</sup> Die

---

Meanings (1995), S. 18 verallgemeinert, dass jeder Medienumbruch zu einer Veränderung dessen führt, was „Lesen“ bedeutet. Dies würde auch für digitale Texte gelten: „the revolution of the electronic text will also be a revolution in reading“

<sup>834</sup> Feltham, *The Web* (2000), Absatz 33 beschreibt für sein eigenes Projekt: „We’ve created a text that we can ‘visit’ or ‘consult’ or ‘use’ or even ‘refer to’, but that we can’t ‘read’ in the same way that we ‘read’ a book“.

<sup>835</sup> In der Verlagsmitteilung zu William of Palerne - An Electronic Edition, von Gerrit H.V. Bunt, Ann Arbor (MI) 2002, ISBN 0-472-00304-6 wird diese denn auch als „an interactive exploration of a medieval romantic poem“ und nicht etwa als „a romantic poem“ bezeichnet.

<sup>836</sup> Schepers, *Alternative* (1997), S. 204 sieht dafür das gedruckte Buch als alternativlos („man muß auch noch in hundert Jahren das Buch zur Hand nehmen können [...] um kontemplativ und diskursiv mit seinen Gedanken umgehen zu können“), weil er sich keine Kontemplation ohne die „Autarkie“ der Druckmedien vorstellen kann.

<sup>837</sup> Siehe z.B. Giesecke, *Der Buchdruck* (1991), S.171ff.

<sup>838</sup> Man muss allerdings zwischen einem „spielerischen Umgang“ mit virtueller Realität und komplexen interaktiven Informationsressourcen auf der einen Seite und einer ausdrücklich in der Edition hergestellten Spielsituation (die Edition *als* Spiel) auf der anderen Seite unterscheiden. Zum Letzteren z.B. Fraistat / Jones, *The Poem and the Network* (2006), S. 116: „More recently, we have moved beyond the



Zugangsweisen und Werkzeuge werden so mächtig, dass sie ebenfalls spielerisch als Rezeptions- und Umgangsweise angeeignet werden: Joachim Schulte nennt in seiner Rezension der digitalen Edition von Wittgensteins Nachlass diese nicht nur ein neues *Werkzeug*, sondern auch ein *Spielzeug*, ein „clever toy for scholars“.<sup>839</sup>

Zweifellos geht mit der Veränderung der technischen und medialen Bedingungen der Edition auch eine veränderte Benutzung einher. Wir sind in der Lage, mehr zu finden und das, was uns interessiert, schneller zu finden. Das Suchen und Finden unser Forschungsmaterialien verändert sich. Das Gefundene eröffnet stärker analytische, formalisierbare Zugänge. Wenn wir es nicht mehr nur mit „lesbaren Texten“, sondern mit „verarbeitbaren Daten“ zu tun haben, dann legen diese den Einsatz formaler Untersuchungsmethoden nahe. Formale Methoden aber gibt es schon lange, ihr Einsatz ist nicht nur angebotsorientiert, sondern vor allem eine Frage der Fragestellungen und der methodischen Haltung, Ausbildung und Interessen der Forscher. Auch wenn der Einsatz formaler Analyseverfahren heute näherliegt als früher, so ist hier immer noch nicht unbedingt eine allgemeine und breite Durchsetzung zu erwarten. Interessanter Weise fördert die Digitalisierung anscheinend zugleich auch eine ganz gegenläufige Entwicklung: Mit den bildlichen Repräsentationsformen und quellennahen Transkriptionsweisen gewinnt der unmittelbare visuelle Eindruck und der Blick auf die tatsächliche Überlieferung an Bedeutung. Die stark abstrahierenden, z.B. auf semantische Strukturen abzielenden Fragestellungen werden von einer historisierenden, materialistischen Wahrnehmung der Dokumente / Texte / Werke ergänzt. Der typografische Text hatte hier eine Mittelposition der Abstraktion eingenommen. Er hatte die physischen Dokumente in einen linguistischen Code verwandelt, diesen aber zugleich wieder als Schriftbild eindeutig gefasst und materialisiert. Die aktuelle Entwicklung weitet dies nun in beide Richtungen aus: Die Daten können eine Beschreibung nahe an den physischen Dokumenten sein, zugleich bleiben sie so abstrakt, dass sie auf verschiedene Weise genutzt oder auch medialisiert und materialisiert werden können.

*Verarbeiten, vernetzen, einbinden.* Damit verändert sich auch das Verhältnis der Editionen zur eigenen Arbeit der Nutzer. Die radikale Passivität der gedruckten Seite wird überwunden. Bereits durch die Interaktivität erster und zweiter Stufe (siehe oben) lassen sich die Inhalte der Edition so selektieren, formieren und annotieren, dass sie unmittelbar in die eigene Arbeitsumgebung übernommen werden können.<sup>840</sup> Die Arbeit auch des Geisteswissenschaftlers findet am Computer statt. Das Arbeitsmaterial muss sich diesen Arbeitsbedingungen anpassen. Medienbrüche

---

Web page and HTML as such in *MOOzymandias*, an ambitious collaborative experiment in editing that situates Shelley's sonnet 'Ozymandias' in a text-based multiuser virtual-reality environment, making the edition, its text and apparatus, more like a game or theatrical space than a letterpress artifact.“

<sup>839</sup> Schulte, Wittgenstein's Nachlass (2002), S. 246.

<sup>840</sup> So bereits Herberger, Plädoyer (1990), S. 343.

zwischen dem Ausgangsmaterial und seiner Bearbeitung sind zu vermeiden. Es geht hier auch um eine anzustrebende Rationalisierung und Professionalisierung der Arbeit. Im Idealfall gehen die Editionen und ihre Auswertung durch den Forscher nahtlos ineinander über. Wenn sich die Arbeitsweisen verändern, dann wird man für die Arbeit auch andere Rohstoffe brauchen. In einer anderen Zugänglichkeit und Darreichungsform (als Daten), vielleicht aber auch als andere Inhalte. Dabei wird zu beobachten sein, ob sich auch die Weisen der Textaneignung und Textverwendung ändern werden.<sup>841</sup> Der genutzte digitale Text ist zu einem formbaren Material geworden. Möglicherweise *bezieht* man sich in Zukunft weniger auf einen fixierten, eingefrorenen, kanonisierten Text, als dass man ihn in die eigene Textproduktion *einbezieht*. An die Stelle der abgeschlossenen Erzählung tritt vielleicht eine neue Form der Intertextualität, rücken Arbeitsweisen und Erzählhaltungen der Vernetzung und Rekombination mehr ins Zentrum.<sup>842</sup>

*Kollaborative Edition.* Die Edition wird in der weiteren Forschung ausgewertet. Sie steht aber mit dieser immer schon in einem wechselseitigen Prozess, weil sie selbst auf den Erkenntnissen der Forschung aufbaut und sie aufnimmt. Durch die Abgeschlossenheit der Druckpublikationen von Edition und Forschung hatten wir es hier mit einem asynchronen Prozess zu tun. Durch die Offenheit und Permanenz digitaler Medien besteht jetzt die Möglichkeit, zu einem synchronen Vorgehen zu kommen. Editionsdaten werden bereits auf einem frühen Entwicklungsstand verfügbar gemacht, neue Erkenntnisse der Forschung können unmittelbar in die Editionen zurückfließen.<sup>843</sup> In der kollaborativen Edition ist eine Interaktivität dritter

---

<sup>841</sup> Eine Perspektive: Ziegler, *Edition und Internet* (2004), S. 62 „Hypertextuelle und multimediale Wissensspeicher, wie sie Internet-Editionen darstellen, können linguistische Arbeits- und Darstellungsformen von vorwiegend zweidimensional linear schriftgebundenen hin zu drei-dimensionalen netzwerkartigen semiotischen Formen erweitern. Sämtlichen linguistischen Teildisziplinen eröffnen sich hier neue Möglichkeiten [...]“

<sup>842</sup> Für die Editionsnutzung sagt bereits Fanta, *Computer-Edition* (1994), S. 138f eine „neue Form der Intertextualität“ voraus. Allgemein zum Thema auch Krameritsch, *Geschichte(n)* (2007), S. 64. Den medienhistorischen Bezug der personalisierten Text(ausschnitt)sammlung zur mittelalterlichen Sammelhandschrift stellen Chartier, *Forms and Meanings* (1995), S. 20 („the reader in the electronic age can construct collections of original texts whose existence and organization depend on the reader alone. But, more important, one can intervene in those texts at any moment, modifying them, rewriting them, making them one’s own“) und Geoffrey Nunberg, *The Place of Books in the Age of Electronic Reproduction*, in: *Representations* 42 (1993), S. 22 („with electronic reproduction, the user has a much greater role in the process of reproduction. In this sense electronic reproduction has more in common with the fourteenth-century scriptorium than with the print capitalism that replaced it“) her.

<sup>843</sup> Smith, *Electronic Scholarly Editing* (2004), S. 306: „While print editions are containers for static objects, artifacts that are by definition unchangeable once produced, the world of digital surrogates practically demands new models for editorial praxes in which editors and readers work together“. Siemens, *Shakespearean Apparatus?* (2002), S. 233 spricht von „the reader-as-annotator“. Pichler, *Encoding Wittgenstein* (2002) berichtet von konkreten Erfahrungen mit Nutzerwünschen in der Erstellungsphase einer Edition.

Stufe (siehe oben) erreicht.<sup>844</sup> Der Nutzer steht in einem unmittelbaren Kommunikationsverhältnis mit den Editoren und der Edition.<sup>845</sup> Er kann die Edition nicht nur steuern und Teile unmittelbar in die eigene Arbeit übernehmen, sondern sie auch inhaltlich verändern. Im Idealfall ist die digitale Edition vollständig transparent und jede editorische Entscheidung offengelegt. Der Nutzer kann alles nachvollziehen und dadurch ggf. auch zu anderen Schlüssen und editorischen Vorschlägen kommen.<sup>846</sup> Die Offenheit und Materialfülle der Edition kann den Nutzer zu einem anderen Verhalten inspirieren. Sie kann ihn vom passiven Leser zum aktiven Co-Editor machen, ihn durch die neuen Möglichkeiten in den editorischen Prozess „einsaugen“.<sup>847</sup> Mit einer aktiveren Rolle der Nutzer stellt sich durchaus die Frage nach einem möglichen Schwinden editorischer Autorität. Am Anfang der Entwicklung digitaler Editionsformen ist das Fällen von Editorentscheidungen durch den Leser als geradezu „unmoralisch“ bezeichnet worden.<sup>848</sup> Inzwischen dürfte aber klar geworden sein, dass die Freiheit zu eigenen Editionsentscheidungen und Textfassungen eine Demokratisierung des Umgangs mit der Überlieferung bedeutet<sup>849</sup> und dass womöglich jeder stabilisierte Text mit dem Anspruch auf eine allgemeine Autorität doch nur ein Zugeständnis an die Druckkultur und die von ihr erzeugten Mentalitäten ist.<sup>850</sup> Man muss hier allerdings zwischen einer theoretischen Betrachtung der Möglichkeiten und Entwicklungstendenzen auf der einen und der wissenschaftlichen Praxis auf der anderen Seite unterscheiden. Der Mentalitätswandel vom passiven Leser zum aktiven Mitarbeiter ist noch lange nicht vollzogen. Digitale Editionen können

---

<sup>844</sup> Dabei ist das Verhältnis zwischen den Editoren und den Benutzern-als-Co-Editoren noch weitgehend offen und ungeklärt. Hier geht es teilweise auch um ökonomische und soziale Regelungsmechanismen, die sich erst ausbilden müssen. Zu diesen Aspekten bereits Cerquiglini / Lebrave, PHILECTRE (1997), S. 85.

<sup>845</sup> Siehe z.B. bereits Ross, *The Electronic Text* (1996), S. 230: „Most liberating of all, electronic editing will forge collaborations between the hitherto distinct functions of author and reader, reader and writer, and reader and editor“. Allgemein auch Rapp, *Die elektronische Edition* (2000), S. 152.

<sup>846</sup> Bereits Fanta, *Computer-Edition* (1994), S. 137: „Der Entwicklungssprung zwischen der dynamischen Editionsform der *Quellendatenbank* und der statischen Buchausgabe mit ihren irreversiblen Herausgeberentscheidungen scheint größer zu sein als bisher formuliert. Er besteht vor allem darin, daß der Benutzer auf der Basis des vollständigen Materials und sämtlicher den Text kommentierenden Informationen den textkritischen Prozeß selbst vollzieht.“

<sup>847</sup> Beobachtung und Begriff bei Schulte, *Wittgenstein's Nachlass* (2002), S. 240. Bereits Barwell, *Electronic Editions* (1995) beschreibt den Umgang mit digitalen Editionen als ein „Eintauchen“ („dipping in“).

<sup>848</sup> Shillingsburg, *Polymorphic* (1993), S. 29 berichtet für 1987 von einer solchen Reaktion auf ein entsprechendes Editions-konzept.

<sup>849</sup> Mit recht euphorischen Begriffen beschreibt Small, *Text-Editing* (1993), S. 25ff einen Prozess der Befreiung der Leser von der diktatorischen Autorität der Editoren.

<sup>850</sup> Radikal formuliert dies Hrachovec, *Evaluating* (2005) sogar angesichts der sehr fortschrittlichen Bergener Wittgenstein-Edition, die bereits dadurch, dass sie noch einen stabilisierten Text anbiete, noch immer „in the conceptual grip of classical printed editions“ gefangen sei.

Funktionalitäten zur Einbindung der Nutzer heute zwar anbieten.<sup>851</sup> Eine tatsächlich kollaborative Editionserstellung ist aber von einer veränderten wissenschaftlichen Haltung und Praxis auch auf der Nutzerseite abhängig, die sich erst ganz allmählich entwickeln muss.

*Erwartungshaltungen.* Es ist nicht zuletzt die veränderte Nutzung wissenschaftlicher Editionen, die dazu führen wird, dass sich unser Verständnis von „Edition“ wandeln wird. Eine Edition muss das bieten, was von ihr auf der Seite der Rezipienten erwartet wird. Hier wird man sich mittelfristig nicht mehr mit einem typografisch fixierten Lesetext zufriedengeben, sondern auch die Offenlegung der editorischen Grundlagen verlangen. Dazu gehören dann erweiterte Materialien zur visuellen Wiedergabe der Überlieferung und zu den Basistranskriptionen. Auf der Seite der Nutzbarkeit wird man alle diese Inhalte digital, leicht erreichbar, gut vernetzt und intuitiv verständlich aufbereitet haben wollen. Der Weg geht deshalb auch aus dieser Perspektive vom autoritativen Text hin zur gemeinsamen Arbeitsumgebung. Die Edition muss ihren Platz in einer veränderten Wissenschaftslandschaft finden. Dabei könnte sich dann auch unser Begriff der „kritischen Edition“ grundlegend wandeln. Der „fixierte Text“ wird zu einem Nebenaspekt und einem „optionalen Feature“ einer breiter aufzufassenden kritischen Erschließungsleistung. Es gibt Situationen, in denen die Forschung einen verlässlichen, stabilisierten Text braucht. Genauso gibt es aber auch Situationen, in denen z.B. offenere, quellennähere Formen der Repräsentation und der Erschließung benötigt werden. Was eine Edition sein soll und was sie bietet, auch das muss sich nach den neuen Arbeitsmethoden und damit nach den neuen Anforderungen der Forschung richten. Zugleich muss diese sich darauf einstellen, dass sie anderes Material geboten bekommt. Sie muss lernen, mit Editionen umzugehen, die u.U. auf eine autoritative Textsetzung verzichten, die stattdessen einen vielschichtigen Text bieten, einen Text als Arbeitsmaterial, dessen weitere Verarbeitung ganz in den Händen der Benutzer liegt.

*Wahrnehmung der Überlieferung.* Es ist ein beständig wechselseitiger Prozess: Veränderungen im Angebot und in der Nutzung bedingen sich gegenseitig und müssen gegenseitig aufgegriffen werden. Die digitale Edition dient zunächst der Verbesserung der Edition, sie stellt eine Professionalisierung der Erschließung dar. Mit besseren Editionen müsste dann auch ein Fortschritt in der Auswertung einhergehen.<sup>852</sup>

---

<sup>851</sup> Von einfachen Experimenten in dieser Richtung berichtet auch Jenks u.a., *Technischer Fortschritt* (2004), S. 158f, der bei einer digitalen Edition die Möglichkeit zur Sacherschließung durch die Benutzer angeboten hatte.

<sup>852</sup> Ein Beispiel für fehlerhafte wissenschaftliche Schlussfolgerungen aufgrund der Benutzung traditioneller Editionen (und aufgrund ihrer inhärenten Unzulänglichkeiten) bei Robinson, *Manuscript Politics* (1993), S. 11. Lapidar zur Erwartungshaltung gegenüber digitalen Editionen Ziegler, *Edition und Internet* (2004), S. 62: „Internet-Editionen bieten idealiter umfangreichere und leichter auswertbare empirische Grundlagen für die sprachwissenschaftliche Forschung, als dies herkömmliche Mittel zu leisten imstande sind.“

An bessere Editionen lassen sich andere Fragen stellen und mit ihnen lassen sich Fragestellungen bearbeiten, die vorher nicht bearbeitbar waren. Digitale Editionen sind angetreten, die Unzulänglichkeiten der traditionellen Editionen zu beheben. Dazu gehören Unzugänglichkeit, Intransparenz, Unvollständigkeit und schlechte Benutzbarkeit – um nur einige zu nennen. Bis hierher stellt die digitale Edition nur die logische Weiterentwicklung der traditionellen Ansätze dar. Der Wandel ist aber sehr viel tiefgreifender: Mit dem Übergang zu digitalen Formen verändert sich unsere Wahrnehmung der überlieferten Dokumente und Texte. Hier sind verschiedene Aspekte zu unterscheiden.

Die Wahrnehmung betrifft (1.) die „Verfügbarkeit“ bzw. die Sichtbarkeit von Material. Die Edition war und ist hier immer selektiv. Gegenstand der Forschung ist vornehmlich das, was editorisch aufbereitet ist. Mit den Veränderungen in der Auswahl der Gegenstände (siehe oben Kap. 2.3.2) wird ein anderer Ausschnitt aus der Überlieferung präsentiert. Zudem ist offensichtlich, dass die *Zugänglichkeit* ein entscheidender Faktor in der Wahrnehmung ist. Nicht nur die Tatsache, dass etwas ediert ist, sondern vor allem auch, dass es – z.B. als Online-Publikation – gut sichtbar und *leicht zugänglich* ist, bestimmt die Wahrnehmung der kulturellen Überlieferung.<sup>853</sup> Wo die Forschung sich in der traditionellen Konfiguration nur auf einzelne gedruckte Editionen stützen musste, da kann sie heute – oder in der absehbaren Zukunft – auf sehr viel breitere Erschließungsleistungen zugreifen und so vielleicht auf einem vollständigeren Bild von den überlieferten Dokumenten aufbauen.

Die Wahrnehmung dessen, was als Ausgangsmaterial der Forschung zu gelten hat, betrifft (2.) aber auch ihr *Aussehen*. Dokumente und Texte sind uns in einer digitalen Forschungsumgebung anders gegeben als in der Druckkultur. Dies beginnt schon bei Layout-Mustern, Formaten und Farben. Das historische Dokument als gedruckte Edition war ein schwarz-weißer typografisch gefasster Text in Hochformat, der einem ganz bestimmten, über die Jahrhunderte hinweg entwickelten Layout-Schema entsprach. Die gedruckte Seite bot dem Editionstext einen Container, einen Rahmen mit Referenzpunkten (Seitenzahlen) und „Rankenwerk“ (Seitentitel, die dem Text untergeordneten Apparate). Die Überlieferung wurde so „homogenisiert“: Alles wurde

---

<sup>853</sup> Die Bedeutung dieses Aspekts ist auch für die Kultur des Buchdrucks immer wieder betont worden. Entscheidend war hier nicht, *was* als Buch existierte, sondern dass es durch den Buchdruck ungleich *leichter verfügbar* war. Der qualitative Unterschied zwischen der Handschriftenkultur und der Druckkultur resultierte aus dem quantitativen Unterschied der verfügbaren Exemplare. Für die Edition geht es ebenso nicht nur darum, einzelne Dokumente aus der Überlieferung kritisch aufbereitet herauszuheben, sondern auch darum, sie durch eine verbesserte Sichtbarkeit und Zugänglichkeit in das Bewusstsein der Rezipienten zu bringen. Leslie, *Electronic Editions* (1993), S. 41 greift ein Zitat von Thomas Jefferson auf „[...] the lost cannot be recovered; but let us save what remains: not by vaults and locks which fence them from the public eye and use, in consigning them to the waste of time but by such a multiplication of copies, as shall place them beyond the reach of accident [...]“.

zu einem linguistischen Code abstrahiert und zu einem typografischen Erzeugnis konkretisiert. Wenn nun aber der Text ein digitaler Code ist, der uns auf die verschiedensten Weise begegnen und visuell erscheinen kann? Wenn sich sein Aussehen dadurch verändert, dass er auf dem Bildschirm mit Licht geschrieben wird, in anderen Farben, scrollbar in einem querformatigen Rahmen, mit einem anderen Rankenwerk, anderen Referenzsystemen und in einer variablen Textgestalt? Nehmen wir dann durch dieses andere Aussehen den Text nicht auch anders wahr? Was verändert sich in unserer Wahrnehmung, wenn wir nicht mehr eine stabile visuelle Ordnung von Editionstext und untergeordneten Apparaten, sondern andere Formen der Visualisierung und den Text z.B. eher als offenes Netzwerk denn als abgeschlossene Fläche vor uns haben? Wie wirken sich die zentrifugalen Tendenzen der Hyperlinks auf unsere Wahrnehmung des Textes als für sich stehende abgeschlossene Einheit aus? Wie verändert sich unser „Eindruck“ von den historischen Dokumenten, wenn wir diese unmittelbar (als digitale Faksimiles) *sehen* und nicht nur als typografisch gefassten linguistischen Code *lesen*? Da hier noch kaum empirische Untersuchungen möglich sind, können diese Veränderungen vorerst nur als Fragen gefasst werden.<sup>854</sup> Einige Tendenzen lassen sich aber wenigstens schlagwortartig beschreiben:

- **Historizität; Authentizität.** Auch wenn die Edition einen „Zieltext“ als qualifizierten Lesevorschlag präsentiert, so wird der Benutzer doch zunehmend auch nach dem „tatsächlichen Aussehen“ fragen. Der edierte Text tritt nicht mehr verdrängend an die Stelle der Dokumente, sondern erklärend. Umgekehrt ist das Faksimile nicht nur Illustration des „eigentlichen Textes“, sondern es liefert Informationen zum Verständnis der Genese und zeitgenössischen visuellen Aussage. Edierte Dokumente werden in geringerem Maße aus ihrer Zeit gelöst und stärker als historische Artefakte erkennbar. Anstelle ihrer Gleichförmigkeit als linguistischem Code wird die Differenz unterschiedlicher Dokumententypen und Überlieferungsbedingungen sichtbar.
- **Transdisziplinarität.** Die Erschließung zielt auf bestimmte Forschungsinteressen, muss aber von der tatsächlichen Überlieferung ausgehen und an dieser möglichst allgemein ansetzen. Als mögliche Online-Publikation ist sie gleichermaßen für alle Fachrichtungen sichtbar und zugänglich.
- **Hypertextualität.** Die gedruckte Edition neigt dazu, Texte zu isolieren. Die Grenze der Buchdeckel wirkt stärker als die impliziten Verweise auf Bezüge zu anderen Texten und Erschließungsinformationen. In digitalen Publikationen tritt eher ein gegenteiliger Effekt ein: Als Hyperlinks explizit gemachte Verbindungen können hier nicht nur die zeitgenössische Vernetztheit deutlich machen,

---

<sup>854</sup> Zu diesem Thema am Rande auch White, Black and White (1991).

sondern sogar so starke zentrifugale Tendenzen entwickeln, dass die Einheit der edierten Texte in der Benutzung in Gefahr geraten kann.

Zu erwarten ist in jedem Fall, dass sich unsere Wahrnehmung der kulturellen Überlieferung auch in den Begriffen ändern wird, mit denen wir über sie sprechen.<sup>855</sup> Dabei geht es nicht nur um neue Begriffe, wenn wir hinsichtlich der Überlieferung z.B. von Wissensspeichern, Daten, Zeichen, Oberflächen oder Interfaces sprechen. Es geht vor allem darum, was wir meinen, wenn wir Begriffe wie „Text“, „Werk“ oder „Intention“ gebrauchen.

*Fragestellungen.* Editionen werden benutzt, um wissenschaftliche Fragestellungen zu beantworten. Auf der anderen Seite werden diese Fragestellungen aber auch erst vor dem Hintergrund der bekannten und verfügbaren Ausgangsmaterialien entwickelt. Fragen ergeben sich aus der Konfrontation unserer lebensweltlichen Interessenslagen mit den Aussagemöglichkeiten und Auswertungsoptionen der (erschlossenen) Überlieferung. Sie werden aber auch durch unser jeweils zeitgebundenes (und das heißt auch: an unsere medialen Rahmenbedingungen gebundenes) Begriffssystem bestimmt.

Offenkundig unterstützen verschiedene Weisen der Erschließung, Repräsentation und Präsentation (Medialisierung) unterschiedliche Fragestellungen und unterschiedliche Methoden der Auswertung mehr oder weniger gut. Digitale Editionen kommen formalisierbaren Fragestellungen entgegen,<sup>856</sup> sie ermöglichen komplexere Fragestellungen und sie fördern bildorientierte Fragestellungen.<sup>857</sup> Sie unterstützen gezielte Suchen ebenso wie heuristische Strategien des „Stöberns“. Die Erzeugung neuer Fragestellungen gehört zu den eigentlichen, den wichtigsten Aufgaben digitaler Editionsformen.<sup>858</sup> Dabei besteht das Dilemma, dass sie als „Wetten auf die Zukunft“ den noch unbekanntem Fragestellungen von morgen vorausgehen müssen. Sie müssen nicht nur auf aktuelle Anforderungen reagieren, sondern eigentlich weit über sie hinausgehen, um die Entwicklung neuer Ansätze zu ermöglichen.<sup>859</sup>

---

<sup>855</sup> Bereits Brockbank, *Towards a Mobile Text* (1991), S. 105 beschreibt die Erwartung, dass die neuen Technologien unsere Begriffe verändern werden, mit denen wir über Texte (und über intertextuelle Zusammenhänge) reden. Die gegenwärtigen Wandlungen „are likely to quicken and radically change the nature of our perceptions; I would expect a new vocabulary ('reflections', 'recoils', 'recoveries', 'confluences') to be needed to express relationships more oblique than those looked for in old-style analysis of sources and influences“.

<sup>856</sup> Geradezu typisch sind hier quantifizierende, statistische Verfahren z.B. der Linguistik oder der Geschichtsforschung. Es ist aber wichtig darauf hinzuweisen, dass „formalisierbare“ – und dadurch computergestützt durchführbare – Analyseverfahren weit darüber hinaus gehen.

<sup>857</sup> Zu neuen Fragestellungen bereits Duggan, *Some Unrevolutionary Aspects* (1996), S. 77 und S. 93.

<sup>858</sup> Kurz auch Robinson, *Where We Are* (2004), S. 134f. Am Beispielfall Schulte, Wittgenstein's Nachlass (2002), S. 241ff.

<sup>859</sup> Die Edition geht der Methodik der Auswertung im Idealfall voraus. Gabler, *For Ulysses* (2002), S. 86 schreibt über seine Ulysses-Edition von 1984: „Yet it is true that the synoptic account and presentation

Der manchmal anzutreffende Pessimismus,<sup>860</sup> dass komplexe digitale Editionen gar nicht genutzt würden, ist aus dieser Sicht zu relativieren. Neue Erschließungs- und Präsentationsweisen haben auch die Funktion, die Entwicklung der Fragestellungen und Auswertungsverfahren der Zukunft anzuregen!

*Nutzungshaltungen.* Das Ergebnis der Editionsnutzung und -auswertung war bislang fast ausschließlich ein geschriebener Text. Die Überlieferung wurde in Texte verwandelt und die Editionen führten ebenfalls zu Texten: abgeschlossenen linearen Erzählungen *über* etwas. Auch das könnte sich ändern. Vielleicht legen digitale Editionsformen eine andere Form des Sprechens und eine andere Art von wissenschaftlichen Produkten nahe. Vielleicht sind der wissenschaftliche Aufsatz und insbesondere die wissenschaftliche Monografie tatsächlich „great lumbering dinosaur[s]“, die langfristig aussterben werden.<sup>861</sup> Die „Quellen“ reizen zur unmittelbaren Einbindung in die eigene Erkenntnispräsentation. An die Stelle der strikten Trennung von Überlieferung, Edition und wissenschaftlicher Auswertung tritt die Vernetzung der verschiedenen Informationsbereiche. An die Stelle der individualisierten abstrahierenden und distanzierenden Beschreibung des Nicht-sichtbar-vorliegenden kann eine Haltung des gemeinschaftlichen „Zeigens“ und Kommentierens treten.<sup>862</sup> Für die Geschichtswissenschaften könnte es zur Aufgabe werden, die Quellen durch Erschließung, Erläuterung und Vernetzung selbst „zum Sprechen zu bringen“; sie (in einem erweiterten Lesebegriff) „lesbar“ zu machen. Für die Literaturwissenschaften bestünde die Chance, neben der aktuellen Anverwandlung der Werke durch immer wieder neue editorische „Aufführungen“ ihre historische sprachliche und mediale Authentizität sichtbar zu machen. Dies sind relativ neue und noch wenig entwickelte Optionen für einen differenzierteren Umgang mit der Überlieferung. Sie könnten die bestehenden Haltungen aber mit Sicherheit ergänzen und bereichern.

*Epistemologie?* Die Auswirkungen einer veränderten Aufbereitung der Überlieferung auf die Fachwissenschaften sind allumfassend. Wenn sich die Gegenstände der Untersuchung verändern, wenn sich unsere Wahrnehmung dieser Gegenstände ändert, wenn wir beginnen, mit anderen Begriffen zu operieren, wenn sich unsere Fragestellungen verändern und unsere Zielstellungen auch: Verändern sich dann nicht auch die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen, unter denen die Wissenschaft

---

has so far remained a largely untapped resource. What this indicates is that criticism still needs to develop methods and methodologies for exploring textual genetics“.

<sup>860</sup> Die skeptische Haltung, dass z.B. tiefe Textauszeichnung ohnehin nicht genutzt würde, bei Suarez, *Dreams* (2000), S. 167f.

<sup>861</sup> O'Donnell, *Avatars* (4<sup>2000</sup>), S. 58f.

<sup>862</sup> Eine Vision bei O'Donnell, *Avatars* (4<sup>2000</sup>), S. 123: „primary and secondary materials will interact more powerfully than before as both are online side by side. Scholarly discussions will quote the original by pointing to it, and leave the reader to explore the original context, not just the few words or sentences most apposite. Conversely, texts will acquire structured commentaries not by single hands but organized out of the work of many.“



funktioniert? Unsere medialen Umwelten setzen epistemologische Bedingungen. Dieser Zusammenhang geht weit über das Gebiet der wissenschaftlichen Edition hinaus, ließe sich hier aber sehr gut nachvollziehen und exemplifizieren.<sup>863</sup>

### 2.3.9 Technik – Methoden – Inhalte

*Anschlüsse.* Teil Eins dieser Arbeit mündete in Kapitel 1.5 in eine Darstellung der Abhängigkeiten editorischer Methoden und Theorien von den technologischen und ökonomischen Rahmenbedingungen des Buchdrucks. In Teil 2.1 wurde beschrieben, wie die technischen Neuerungen der letzten Jahrzehnte zu neuen Ansätzen in der Edition führten. Beide legen eine starke Wechselwirkung zwischen Technik und Gestalt der Edition nahe. In Kapitel 2.2 wurde nach einer verallgemeinerten Begründung der Edition gesucht und in Kapitel 2.3.1 schließlich behauptet, dass für den in Frage stehenden Bereich das wesentliche Kennzeichen des gegenwärtigen (Medien-)Wandels tatsächlich in einer Transmedialisierung liegt. Diese wäre dann auch die eigentliche Grundlage für eine fundamental neu ansetzende Theorie der Edition, die sich von technischen Rahmenbedingungen frei zu machen sucht.

*Determinismus?* Die hier erinnerten Ansätze stehen in einem scheinbaren Widerspruch. Auf der einen Seite wird eine starke Abhängigkeit unserer konzeptionellen Vorstellungen und methodischen Ansätze von technischen Voraussetzungen postuliert, auf der anderen Seite aber von einer Transmedialisierung gesprochen, die zu einer Unabhängigkeit des Denkens von medialen Bedingungen führen würde. Tatsächlich wäre eine dichotome Auffassung hier aber allzu grob. Für beide Aspekte kann es nur darum gehen, das „Maß der Abhängigkeit“ und das „Maß der Freiheit“ in seiner graduellen Veränderung zu beschreiben. Im direkten Vergleich der Leittechnologien – hier der Buchdruck, dort die digitalen Medien – ist dann allerdings sehr wohl von einer Ausweitung der (auch mentalen!) Grenzen und einem „Gewinn an Freiheit“ zu sprechen. Das gedruckte Buch steckt als alleiniges Zielprodukt und Zielmedium einen visuell und funktional engeren Rahmen ab, als es die computerbasierten Arbeits- und Publikationsweisen tun. Es leistet einen größeren „materiellen

---

<sup>863</sup> Überlegungen zu einer „digitalen hypertextuellen Vernunft“ (Krameritsch, Geschichte(n), S.64) liegen bereits aus der Hypertextforschung wie auch den Medienwissenschaften vor und könnten an den konkreten Praktiken der Editorik und der Editionsbenutzung geprüft und konkretisiert werden. Die Frage nach den veränderten „Denkstrukturen“ zielt dabei einmal mehr auf die Unterschiede zwischen dem durch den Buchdruck geförderten „linearen“ Denken in in sich abgeschlossenen größeren sprachlichen Erzähleinheiten und durch digitale Medien geförderte, eher an netzwerkartigen Strukturen und wieder stärker visuell orientierte Weisen der Weltaneignung. Erste Ansatzpunkte für eine Epistemologie digitaler Medien in der Wissenschaft liefern u.a. McKnight u.a., Hypertext in Context (1991), S.15-42, Schmidt, Blickwechsel (2001) oder Giesecke, Von den Mythen der Buchkultur (2002); für den Bereich der Geschichtswissenschaften insbesondere Crivellari / Sandl, Die Medialität der Geschichte (2003) oder Krameritsch, Geschichte(n) (2007)

Widerstand<sup>864</sup> für ein unabhängiges, rein an der Sache orientiertes Denken.<sup>864</sup> Und es prämiert in außerordentlicher Weise die Orientierung an einem historisch betrachtet eher speziellen Textmodell.<sup>865</sup>

Digitale Medien führen zu einer Erweiterung des Blicks: zu einer Zunahme der denkbaren Präsentationsformen und zu einem pluralistischen Textverständnis. Trotzdem werden auch hier Grenzen gesetzt und bestimmte Aspekte des Umgangs mit der Überlieferung besser unterstützt als andere.<sup>866</sup> Unser Denken wird durch Medien geprägt, es kann durch neue Medien und die zunehmende Alternativität der Medienformen an Freiheit gewinnen, es kann aber niemals vollkommen „medienneutral“ sein, solange eine mediale Präsentation und Kommunikation unverzichtbarer Bestandteil der Zielstellungen der wissenschaftlichen Arbeit ist.<sup>867</sup>

Welche Art von Wandel ist es nun? Die gegenwärtigen Neuerungen können unter einer evolutionären Perspektive beschrieben werden. Der Computer kann sehr wohl als Fortsetzung des Entwicklungsprogramms des Buches verstanden werden. Das Buch als Maschine der Abstraktion und Distribution von Wissen findet seine Verfeinerung und Ausweitung im Monitor und im elektronischen Display.<sup>868</sup> In der Kontinuität der medialen Entwicklung wäre dann auch die Editorik als eine grundsätzlich stabile Wissenschaft zu beschreiben, die mit der Verfeinerung ihrer Methoden und Ausdrucksmittel auf neue mediale Optionen reagiert.<sup>869</sup> Für das Zeitalter des Buchdrucks wird in der Mediengeschichtsforschung aber häufig betont, dass die scheinbar nur quantitativen oder sich nur im Detail vollziehenden visuellen und strukturellen Änderungen gegenüber dem Zeitalter der Handschrift letztlich zu

---

<sup>864</sup> Den aus der Medientheorie stammenden Begriff von der „resistance of the material“ greift auch Robinson, *Electronic Editions* (2007), S. 4 auf. Er erwähnt aber auch die möglichen negativen Nebenaspekte des „lack of resistance“ digitaler Medien, der eine Aufhäufung roher Daten gegenüber der editorischen Erklärung begünstigen könnte.

<sup>865</sup> Siehe oben Kapitel 1.5.2., Unterkapitel „Medium und Mentalität. Mentalität und Methode“.

<sup>866</sup> Beispielhaft sei nur auf zwei Bereiche hingewiesen. Die gegenwärtigen digitalen Medien sind immer noch schwach, wenn es um die tatsächliche Materialität oder auch nur die dreidimensionale Visualität der Überlieferung geht. Ebenso fördern die derzeit dominierenden texttechnologischen Ansätze (insbesondere das Markup-Paradigma) eine Sicht auf Texte, nach der diese zum einen auf einem linguistischen Code basieren würden und andererseits gut als eine (!) Hierarchie (!) von textgattungsspezifischen Inhaltsobjekten abzubilden wären.

<sup>867</sup> Dabei wäre der Begriff der „Mediennutralität“ ggf. weiter auszuleuchten. Ein umfassender Anspruch wäre dann z.B. schon deshalb zurückzuweisen, weil die Übertragung von historischen Medien in aktuelle Medien geradezu die Grundkonfiguration der Edition beschreibt. Auf der anderen Seite wird – etwas pragmatischer – sehr wohl davon gesprochen, dass es darum gehen müsse, „medienneutrale“ Daten zu erarbeiten, die dann in beliebigen Medien erst ausgeformt würden.

<sup>868</sup> Kontinuität und Brüche diskutiert auch schon Landow, *Hypertext 2.0* (1997), S. 75ff.

<sup>869</sup> Diese Sicht z.B. bei Stevens / Burg, *Editing* (1997), S. 13f („As documentary editors develop new ways of handling texts, especially with electronic publishing, new editorial conventions and models will evolve“; „[electronic] editions will soon modify some of the print-based conventions and [...] their creators will help develop standards suitable for that medium“).

einem qualitativen Umschlag der Veränderungen geführt haben, der unsere Lebens- und Denkwelt von Grund auf neu gestaltet hat. Dann ist Ähnliches aber auch für den Übergang zu den digitalen Medien zu erwarten. Diese führen in der Editorik nicht nur zu neuen Publikationspraktiken, nicht nur zu neuen Methoden und Standards, sondern erfordern auch eine neu begründete Theorie, weil sie unsere Vorstellungen davon ändern, was eine Edition eigentlich leisten könnte und was sie ist.

Im Grunde muss die Diskussion auf zwei Ebenen geführt werden. Auf der Ebene der Medien, bei der es immer um Präsentationsweisen, um Aufführungen des Textes und um Konkretisierung – wo nicht Materialisierung – geht, und auf der Ebene der Daten, bei der es um die Repräsentation von Information und Wissen, um Abstraktion und Transmedialität geht. Nur so ist auch der Widerspruch aufzulösen, der zwischen den beiden Grundtendenzen der digitalen Kultur zu bestehen scheint: Auf der einen Seite bedeutet „Computerisierung“ eine verstärkte Orientierung am semantischen Gehalt, an formalisierter, algorithmischer Wiedergabe als Daten. Auf der anderen Seite bringen die neuen Medien eine Reorientierung an der Materialität und Visualität der Überlieferung mit sich – einen neuen Begriff von der „Authentizität“ der Dokumente. Diese sollen so sichtbar gemacht werden, „wie sie sind“, zugleich aber stärker verarbeitet, kritischer durchdrungen und für die datentechnische Bearbeitung stärker umgemodelt werden als je zuvor. Gerade durch diese als Zwischenschritt vollzogene Entmedialisierung wird die Medialität der Überlieferung und ihrer Aufbereitung jetzt deutlicher sichtbar.<sup>870</sup>

*Der Text als Praxis und Theorie.* Technologien führen zunächst auch zu veränderten kulturellen Praktiken. Diese verändern dann aber auch unsere Vorstellung davon, was der Text eigentlich ist, der in der Edition realisiert werden soll.<sup>871</sup> Die vom Buchdruck prämierten Eigenschaften des Textes in der typografischen Welt sind in Kapitel 1.5.2 (Medium und Mentalität. Mentalität und Methode) beschrieben worden. Der Text in der digitalen Welt hat wiederum andere Eigenschaften, die sich möglicherweise ebenfalls zu medialen Dogmen verfestigen können. Zu den Eigenarten des (editorischen) Textes in einer digitalen Welt gehören:

(1) *Mimikry.* Das Erbe der Druckkultur wird noch lange mit uns sein. Wir werden unsere mediale Sozialisation, die noch wesentlich durch das Buch bestimmt ist, so schnell nicht abstreifen können. Wir werden noch lange digitale Texte in einer Weise präsentieren, die an die Gepflogenheiten des Buchdrucks anknüpfen, bevor

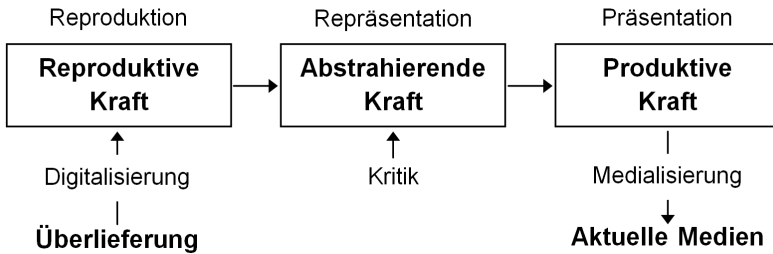
---

<sup>870</sup> Diese Haltung kulminiert bei Feltham, *The Web* (2000), Absatz 28 in der Frage: „if a central part of the meaning of a text lies in the material mode of its presentation, what happens when you transpose that text into a new medium?“

<sup>871</sup> Anmerkungen zur Textualität in einer digitalen Kultur u.a. allgemein bei Ryan, *Cyberspace* (1999) und speziell auf die Edition bezogen bei Fraistat / Jones, *Immersive Textuality* (2002), zusammengefasst S. 73.

sich Darstellungsweisen etabliert haben werden, die die Möglichkeiten der neuen Medien ganz ausschöpfen.

(2) *Abstraktion und Konkretisierung*. Der Digitalisierung wohnen verschiedene Kräfte inne, die nicht gegenläufig, sondern additiv wirken.



5) Skizze: Kräfte in der Edition

Die Bedeutung dieser Kräfte wird durch den Vergleich mit der Drucktechnologie deutlich. Dort war insbesondere die reproduktive Kraft deutlich weniger entwickelt. Aber auch die abstrahierende Kraft und die produktive Kraft können in einer digitalen Kultur weit über das vom Buchdruck Bekannte hinausgehen. Im Ergebnis führen diese Kräfte zu einem potenziell multiplen, mehrfachen Text, der sowohl stärker historisiert als auch semantisiert sein kann. In seiner möglichen Uneindeutigkeit scheint er das Gegenteil des gedruckten Textes zu werden. Das Programm des Buches ist ein als abstrakt intendierter Text, der aber nur als materielle Realisierung (Manifestation) existieren konnte. Der digitale Text ist in seiner Medialisierung eine flüchtige Vorstellung der dahinter liegenden Daten, die tatsächlich abstrakt (und als gespeicherte Daten manifest) sind, sich zugleich aber stärker auf die materiellen historischen Textgrundlagen (die Überlieferung) beziehen. Damit kann für einzelne Fachdisziplinen sogar ein Wandel der zentralen Begriffe einhergehen: Das „Werk“ – um nur ein Beispiel zu nennen – ist dann unter Umständen nicht mehr ein linguistischer Code, sondern das überlieferte Dokument.<sup>872</sup>

(3) *Synchronizität der Textformen*. Die gedruckte Edition setzt sich an die Stelle der Überlieferung. Digital sind potenziell alle verschiedenen (Re-)Präsentationsformen gleichermaßen sichtbar und zugänglich. Das Faksimile des Archivs ebenso wie die Retrodigitalisate der früheren Ausgaben und Editionen oder die aktuelle (laufende) kritische digitale Edition. Dies führt zu einem textlichen Pluralismus, in dem auch der wissenschaftlich begründete Text nur einer unter vielen sein kann. Die Idee des

<sup>872</sup> So formuliert z.B. Wolfrum, Beschreibung der Reiß (2006), S. 76: „[...] weist sich die Autorität der Originalquelle durch ihre Faktizität als Werk aus“; S. 78: „Die Autorität des Werkes manifestiert sich in seiner historischen Faktizität“.

Leittextes wird geschwächt, die Vorstellung vom Text als Summe der Fassungen und Erscheinungsformen gestärkt. Der Editionstext ist immer *eine* Sicht auf den Textraum.<sup>873</sup> Konzeptionell hat diese Haltung auch Rückwirkungen auf einzelne editorische Probleme: wenn z.B. in der genetischen Edition die Varianz nicht mehr teleologisch als Vorstufen zur letzten Fassung, sondern als Menge (in sich größtenteils redundanter) vollständiger Textfassungen betrachtet wird.<sup>874</sup>

(4) *Unabgeschlossenheit*. In der handschriftlichen Kultur musste der Text immer wieder neu gefasst werden. Er war einer beständigen Anverwandlung durch die Schreiber unterworfen. Dagegen setzte der Buchdruck mit der Gleichförmigkeit der Exemplare das Prinzip der Fixierung und Abgeschlossenheit. In digitalen Medien, insbesondere in online-basierten, dynamisch erzeugten Präsentationen werden die Texte wieder „flüssig“. Der eingefrorene Zustand wird aufgebrochen. Texte sind nicht mehr nur Produkt, sondern auch Prozess und das in doppeltem Sinne: Sie werden erst durch algorithmische Prozesse medialisiert und sie können einem permanenten Bearbeitungsprozess unterworfen werden. Variabel ist deshalb nicht nur das Aussehen des Textes, sondern auch sein Gehalt – die Daten *hinter* den sichtbaren Texten. Digitale Medien fördern die reaktive und interaktive Natur des Textes, sie ersetzen den abgeschlossenen, passiven Leseraum der Buchseite durch den Lese-/Schreibraum des Computers.<sup>875</sup> Der Leser wird zum Mitgestalter des Textes, der „reader“ zum „wreader“ (writer-reader). Das Buch historisiert sich immer selbst: Mit seinem Erscheinen definiert es sich als Produkt eines definierten Zeitpunktes in der Vergangenheit – auch wenn es für die Gegenwart Gültigkeit beansprucht, bis es durch eine andere Ausgabe ersetzt wird. Im Gegensatz dazu suggeriert der digitale Text eine implizite Aktualität: er wird im und für den Moment der Lesung erst hergestellt. Seine tatsächliche Historizität („dieser Text ist von vor fünf Jahren

---

<sup>873</sup> Dies gilt sowohl für die Gesamtüberlieferung als auch für die umfassende digitale Edition (dabei dann mit der zusätzlichen Funktionalität, die Fassungen gegeneinander stellen zu können). Bei Van den Branden / Vanhoutte, *Through the Reading Glass* (2007), S. 227 heißt es: „As a matter of fact, the constituted reading text itself has become integrated as ‚just‘ a (commented) view on the textual tradition, against which all variant versions of the text can be plotted“.

<sup>874</sup> Das wiederum konvergiert dann mit den allgemeinen Entwicklungen in den Literaturwissenschaften. Für ein konkretes Beispiel Doppler / Wiesmüller, Adalbert Stifter (2000), S. 44: [Der eingeschlagene editorische Weg] „kommt [...] einer Relativierung der teleologisch-zielgerichteten Sichtweise von Textgenese im Lichte neuer literatur- und zeichentheoretischer Ansätze entgegen, die das Augenmerk auf den textgenetischen Prozeß in seiner Gesamtheit und Verzweigtheit richten. So wäre also gerade im Falle Stifters, für den die Wiederholung als Bestätigung und Befestigung des Geschriebenen ein so zentrales Moment seiner poetischen Arbeit darstellt, die Wiedergabe von invariater und identischem Text nicht als unzulässige Redundanz zu kritisieren, sondern als Sichtbarmachen eines Spezifikums der Entstehung seiner Texte zu bewerten“.

<sup>875</sup> Ross, *Future* (2000), S. 149: Electronic editions „will be ‘writing spaces’, fields of textuality leveled for the play of readers as creators rather than consumers. By putting the results of textualist labor fully at the service of readers, such spaces will fulfill a long-deferred dream of permitting material reconstructions based on informed interpretation“.

und seitdem nicht geändert worden“) müsste erst explizit benannt werden – weil sie nicht dem „default“ des Mediums entspricht.<sup>876</sup>

(5) *Verlust der Grenzen.* Der Text des gedruckten Buches ist durch dessen Buchdeckel bestimmt und begrenzt. Zusammenhänge (z.B. Reihenbildung) und Verweise (sprachlicher Natur) sind zwar implizit gegeben, der Aufwand für ihre Nutzung ist aber vergleichsweise groß. Die als Hyperlinks explizit gemachten Außenbezüge digitaler Texte entfalten durch die Einfachheit ihrer Nutzung dezentrierende, zentrifugale Tendenzen. Online-Ressourcen werden als Navigationsräume ohne strikte Außengrenzen wahrgenommen. Der elektronische Text ist in hierarchisch und netzartig organisierte Inhaltsobjekte zerteilt und voller Anker für die Bezugsetzung von außen oder nach außen. Dadurch wird das Relationsgeflecht zu anderen Texten betont und die Rekombination von Textinhalten begünstigt. Die technischen Wandlungen können hier zur Unterstützung eines Textverständnisses führen, nach dem Texte weniger als autonome Einheiten oder organisches Ganzes gesehen werden und nachdem stattdessen die beständige Neukonstruktion von Textzusammenhängen und die intertextuelle Sinnkonstitution mehr Beachtung erfährt.<sup>877</sup>

(6) *Polymorphismus.* Auf die permanente Synchronizität der Fassungen ist bereits hingewiesen worden. Einen besonderen Bereich markieren hier die unmittelbar visuellen Reproduktionsformen historischer Texte. In der Druckkultur war es immer billiger gewesen, einen Text durch einen neu formulierten und gesetzten Text zu ersetzen, als ihn visuell zu reproduzieren. Unter den Bedingungen digitaler Medien hat sich dies nun umgekehrt. Die fotografische Reproduktion ist gegenüber der intellektuellen Durchdringung in der Herstellung und Publikation so viel kostengünstiger, dass eine Faksimilierung zum ersten Arbeitsschritt und auch in der Präsentation fast zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Auch hierdurch wird das Bewusstsein für die historischen Textformen (die historische Authentizität) gefördert, die Dominanz der modernisierten linguistischen Fassung untergraben und das Konzept des visuellen Textraumes gegenüber dem linearen Textfluss gestärkt.

(7) *Autorität.* Die erhöhte Sichtbarkeit historischer Textfassungen und alternativer Textpräsentationen relativiert den Autoritätsanspruch der jeweils aktuellen Edition

---

<sup>876</sup> Dadurch, dass von digitalen Texten eine unmittelbare „Aktualität“ erwartet wird, erscheinen nicht-aktualisierte Ressourcen schnell als veraltet, manchmal gar als Ruine, verwahrlost, verlassen und aufgegeben. Dabei bewirkt der visuelle Anschlussverlust an die beständige Weiterentwicklung der textlichen digitalen Formensprache zugleich doch wieder eine Historisierung der Textfassung und ermöglicht darüber eine sachgemäße Wahrnehmung (z.B. auch eine zeitliche Einordnung).

<sup>877</sup> Dabei handelt es sich einmal mehr um einen schon älteren literaturwissenschaftlichen Ansatz, der durch die technischen Wandlungen jetzt nur eine neue mediale Realisierung erfährt. Das Konzept zusammengefasst u.a. bei Jonathan Culler, *The pursuit of signs – Semiotics, literature, deconstruction*, Ithaca (NY) 1981, S. 38: „literary works are to be considered not as autonomous entities, ‚organic wholes‘, but as intertextual constructs: sequences which have meaning in relation to other texts which they take up, cite, parody, refute, or generally transform“.

als letztgültiger Fassung. Die tatsächlich überlieferten Dokumente haben eine unhintergehbare materielle Faktizität und damit zumindest eine historische Glaubwürdigkeit. Die Zuweisung von Autorität erfolgt insgesamt verstärkt über die Realität der Dokumente und ihre visuelle Abbildung. Die editorische Textfassung wird auch durch die offenkundige Differenz zur Überlieferung noch stärker als Konstruktion und als situationsgebundene Aufführung erkennbar. Editorische Autorität kann nur durch die Transparenz und Nachvollziehbarkeit des wissenschaftlichen Verfahrens und seiner deutenden Operationen gewonnen werden.<sup>878</sup> Die Edition wird gegenüber dem Leser geöffnet und ihm als Arbeitsmaterial zur Verfügung gestellt. Damit kann ein Kontrollverlust des Editors einhergehen,<sup>879</sup> der seine Identifizierung als Schöpfer der besten Textfassung weiter schwächen würde.<sup>880</sup> In jedem Fall ist die Gültigkeit editorischer Textfassungen an die tatsächlich überlieferten Dokumente eng zurückgebunden. Ubiquitäre Sichtbarkeit und geteilte Aufmerksamkeit bedeuten hier auch verteilte Autorität.

(8) *Widerstand der Medialität.* Elektronische Texte können variabel und dynamisch präsentiert werden. Die Gestalt eines Textes, sein Aussehen, sein Layout ist flüchtig und austauschbar. Nach Belieben können verschiedene Sichten *auf* einen Text generiert werden. Der Text ist situativ. Das bedeutet aber nicht, dass es keinen konzeptionellen oder gar praktischen Rahmen für die Herstellung von Textpräsentationsformen geben würde. Der Bildschirm setzt mit seinem Format, seiner Größe, seiner Auflösung und Farbtiefe äußere Restriktionen, die unsere Freiheit beschränken. Das Bildschirmformat und das Konzept der Verlinkung und des Hypertextes legen eine Zergliederung des Textes in bestimmte kleinere Einheiten nahe.<sup>881</sup> Es gibt auch in den digitalen Medien etablierte Formen der Benutzerführung und der Informati-

---

<sup>878</sup> Transparenz bedeutet aber auch eine erhöhte Sichtbarkeit editorischer Alternativen, die die Zwangsläufigkeit der Editorfassung in Frage stellen. Flanders, *Detailism* (2005), S. 60: „Making those sources [digitale Abbildungen] available to the reader as part of the digital edition would make it possible to understand the editor's rationale for decision-making – indeed, would force that rationale into the open where before it might have been implicit – and would also make it possible for readers to see other possible strategies for handling textual cruxes“.

<sup>879</sup> Dazu bereits Landow, *Hypertext* (1996), S. 79.

<sup>880</sup> Zu den frühen Vorstellungen in der Diskussion um Hypertext und digitale Medien gehört die Idee von der Befreiung des Lesers von den zwischen ihm und dem Text stehenden Autoritäten: Editoren, Verleger, Lehrer. Zur Abkehr vom Autoritätsprinzip und der Emanzipation des Lesers schon Small, *Text-editing* (1993), S. 26f.

<sup>881</sup> Es geht immer auch um eine nutzerorientierte Präsentation. Aus einem Projektbericht: „It was felt that the transcription, translation, and commentary together constituted as much additional information as the majority of readers could comfortably absorb on screen.“ (Beavan, *Text and Illustration* (1997), S. 63f.). Bereits Landow, *Hypertext* (1996), S. 77 hatte darauf hingewiesen, dass die Größe des Bildschirms, den man sich auf der Benutzerseite vorstellt, mit darüber entscheidet, wie man die „chunks“ (die Granularität) eines Hypertext-Systems, die Anmerkungsstrukturen und die Verlinkung konzipieren wird – „screen size has major effects because it has direct impact upon the coherence and usability of scholarly annotation“.

onsvisualisierung, deren Adaption in der eigenen Publikation Sinn machen kann. Der Text wird nach wie vor diesen teils technischen, teils konventionellen Bedingungen unterworfen und angepasst. Auch in digitalen Medien folgt die Textgestalt gewissen Vorgaben und ist nicht vollkommen frei.

(9) *Transmedialität*. Der wichtigste Wandel im Umgang mit dem Text bleibt seine Aufspaltung in zwei ontologische Zustände. Der Text begegnet uns medial präsentiert und vermittelt. Zugleich wird klar, dass es sich bei dem Text um transmediale Daten handelt, die von ihrer Medialisierung *relativ* unabhängig sind. Dabei kann dieser Text zugleich verschiedene Textschichten enthalten und verschiedene Textsichten ermöglichen – also ein *integrativer Text* sein. Als Textpotential liegt selbst die Logik der Medialisierung nicht im Text selbst, sondern in den Algorithmen der Ausformung. Da er erst hier sichtbar wird, gewinnt er einen eher performanten Charakter. Der elektronische Text erscheint mehr wie eine Musiknotation. Auch hier ist der Inhalt in einer Weise formal notiert, die auf den ersten Blick wenig mit der medialen Präsentation der Inhalte gemein hat.<sup>882</sup> Die Musiknotation wird immer erst in der Aufführung zu Musik. Und die Variabilität der Aufführungen kennzeichnet zugleich die Differenz zwischen dem Code und seiner Präsentation. Die Überbrückung der Differenz ist eine mediale Interpretation. Auch beim Text wird der Textcode medial nicht einfach nur „realisiert“, sondern auch „interpretiert“. Der Text als Code und als abstrakte Wissensressource ist interpretationsbedürftiges mediales Textpotential. Er ist in doppelter Hinsicht anschlussfähig: an mediale Aufführung einerseits und an andere transmediale Datenstrukturen und Nutzungsformen andererseits. Der Text ist damit endgültig zu einem Rohstoff geworden. Die wissenschaftliche Edition stellt eine hohe Stufe der kritischen Durchdringung und Verarbeitung der Überlieferung dar – zugleich liefert sie die Rohstoffe für den weiteren Umgang mit dieser Überlieferung.

---

<sup>882</sup> Der Vergleich hat seine Schiefelage darin, dass eine dokumenthaft gefasste Musiknotation selbst wieder eine mediale Präsentation ist - nur eben nicht der Musik, sondern des Codes dahinter.



## 2.4 Zusammenfassung von Teil 2.

Die neuen Technologien und Medien stellen eine Herausforderung für die Edition dar. Neue Möglichkeiten der Arbeit mit der Überlieferung und ihrer Publikation müssen auf ihre Nutzbarkeit im editorischen Geschäft hin überprüft werden. Verschiedene technische Paradigmen führen zu neuen Editionsformen – die sich aber nur sehr zögerlich durchsetzen. Die Untersuchung des Übergangs von analogen zu digitalen Editionsformen muss neben den technischen Aspekten auch die Bedeutung der an der Edition beteiligten Akteure sowie allgemeine (z.B. wissenschaftssoziologische) Faktoren berücksichtigen. Die scheinbar nur technischen und medialen Veränderungen haben bei genauerer Betrachtung auch erhebliche Auswirkungen auf die Inhalte, die Methoden und die theoretischen Grundannahmen der kritischen Edition. Nachdem die Technikgebundenheit der traditionellen editorischen Ansätze auch durch die Alternativität der neuen Medien immer deutlicher zutage tritt, liegt es nahe, das Fundament der Edition zu überdenken. In einer verallgemeinernden Beschreibung wird die Aufgabenstellung der Edition skizziert und schließlich als „erschließende Wiedergabe historischer Dokumente“ definiert.

Die vielfältigen Wandlungen, die mit dem Übergang zu digitalen Formen einhergehen, finden ihren Kern in der Trennung von Inhalt und Form. Der Wandel lässt sich nicht so sehr als ein Wechsel der Medien, sondern vielmehr als eine Befreiung von medialer Gebundenheit beschreiben. Der Zwang zur expliziten Beschreibung aller Daten und Strukturen führt dazu, dass die „Transmedialisierung“ auch ein Ausgangspunkt für die inhaltliche und qualitative Weiterentwicklung der Edition sein kann. In der Unterscheidung von (prämedialer) Repräsentation und (medialer) Präsentation ist das komplexe Verhältnis beider Aspekte angelegt: Repräsentationsformen sind interpretative Recodierungen bestimmter medialer Formen und zugleich auf imaginierte andere Publikationsformen ausgerichtete Abstraktionen. Präsentationsformen sind perspektivisch generierte Sichten oder Realisierungen von Daten und Datenstrukturen.

Einzelne Aspekte der Edition werden eingehender untersucht. Was ist eigentlich der „Gegenstand“ der Edition und was soll sie enthalten? Wie kann die der Edition inhärente Komplexität, die durch die Form-Inhalt-Trennung noch verschärft wird, bewältigt werden? Wie kann die wissenschaftliche Qualität und Zuverlässigkeit der Edition sichergestellt werden? Wie lassen sich tendenziell immer weiter ausgreifende, potenziell „entgrenzte“ Editionen organisieren und dauerhaft bereitstellen? Welche Rolle spielt die Publikation, also die Medialisierung, in einer als transmedial postulierten Edition? Und wenn diese in einer direkter werdenden Wechselwirkung zu ihrer Nutzung durch die Fachwissenschaften steht, wie verändert sich dann auch der Umgang mit Editionen und unser durch sie vermittelter Blick auf die Vergangenheit und unser kulturelles Erbe?





